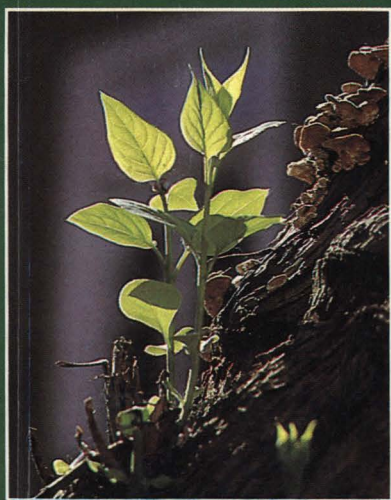


APLteam

**Aus** Kurt  
Heimbucher (Hrsg.)

# Hoffnung leben

Ein evangelisches  
Lesebuch



Brunnen



Kurt Heimbucher (Hrsg.)

# Aus Hoffnung leben

Ein evangelisches Lesebuch

BRUNNEN VERLAG GIESSEN UND  
GNADAUER VERLAG DILLENBURG

ABCteam-Bücher erscheinen in folgenden Verlagen:  
Aussaat- und Schriftenmissions-Verlag Neukirchen-Vluy  
R. Brockhaus Verlag Wuppertal  
Brunnen Verlag Gießen (und Brunnquell Verlag)  
Christliche Verlagsanstalt Konstanz  
(und Friedrich Bahn Verlag/Sonnenweg Verlag)  
Christliches Verlagshaus Stuttgart  
(und Evangelischer Missionsverlag)  
Oncken Verlag Wuppertal und Kassel

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

**Aus Hoffnung leben:**

Ein evangelisches Lesebuch /

Kurt Heimbucher (Hrsg.). – 2. Aufl. –

Giessen : Brunnen-Verl. ;

Dillenburg : Gnadauer Verl., 1989

(ABC-Team ; 412)

ISBN 3-7655-2412-3

NE: GT

2. Auflage 1989

© 1988 Gnadauer Verband, Dillenburg

Satz: Typostudio Rücker & Schmidt

Herstellung: St.-Johannis-Druckerei, Lahr

# Inhalt

Zum Geleit 11

## **Die Stillen im Lande**

Kurt Heimbucher:  
Woher kommt der Name „Pietist“? 13

Wilhelm Busch:  
Was ist eine Gemeinschaftskonferenz? 17

## **Aus Hoffnung leben**

Helmut Lamparter:  
Herr, mein Heiland und mein Hort (Gedicht) 26

Wilhelm Busch:  
„In zehn Jahren ...!“ 27

Kurt Heimbucher:  
Zur Hoffnung berufen 33

## **Zur Zeit und zur Unzeit**

Wilhelm Busch:  
Zwei Sportler und eine alte Frau 39

Heinrich Kemner:  
Im D-Zug Hannover – Basel 42

Wilhelm Busch:  
Zirkus Sarrasani 45

Gerhard Bergmann:  
Jesus enttäuscht uns nie 48

Wilhelm Busch:  
Das Buch des Lebens 51

Gerhard Bergmann:  
Bitte, helfen Sie mir! 55

Wilhelm Busch:  
Singen hilft siegen 59

## **Stille**

Helmut Lamparter:  
Kämpfe den Kampf um die Stille (Gedicht) 63

Johannes Busch:  
Unsere persönliche Stille 64

Wilhelm Brauer:  
Laß die müden Hände sinken (Gedicht) 69

Kurt Heimbucher:  
Wie wir uns fänden 70

Helmut Lamparter:  
O daß es Psalmen gibt! (Gedicht) 75

## **Berufung und Bekehrung**

Jakob Schmitt:  
Wie mir die Sonne aufging 76

Ulrich Parzany:  
Jesus verteidigt mich gegen alle Zweifel  
von außen und innen 78

Annegret Vieten:  
Jesus führt mich 84

## **Zeugen gesucht**

Reinhold Berggötz:  
Was Jesus einst auf Erden wirkte (Gedicht) 88

Jakob Schmitt:  
Stellung beziehen und bereit sein zum Dienst! 89

Theo Schneider:  
Die „Denkanstöße“ haben manches angestoßen! 93

## **Glaube und Unglaube**

Theodor Christlieb: Voltaire und Paulus	97
Heinrich Jung-Stilling: Wider den Vernunftglauben	100
Luise Hubmer: Aus grauer Niederungen (Gedicht)	102

## **Heiligung**

Daniel Schäfer: Wie komme ich zur Heilsgewißheit?	104
Heinrich Jung-Stilling: Selbstprüfung	107
Eva von Tiele-Winckler: Worauf es ankommt (Gedicht)	109
Alfred Christlieb: Die dreifache Bestimmung des priesterlichen Volkes	110
Jacob Engels: Herr, hilf mir! Jeder neue Tag ist dein!	113
Erich Schick: Vom Segnen	116

## **Von Vätern und Müttern**

Georg Traar: Gräfin Elvina de la Tour – Die Waisenmutter und Evangelistin in Kärnten	124
Rolf Scheffbuch: Unsere Väter Kullen	127
Edgar Schmid: Dora Rappard – Die Mutter von St. Chrischona	139

Jakob Schmitt:	
Paul Humburg – Ein Herz für die Brüder	151
Hans Brandenburg:	
Walter Michaelis – Glaube und Denken	156
Kurt Heimbucher:	
Unsere Tante Anna – Leben aus der Dankbarkeit	167
Kurt Heimbucher:	
Eduard von Pückler – Ein Reichsgraf wird Stadtmissionar	177
Paul Deitenbeck:	
Auch die „Väter im Glauben“ waren Menschen	185

### **Lebensführung**

Erhard Diehl:	
Paul Deitenbeck – Eigentlich nichts Besonderes	200
Theodor Christlieb:	
Aus dem Tagebuch eines Theologieprofessors	211
Hans Dannenbaum:	
Erkennt doch, wie wunderbar (Gedicht)	215
Jakob Schmitt:	
Zwei Nachbarinnen unterhalten sich	216
Lotte Bormuth:	
Alles ist wieder in Ordnung	217
Wolfgang Kleemann:	
Hat Michael denn kein Gewissen?	223

### **Krankheit, Not und Leid, das Alter**

Elias Schrenk:	
Heilung durch den Glauben	227
Gertrud Berg:	
Mit Kindern auf der Flucht	232



Elias Schrenk:  
Gedanken über das Alter 236

### **Ein Wort der Mahnung**

Adolf Köberle:  
Auch der Pietismus muß auf der Wacht sein 242

### **Ausklang**

Kurt Heimbucher:  
Danken und Denken 250

Fritz Schmidt-König:  
Wo sind die Hände, die mich halten (Gedicht) 252

Quellennachweis 253



## Zum Geleit

Wenn man den Apostel Petrus gefragt hätte, was er unter einem Christen versteht, so hätte er antworten können: „Ein Christ ist ein Mensch, der wiedergeboren ist zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten“ (1. Petr. 1,3).

In der Tat: Das war das Neue in der alten Welt damals, als der Apostel lebte. Hoffnung brach auf. Christen waren Menschen, die von der Hoffnung sprachen und die sie lebten. Sie ließen die Köpfe nicht hängen, resignierend, trostlos, hoffnungslos. Sie gingen tapfer durch die Zeit in das Morgen hinein. Sie wußten um ein großes, leuchtendes Ziel. Christen waren und sind keine herrenlosen Leute. Sie haben einen lebendigen Herrn, der gestern war, der heute ist und der morgen sein wird. Es ist Ostern geworden auf dieser Erde. Das Leben hat über den Tod triumphiert. Jesus Christus, der Sohn Gottes, hat den Tod besiegt. Nun ruft der auferstandene Herr allen denen zu, die ihr Leben ihm anvertrauen: „Weil ich lebe, darum werdet ihr auch leben.“

Auch unsere heutige Zeit ist – wie die Zeit, in der die Apostel damals lebten – gekennzeichnet von Angst und Hoffnungslosigkeit, von Frustration und Resignation, von Pessimismus und Weltuntergangsstimmung. Der fröhliche Fortschrittsoptimismus und der schwärmerische Glaube an die Vernunft des Menschen sind weithin verschwunden. Ängstlich fragen die Menschen: Wohin gehen wir? Was kommt auf uns zu?

Da sind auch heute Christen gefordert, von der Hoffnung zu sprechen und die Hoffnung zu leben. Sie sind herausgefordert, Zeichen der Hoffnung zu setzen in unserer alten und müde gewordenen Welt.

Ein Lesebuch ist dieses Buch. Ich nenne es „evangelisches Lesebuch“. In diesem Buch kommen Frauen und Männer zu Wort, die aus dem Bereich des Pietismus stammen. In Gedichten und Geschichten, in Besinnungen und in Interviews nehmen sie Stellung zu Fragen aus den verschiedensten Lebensbereichen. Dieses Lesebuch soll Glauben wecken und Glauben stärken. Es soll Schwerpunkte aufzeigen, die für die Pietisten immer wichtig gewesen sind.

Ich danke allen Verlagen, die uns die Abdruckerlaubnis der Texte gegeben haben. Auch dem Brunnen Verlag danke ich herzlich für die Herstellung des Buches.

Es wäre mir eine ganz große Freude, wenn dieses Buch Freude in Herzen und Häuser bringen, wenn es Hoffnung wecken und auffrischen, wenn es zu einem Leben mit dem lebendigen Christus heute ermutigen würde.

Im Frühjahr 1988

Kurt Heimbucher

## Woher kommt der Name „Pietist“?

Die Pietisten haben sich gern als die „Stillen im Lande“ bezeichnet.

Dieser Ausdruck geht zurück auf den Psalm 35. Dort heißt es: „Denn sie trachten Schaden zu tun und suchen falsche Anklagen wider die Stillen im Lande“ (Vers 20). Die „Stillen im Lande“ sind Menschen, die unter Gott leben, die mit ihm rechnen, die ihm vertrauen. Menschen, die zu ihm rufen, ihn loben und ihm danken, die nach seinen Geboten fragen und seinen Willen tun wollen. Kurz: Es sind Leute, die ein frommes Leben führen wollen. Nicht im Rampenlicht der Öffentlichkeit soll das geschehen, sie wollen nicht angeben und prahlen. Sie wollen ein verborgenes, frommes Leben mit Gott führen. Dabei werden die „Stillen im Lande“ oft zum Spielball der Einflußreichen, der Mächtigen, der Gottlosen. Aber gerade wenn sie verfolgt werden, wenn ihnen Unrecht geschieht, wenn man sie schmätzt – sie sind doch ein Stachel im Gewissen der Gesellschaft. Sie schreien zu Gott und vertrauen ihm ihre Sache und ihr Leben an, weil sie sonst keine Hilfe finden.

Gott bekennt sich zu den „Stillen im Lande“. In Psalm 12 lesen wir den leidenschaftlichen Ausruf Gottes: „Weil die Elenden (die Stillen im Lande) Gewalt leiden und die Armen seufzen, will ich jetzt aufstehen, spricht der Herr, ich will Hilfe schaffen dem, der sich danach sehnt.“

In der Kirchengeschichte wird der Ausdruck „Die Stillen im Lande“ immer wieder erwähnt im Zusammenhang mit Gerhard Tersteegen (1697-1769). In der Abgeschiedenheit eines kleinen ländlichen Hauses tat er seinen stillen Dienst – Anbetung, Versenkung und innere Entsa-

gung. Nach außen wirkte er besonders durch Briefe. Es sammelte sich ein großer Freundeskreis um ihn. Diese Menschen lebten im gleichen Sinne wie er und wurden darum „die Stillen im Lande“ genannt. Tersteegen diente diesem Freundeskreis mit Liedern, seinen „Geistlichen Brosamen“ und seinem Buch „Der Frommen Lotterie“. Er war ein begnadeter Seelsorger, der sich auch stets um die leiblich Kranken kümmerte. Er selbst war oft krank.

Freilich soll nicht verschwiegen werden, daß dieser stille Mann als einer der ersten den Kampf gegen die um sich greifende Aufklärung aufnahm. Mit seiner Schrift: „Gedanken über die Werke des Philosophen von Sanssouci“ legte er sich mit einem der bedeutendsten Männer seiner Zeit an, mit König Friedrich dem Großen. Als man dem König von der Schrift berichtete, rief er aus: „Können das die Stillen im Lande?“

Einer, der sogar in seinem Namen zum Ausdruck bringen wollte, daß er sich zu den Stillen im Lande rechnete, war Heinrich Jung, der größte Sohn des Siegerlandes, der sich selbst Jung-Stilling nannte. Dabei darf man nicht übersehen, daß dieser hochgebildete Mann Verbindung zu fast allen geistigen Größen seiner Zeit unterhielt: Lavater, Goethe und andere.

Die Pietisten haben sich schließlich diesen Ausdruck zu eigen gemacht: „Wir wollen die Stillen im Lande sein.“

Wie kam es eigentlich zu der Bezeichnung „Pietisten“? Man bezeichnet in Deutschland gern Philipp Jakob Spener (1635-1705) als den Vater des Pietismus. Freilich stammt dieses Wort nicht von ihm, ja er hat es überhaupt nicht geliebt. Er befürchtete, und nicht zu Unrecht, daß die neue Bewegung verdächtigt werden könnte, sich zur Sekte zu entwickeln, und daß ihre Anhänger als Frömmeler und Heuchler bezeichnet werden würden.

Ganz zuverlässig ist immer noch nicht geklärt, woher der Name „Pietist“ stammt. Es wird vermutet, daß um

1675 – also in dem Jahr, in dem Speners Programmschrift die „Pia Desideria“ erschien – die Bezeichnung im Fürstentum Hessen/Darmstadt geprägt wurde.

Allgemein bekannt geworden ist der Name durch ein Gedicht, das der Professor der Poetik Joachim Feller in Leipzig verfaßt hat. Er stellte sich damit hinter die als „Pietisten“ verspotteten jungen Magister und Studenten. Aktueller Anlaß war der Tod eines Studenten, der sich zu der neuen Bewegung hielt:

„Es ist jetzt stadtbekannt, der Nam' der Pietisten;  
Was ist ein Pietist? Der Gottes Wort studiert,  
und nach demselben auch ein heil'ges Leben führt.  
Das ist ja wohlgetan, jawohl von jedem Christen.  
Denn dieses macht's nicht aus,  
wenn man, nach Rhetoristen  
und Disputanten Art sich auf der Kanzel ziert  
und nach der Lehre nicht lebt heilig, wie es gebührt  
die Pietät, die muß voraus im Herzen nisten.  
Der baut auch zehnmal mehr,  
als wohlgesetzte Wort,  
ja alle Wissenschaft, sie nutzt auch hier und dort.  
Drum weil der Sel'ge war bei mancher schönen Gabe  
und nimmermüdem Fleiß ein guter Pietist,  
so ist er nunmehr auch ein guter Quietist,  
die Seel' ruht wohl in Gott,  
der Leib wohl auch im Grabe.“

Schriebs in Paulina L. Joachim Feller, P.P. und der  
Universität Bibliothecarius.

In der Tat: Der Name „Pietist“ – zunächst vor allem polemisch verwandt – bürgerte sich ein. Dafür sorgte schon Feller, der in einem neuerlichen Gedicht das persönliche Bekenntnis ablegte:

„Ich selber will hiermit gestehen ohne Scheu,  
daß ich ein Pietist ohn' Schmeich und Heucheln  
sei!“

Aus dem Schmäh- und Schimpfwort „Pietist“ haben die Anhänger dieser geistlichen Bewegung in den evangelischen Kirchen einen Ehrennamen gemacht. Und dieser Name hat sich durchgesetzt.

Die Pietisten sammelten sich um das Wort Gottes und zum Gebet. Sie waren die „Stillen im Lande“, die jedoch einen großen geistlichen Einfluß auf Volk und Kirche ausübten.

Freilich blieben die Pietisten nicht immer still. Sie wußten, daß die Wiedergeburt zur Weltverantwortung führen muß. Darum entwickelten sich Aktivitäten in vielen Bereichen, in Schule, Erziehung und Bildung, im Blick auf die sozialen Probleme und Fragestellungen der Zeit und in der Weltmission.

Die frühen pietistischen Väter waren sehr verschieden geprägte Persönlichkeiten. Da war der stille Gelehrten-typ Spener. Daneben entfaltete sich der stürmische August Hermann Francke. Da war der Mann mit der ökumenischen und weltmissionarischen Weite, Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, und da war der nüchterne Schwabe, ganz auf das Wort der Schrift geworfen und bezogen, Johann Albrecht Bengel. Da war der zurückgezogene Gerhard Tersteegen, von dem doch so große Wirkungen ausgingen, und da war der radikale Gottfried Arnold.

Der Pietismus ist keine uniformierte Armee, sondern lebendige Menschen wurden von Gott geprägt. Gott gebrauchte jeden auf seine Weise zum Dienst in seiner Gemeinde und an der Welt.

Die Gemeinschaftsbewegung, wie sie im Gnadauer Verband zusammengefaßt ist, will bewußt eine pietisti-



sche Bewegung sein. Auch in ihr laufen die verschiedenen Akzente zusammen, die die Väter gesetzt haben. Das bedeutet auch heute – wie schon zu Zeiten der Väter: Vielfalt, Reichtum und Spannung. Auch der Pietismus ist kein spannungsfreier Raum. Das war gestern so, und das ist heute so. Als Gemeinschaftsleute nennen wir uns gern Pietisten und wollen zu den „Stillen im Lande“ gehören. Die Sammlung um die Bibel, dem Wort des lebendigen Gottes, und zum Gebet sind der tragende Grund unseres Lebens. Daß sich daraus Konsequenzen für das persönliche Leben, für das Leben in Volk, Kirche und Gesellschaft ergeben, ist selbstverständlich.

Damit kein Mißverständnis bleibt, möchte ich zum Schluß jedoch nochmals betonen: Christ ist unser Hauptname, Pietist ist unser Beiname.

WILHELM BUSCH (1897 – 1966)

## Was ist eine Gemeinschaftskonferenz?

*Zu den typischen Kennzeichen der Pietisten gehören die Gemeinschaftskonferenzen. Pastor Wilhelm Busch, der selbst über viele Jahre eine solche Konferenz, nämlich die Tersteegen-Konferenz in Essen und Mülheim/Ruhr, leitete und auf vielen anderen Gemeinschaftskonferenzen das Wort Gottes verkündigte, hat erklärt, wie eine solche Konferenz zu verstehen ist.*

*Was ist eine Gemeinschaftskonferenz?:  
Die Speisung in der Wüste*

Fünftausend Menschen waren zusammengeströmt, um den Herrn Jesus zu sehen und zu hören. „Da hob Jesus seine Augen auf und spricht zu Philippus: „Wo kaufen wir Brot, daß diese essen?“

Der Herr sah den Hunger. Nun, es ist auch heute viel Hunger in der Welt – ich meine jetzt geistlichen Hunger! Die Menschen unserer Tage erfahren, was Tersteegen so ausgedrückt hat: „Kreatur / Ängstet nur ...“ Oder, wie es in einem Lied heißt: „Sie essen – und sind doch nicht satt, Sie trinken – und das Herz bleibt matt, Denn es ist lauter Trügen ...“

Der Herr Jesus hat sich nicht im Ernst gesorgt, wo er Speise für die 5 000 hernehmen sollte. Man brachte ihm fünf Gerstenbrote und zwei Fische. Diese geringen Gaben segnete er. Dann gab er sie den Jüngern. Die teilten aus. Und alle wurden satt.

Das ist ein schönes Bild für eine Gemeinschaftskonferenz. Da kommen heutzutage auch oft Hunderte und Tausende zusammen. Sie wissen alle, daß hier keine irdischen Güter zu holen sind. Ja, viele setzen sogar allerlei an Kraft, Geld und Zeit daran, um an einer solchen Konferenz teilzunehmen.

Und da finden sich auch mancherlei „Jünger“ ein. Sie dürfen „austeilen“. Sie dürfen Zeugnis geben und Reden halten. Aber sie machen das Volk nicht satt. Ihr Eigenes gleicht oft den wenigen Broten und den armseligen zwei Fischlein.

Aber der Herr ist da! Und er bewirkt, daß von dem Wenigen, was die Jünger austeilten, alle satt werden. Ja, es bleibt sogar noch übrig, daß man denen, die zu Hause geblieben sind, noch von der Speise, die man empfangen hat, mitteilen kann.

Das also ist eine rechte Gemeinschaftskonferenz: eine Versammlung, bei der Jesus die hungrigen Herzen satt macht mit der Speise seines Wortes. Und das geschieht mitten in der dünnen Wüste dieser Welt!

*Was ist eine Gemeinschaftskonferenz?:  
Ein Maulbeerbaum, von dem aus man Jesus sieht*

Da steht im Neuen Testament die schöne Geschichte von dem Oberzöllner Zachäus. „Er begehrte, Jesus zu sehen, und konnte nicht vor dem Volk. Denn er war klein von Person.“

So geht es zu in dieser Welt, daß man in dem Getümmel der vielen Menschen den Herrn Jesus nicht sehen kann. Der Zachäus wußte sich zu helfen: Er stieg auf einen Maulbeerbaum.

Das gab wahrscheinlich ein heimliches Gelächter, als der reiche Mann auf einen Baum stieg – wie ein Junge. Aber von diesem Baum aus konnte er nun den Herrn Jesus sehen. Solch ein Maulbeerbaum soll eine rechte Gemeinschaftskonferenz sein! Sie soll ein Baum sein, von dem aus die Menschen den Herrn Jesus sehen können.

Wahrscheinlich geht es manchem Besucher einer solchen Konferenz wie dem Zachäus: daß er Spott und Verachtung tragen muß, weil er an einer Versammlung des armen Volkes Gottes teilnimmt. Aber was tut es! Wenn er nur Jesus sehen kann.

Darum also können wir uns auf unseren Gemeinschaftskonferenzen nicht befassen mit den Fragen der Zeit und den Problemen des Tages. Jesus muß im Mittelpunkt stehen! Jesus allein, der Gekreuzigte und aus dem Grabe erstandene und erhöhte Sohn Gottes!

Der Zachäus blieb allerdings nicht auf dem Baum. Er

sah Jesus. Aber es geschah dann, daß Jesus bei ihm einkehrte und sein verpfushtes Leben neu machte.

Ja, dazu sollen unsere Konferenzen dienen, daß Sünder zu denen kommen, von denen das Johannes-Evangelium sagt: „Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben.“

*Was ist eine Gemeinschaftskonferenz?:*

*Ein Jakobsbrunnen, an dem Jesus mit einer Seele redet*

„Bist du denn mehr als unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat, und er hat daraus getrunken und seine Kinder und sein Vieh?“ So fragte eine Frau in einer heißen Mittagsstunde den Herrn Jesus, den sie am Brunnenrand sitzend antraf.

Und nun entwickelte sich ein seelsorgerliches Gespräch zwischen dem Herrn Jesus und der Frau. Bei dieser Unterhaltung wurden Sünden aufgedeckt. So gewaltig wurde die Frau ins Licht gestellt, daß sie später die Leute in ihrem Städtchen zusammenrief: „Kommt, seht einen Menschen, der mir gesagt hat alles, was ich getan habe, ob er nicht Christus sei!“

So sollte eine Gemeinschaftskonferenz auch sein, daß mitten im Getümmel eines großen Volkes der Herr Jesus zu einzelnen Seelen sprechen kann – von ihrer Sünde und von seinem Kommen zum Heil.

Darum können unsere Gemeinschaftskonferenzen nicht „Kundgebungen“ sein. Denn bei einer „Kundgebung“ ist der einzelne immer nur ein Körnlein in der Masse. Eine Kundgebung bekommt ihre Macht aus der Zusammenfassung vieler Einzelwillen zu einem einzigen. Dabei geht der einzelne unter.

Unsere Gemeinschaftskonferenzen müssen immer so

sein, daß der Herr zu der einzelnen Seele sprechen kann.

Das sind gesegnete Konferenzen, wo Sünden ans Licht kommen und wo Jesus seine Herrlichkeit offenbart in ein Herz hinein, so daß dieses Herz nun – wie bei jener Frau – zu einem lebendigen Zeugnis gedrängt wird.

*Was ist eine Gemeinschaftskonferenz?:*

*Ein gegenseitiges Mutmachen der Streiter des Herrn*

„Da nun Joab sah, daß vor und hinter ihm Streit wider ihn war, erwählte er aus aller jungen Mannschaft in Israel und stellte sich gegen die Syrer. Das übrige Volk aber tat er unter die Hand Abisais, seines Bruders, daß sie sich rüsteten wider die Kinder Ammon, und sprach: Sei getrost, und laß uns getrost handeln für das Volk und für die Städte unseres Gottes.“

Das war eine gefährliche Lage für den Joab, den Feldhauptmann Davids: „vorne und hinten Streit“!

Ist Gottes Volk nicht immer in dieser Lage, daß „vorne und hinten“ Streit ist?!

Von vorne greift der Unglaube an und weist mit klugen Worten nach, wie unser Glaube ein Unsinn sei. Und von hinten kommt die Schwärmerei in die Reihen der Gotteskinder und führt sie weg vom Heer Gottes zur Menschenknechtschaft.

„Von vorn und hinten Streit“! Von vorne greifen die Feinde der Kirche Jesu Christi an. Und von hinten dringen die falschen Propheten einer modernen Theologie in die Reihen der Streiter Jesu Christi ein.

„Von vorn und hinten Streit“! Von vorn kommen die massiven Verlockungen des „betrügerischen Reichtums“, der Sünden und Sorgen dieser Welt, auf uns zu. Und von hinten werden wir heimlich angegriffen von unserm eigenen Fleisch und Blut, das dem Geiste Gottes widerstrebt.

Was war das nun für eine herrliche Szene, als da der ältere Bruder Joab dem jüngeren Abisai die Hand schüttelte und ihm Mut zusprach: „Sei getrost!“ Und dann verwies er ihn auf den Herrn, der seine Kriege im Grunde selbst führt, so daß wir ruhen und zuschauen dürfen, wie er seine Feinde besiegt.

Das soll nun eine Gemeinschaftskonferenz sein: so ein Begegnen alter und junger Streiter – so ein gegenseitiges Mutmachen – solch ein Hinweisen auf den herrlichen Herrn und Erlöser.

Der Herr schenke es unsern Konferenzen, daß wir als getröstete Leute nach Hause gehen können!

*Was ist eine Gemeinschaftskonferenz?:  
Ein Tempelberg zu Jerusalem, wo Gottes Volk  
zu Lob und Anbetung zusammenkommt*

Als der Herr Jesus 12 Jahre alt war, durfte er zum erstenmal mit seinen Eltern nach Jerusalem zu einem der großen Gottesfeste.

Ich glaube, wir können uns nur schwer eine Vorstellung davon machen, welche Freude für das alttestamentliche Volk Gottes über diesen Festen lag.

Als Junge geriet ich in Frankfurt/Main mit einem Freund in einem der engen Judengäßchen in die Wohnung eines Rabbi, der mit unendlicher Mühe ein Modell des salomonischen Tempels gebaut hatte. Ich werde nie vergessen, mit welcher Liebe, ja Inbrunst dieser Rabbi uns Jungen den Tempel erklärte. Aus seinen Worten spürten wir jungen Burschen die unendliche Sehnsucht nach dem Tempel.

Wie gewaltig mag nun die Freude der Festpilger gewesen sein, wenn sie zum Fest nach Jerusalem zogen!

Diese Freude am Zusammenkommen in Jerusalem

klings uns entgegen aus dem 122. Psalm, den die Festpilger wohl sangen beim Einzug in die Stadt:

„Ich freute mich über die, so mir sagten:  
Lasset uns ins Haus des Herrn gehen!  
Unsere FüÙe stehen in deinen Toren,  
Jerusalem.  
Jerusalem ist gebaut, daß es eine Stadt sei,  
da man zusammenkommen soll,  
da die Stämme hinaufgehen,  
die Stämme des Herrn,  
wie geboten ist dem Volk Israel,  
zu danken dem Namen des Herrn.  
Denn daselbst stehen die Stühle zum Gericht,  
die Stühle des Hauses David.

Wünschet Jerusalem Glück!  
Es möge wohlgehen denen, die dich lieben!  
Es möge Friede sein in deinen Mauern  
und Glück in deinen Palästen!  
Um meiner Brüder und Freunde willen  
will ich dir Frieden wünschen.  
Um des Hauses willen des Herrn, unseres Gottes,  
will ich dein Bestes suchen.“

Diese alttestamentlichen Gottesfeste sind ein Vorbild einer rechten Gemeinschaftskonferenz.

Welch eine Freude liegt über dem Zusammenkommen des Gottesvolks! Wie manch einer steht auf einem einsamen Posten in dem halbheidnischen Galiläa unserer Tage. Nun darf er bei solch einem Treffen einmal in der großen Gemeinde seinen Gott loben und anbeten. Nun darf er Brüder und Schwestern treffen, die mit ihm auf dem Wege sind.

Ja, solche Gemeinschaftskonferenzen sind immer

schon ein vorweggenommenes Stück des Himmels, wo Gottes Volk gemeinsam anbetet und lobt – „wo jeder seine Harfe bringt / Und sein besondres Loblied singt“.

Ich sagte im Anfang: In dieser Zeit geistlicher Armut und Dürre bekommen unsere Konferenzen neue Bedeutung. Darum sollten die Kinder Gottes den Besuch einer dieser Konferenzen wenigstens einmal im Jahr einplanen.

Da muß man am Anfang des Jahres sich vornehmen: Wir planen jetzt den Henhöfertag in Baden, die Tersteegenruhe-Konferenz, die Ludwig-Hofacker-Konferenz in Württemberg, die Gnadauer Gemeinschaftskonferenz oder die Allianz-Konferenz in Siegen (und andere) ein. Dafür wird Zeit frei gemacht, und dafür wird Geld gespart! Und es wird sorgfältig überlegt, welche von den Kindern man mitnehmen kann und welche für ein paar Tage der Großmutter anvertraut werden. Das alles will vorbereitet sein von langer Hand. So haben es die Eltern Jesu und das alttestamentliche Gottesvolk gehalten.

Es gibt so viele Christenleute, die können nur schelten über die vertrockneten Quellen in der Kirche oder auch in der Gemeinschaft. Aber zu den Oasen, wo das Wasser des Lebens reichlich fließt, kommen sie nicht, weil sie sich die Mühe einer langen Vorbereitung nicht machen wollen.

Kommt!

Und es möge uns allen gehen wie jenem schwäbischen Bauern, von dem ich in meiner Jugend erzählen hörte.

Der wollte so gern einmal in seinem Leben zu einem Jahresfest der Basler Mission reisen. Sie dauerten eine Woche lang. Und das Volk Gottes kam aus der Nähe und Ferne zusammen und bekam nicht nur Orientierung über Missionsfragen, sondern auch viele gute, geistliche Speise.

Der Bauer also fühlte den Drang so stark, daß er eines



Tages einen kleinen Acker verkaufte, um nach Basel fahren zu können. Das war für ihn ein großes Opfer.

Als er zurückkam, fragte man ihn: „Nun, wie war es denn?“ Da antwortete er schlicht und überzeugt: „Es war's Äckerle wert!“

So müssen unsere Konferenzen sein! Der Herr schenke es uns!

*Herr, mein Heiland und mein Hort,  
darf ich dich so nennen?  
Lebst du nur im Glauben fort  
derer, die dich kennen?*

*Ist es fromme Theorie,  
daß du aus den Banden  
an dem dritten Tage früh  
leiblich auferstanden?*

*War sie leer, die Lagerstatt,  
als die Frauen kamen?  
Leuchtet uns auf unsrem Pfad  
Nur dein Wort, dein Namen?*

*Ach, es wäre Grund genug,  
um sich in den Gassen  
dieser Welt voll Tand und Trug  
mit dir zu befassen!*

*Doch zu wenig, um der Nacht  
wirklich zu entrinnen –  
fern von deiner Heilandsmacht  
müßten wir von hinnen!*

*Dank sei Gott, dein Grab war leer!  
Kunde, kaum zu fassen –  
auch ich darf sie, Gott zur Ehr',  
hören, wahr sein lassen.*

*Auferstanden bist du, Herr,  
Sieger ohnegleichen.  
Keinem bleibst du schuldig mehr  
deine Lebenszeichen.*

*Helmut Lamparter*

WILHELM BUSCH (1897-1966)

## „In zehn Jahren ...!“

Die Riegel meiner Gefängniszelle klirrten. Die Türe wurde aufgerissen. „Herauskommen zum Verhör!“

Wieder einmal wurde ich die langen Korridore entlanggeführt zu den Büros der Gestapo.

Ich war so unsagbar müde. Was wollten sie denn jetzt wieder von mir? Ach, ich wußte es ja ganz genau: Sie wollten von mir Aussagen erzwingen über die kämpfende Bekennende Kirche. Und ich konnte doch unmöglich meine Brüder verraten.

Nun ging das schon wochenlang so: Zermürendes Warten in der engen Zelle und noch zermürendere Verhöre. Kurz darauf stand ich wieder vor meinen Quälgeistern. Wie ich diese drei Gesichter dort hinter dem breiten Tisch nun allmählich kannte! Diese blassen, verlebten, seelenlosen und grausamen Gesichter!

Aber – o Wunder – heute lag ein freundliches Lächeln über ihren Gesichtszügen. Ich erschrak: Was hat das wohl zu bedeuten? – Und nun bot man mir sogar einen Stuhl an! Das war neu. Sollte jetzt das „Zuckerbrot“ erreichen, was die „Peitsche“ nicht fertiggebracht hatte? Ich ging innerlich in Abwehrstellung.

Und dann fing einer von den dreien an: „Wir haben Sie nun eine Zeitlang beobachtet. Und da haben wir schon gemerkt, daß Sie gar nicht so übel sind. Nur ...“

Er räusperte sich. Und ich wußte: Jetzt kommt es! Er fuhr fort: „Nur – Sie sitzen auf einem falschen Pferd.“

„Jawohl!“

„Ja, das müssen Sie nun langsam begreifen, daß dieser Beruf völlig überholt ist. Wir werden in Zukunft keine Jugendpfarrer mehr brauchen.“

Ich muß wohl ein etwas erstauntes Gesicht gemacht haben. So fühlte er sich gedrungen, mir die Sache noch etwas deutlicher zu machen: „Wir haben heute eine neue Weltanschauung. Das Christentum hat ausgespielt. Ich sage Ihnen: In zehn Jahren wird kein junger Mensch in Deutschland mehr wissen, wer Ihr imaginärer Jesus ist! Dafür werden wir sorgen!“

Und dann kam ein freundliches Angebot: ich solle doch einen anderen Beruf ergreifen. Sie wollten mir gerne behilflich sein. Ja, sie machten mir sogar allerlei Vorschläge. Es war rührend, wie diese harten Männer um meine Zukunft besorgt waren.

Leider war ich nicht imstande, solche freundlichen Offerten anzunehmen. So wurden sie schließlich ärgerlich, und ich wanderte die langen Korridore zurück – in die Zelle.

Das wurde ein schwerer Abend! „In zehn Jahren wird kein junger Mensch mehr wissen, wer Jesus ist!“ Immer hörte ich diesen harten Satz. Warum sollte es nicht wahr werden? Gott kann doch einem Volke das Evangelium wegnehmen! Aber – welche Finsternis mußte dann in meinem Volke anbrechen!

Es ist eine wunderliche Sache, wenn Menschen mit solcher Bestimmtheit etwas über die Zukunft aussagen. Es war ja eines der Kennzeichen jener seltsamen Zeit des „Dritten Reiches“, daß jeder, von dem „Führer“ angefangen bis zum kleinsten Funktionär herab, mit geradezu erstaunlicher Sicherheit die Zukunft durchschaute. Nur – daß über all dem das Wort aus dem 2. Psalm stand: „Der im Himmel wohnt, lacht ihrer ...“

In jener dunklen Abendstunde in der Gefängniszelle aber hörte ich dies tröstliche und unheimliche Lachen nicht. Mein Glaube war so schwach. Er hörte nur das lästerliche Lachen der Hölle: „In zehn Jahren wird kein junger Mensch mehr wissen, wer Jesus ist!“

Gott aber tut mehr, als unser Glaube fassen kann!

Es war sieben Jahre später, an einem Sonntag im Jahre 1945.

Strahlender Sonnenschein weckte mich in der Frühe auf. Sofort überfiel mich der Gedanke an unsere gegenwärtige Lage, welcher die widerstreitendsten Gefühle in mir auslöste: Dahin waren die Ehre und Würde meines Volkes! Zerstört lagen die Städte, ganz besonders auch die Stadt Essen, der meine Lebensarbeit galt. Meine liebe alte Kirche lag in Trümmern! Mein Haus war verbrannt! Mein Sohn war irgendwo in Rußland begraben. Überall ging der furchtbare Hunger durch das Land! Oh, wie haben wir gehungert in jenen Tagen nach dem Krieg! Aber – was war das gegen den unsagbaren Jammer: Die Blüte der jungen Mannschaft war tot, geopfert den wahnsinnigen Träumen einiger Politiker!

Und doch – der Krieg war zu Ende. Zu Ende die schrecklichen Bombennächte. Zu Ende die sinnlosen Zerstörungen. Zu Ende auch – ich atmete auf – die Quälereien der Gestapo. Zu Ende all die sinnlosen Verbote für unsere Jugendarbeit ...

Da klingt auf einmal in mein Sinnieren hinein ein unsagbar fröhlicher Ton. Irgendwo da draußen zieht ein Posaunenchor heran und spielt: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud / In dieser schönen Sommerzeit / An deines Gottes Gaben ...“

Nun hält es mich nicht mehr im Bett. Ich springe an das offene Fenster! Welch ein überwältigender Anblick: Im Morgensonnenglanz liegen die waldbedeckten Höhen des Siegerlandes. „O Täler weit, o Höhen / Du schöner, grüner Wald ...!“ Mein Fenster ist wie eine Warte, von welcher der Blick weit, weit hinausgeht in das Land.

Aber dann wird mein Blick gefesselt durch das, was unter meinem Fenster vorgeht: Da führt die große Landstraße von Siegen nach Dillenburg vorbei. Und auf die-

ser Straße zieht ein Zug heran: Vorn die Posaunen. Jubelnd schmettern sie Paul Gerhardts Sommerlied: „Ich selber kann und mag nicht ruhn, / Des großen Gottes großes Tun / Erweckt mir alle Sinnen ...“

Den Posaunen folgen junge Männer. Es sind noch nicht viele! Die meisten leben noch in Kriegsgefangenschaft. Und wie viele kommen nie mehr nach Hause! Aber dies Trüpplein von 20 Mann macht doch das Herz lachen. Und dann kommen die Jungen! Und dann die Mädchen. Und dann – in einem sehr ungeordneten Haufen – Männer, Frauen und kleine Kinder.

Über dem ganzen Zug liegt eine Freude, die man nicht beschreiben kann! Jahrelang waren solche christlichen Feste verboten. Zum erstenmal wieder trifft man sich! Gerade unter meinem Fenster stößt der fröhliche Zug auf einen anderen Menschenhaufen, der um die Kurve von Siegen her kommt. Die Posaunen brechen ab, die Züge lösen sich auf. Fröhlich begrüßt sich junges Volk.

Mir ist, als träumte ich!

Aber nun ist mir vor lauter Freude der Erinnerung an jenen großen Tag beim Schreiben der „Gaul durchgegangen“. Und der arme Leser weiß gar nicht recht, wo wir uns eigentlich befinden.

Zwischen Siegen und Dillenburg führt die Landstraße über einen der höchsten Punkte dieses Berglandes. Man nennt ihn den Rödgen. Dort stehen nur ein paar Häuser: zwei Bauernhöfe, ein Kurhaus, ein Pfarrhaus und eine herrliche, sehr alte, große Kirche.

In der dortigen Gegend hat Gott im vorigen Jahrhundert gewaltige Erweckungen gegeben. Und bis zum heutigen Tage ist das „fromme Siegerland“ bekannt durch ein reges geistliches Leben. Dies hatte sich auch gezeigt bei den Missionsfesten auf dem Rödgen, zu denen in früheren Jahren immer sehr viel junges Volk herbeigeströmt war.

Das hatte die Machthaber des „Dritten Reiches“ verstimmt. Und so hatte man das Fest verboten.

Nun waren die Fesseln gefallen. Zum erstenmal wieder sollte Jugendmissionsfest auf dem Rödgen gefeiert werden!

Wie ein Feuer war diese Botschaft durch das Land gegangen. „Jugendmissionsfest auf dem Rödgen!“ Da strömte das Volk herbei! Und aller Jammer der Zeit, alle Sorgen und Nöte gingen unter in der unbeschreiblichen Freude, die über dem Volke Gottes liegt, wenn man „zusammenkommt“.

Das sah ich aus dem Fenster des hochgelegenen Pfarrhauses. Auf allen Wegen zog es heran. Von allen Richtungen her klangen Posaunen!

Wie schnell war ich in den Kleidern! Und nun hinunter! Als ich die junge Pfarrfrau sah, ging mir ein Stich durchs Herz. Auch hier hatte der Jammer der Zeit seine dunklen Fittiche gebreitet: Der Pfarrer war in Rußland vermißt. Die junge Frau hatte wohl das Leid am Morgen schon vor den Thron der Gnade hingelegt. Und nun freute sie sich mit den Fröhlichen.

Welch ein Gewimmel unter den alten Bäumen vor dem Haus, im Pfarrgarten, am Waldrand, auf den Wiesen!

Ein Kirchenältester stürzte auf mich zu: „Die Kirche ist viel zu klein für den Festgottesdienst!“

Wir sahen uns die Sache an. Ja, was ist zu tun?

Hinter der Kirche zog sich eine Wiese steil den Berg hinan. „Wenn wir alle Fenster öffnen, dann kann sich das Volk auf der Wiese lagern und dem Gottesdienst folgen!“

Ja, die Fenster öffnen! Das war nicht so einfach. Sie waren ein paar hundert Jahre alt. Klirrend stürzte beim ersten die Bleiverglasung heraus. „Laß man!“ sagte lächelnd der Kirchenälteste. Er war bestimmt nicht immer so großzügig. Aber heute!

Diesen Gottesdienst werde ich nie vergessen, solange

ich lebe. Kaum fand ich Raum, um zum Abendmahls-  
tisch zu gehen, von wo die Schriftverlesung geschehen  
sollte. In allen Gängen drängte sich junges Volk. Auf den  
Galerien und der Kanzeltreppe saßen sie erwartungsvoll.  
Und draußen war es wie ein bunter Teppich – blühende  
Jugend!

Da setzten die Posaunen ein. Machtvoll erklang der  
Gesang des herrlichen Tersteegen-Liedes: „Siegesfürste,  
Ehrenkönig, / Höchstverklärte Majestät ...“

Und da, genau in diesem Augenblick, überfiel mich  
die Erinnerung. Ich sah mich wieder in dem abscheuli-  
chen Büro stehen, ich sah die verlebten, leeren, grausam-  
en Gesichter: „In zehn Jahren wird kein junger Mensch  
mehr wissen, wer Ihr imaginärer Jesus ist.“

Diese Jugend aber sang hier: „Sollt ich nicht zu Fuß dir  
fallen / Und mein Herz vor Freude wallen, / Wenn mein  
Glaubensaug betracht' / Deine Glorie, deine Macht!“

Etwas erstaunt sah das junge Volk, wie der Festpredi-  
ger sich die Tränen wischte, die einfach nicht zu halten  
waren. Kaum brachte ich die Schriftverlesung zu Ende:  
„... und es geschah, da er sie segnete, schied er von ihnen  
und fuhr auf gen Himmel.“

Da setzte der Chor ein und sang die Psalmverse:  
„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so  
werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser  
Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens  
sein ...“

Da war es um uns alle geschehen. Und diese große  
Schar ahnte etwas davon, wie es sein wird in der zukünf-  
tigen neuen Welt, wo einmal alle, alle Fesseln fallen,  
„... wenn frei von Weh / Ich sein Angesicht seh“.



## Zur Hoffnung berufen

Der bedeutende Schweizer Theologieprofessor Emil Brunner beginnt sein Buch „Das Ewige als Zukunft und Gegenwart“ mit den Sätzen:

„Was der Sauerstoff für die Lunge, das bedeutet die Hoffnung für die menschliche Existenz. Nimm den Sauerstoff weg, so tritt der Tod durch Ersticken ein. Nimm die Hoffnung weg, so kommt die Atemnot über den Menschen, die Verzweiflung heißt, die Lähmung der seelisch-geistigen Spannkraft durch ein Gefühl der Nichtigkeit, der Sinnlosigkeit des Lebens. Der Vorrat an Sauerstoff entscheidet über das Schicksal der Organismen, der Vorrat an Hoffnung entscheidet über das Schicksal der Menschheit. Es bedarf wohl keines Beweises, daß die heutige westliche Menschheit, zumindest die europäische, in eine Phase akuter Atemnot infolge von Hoffnungsschwund eingetreten ist ...“

Der Philosoph Ernst Bloch spricht davon, daß es gelte, das Hoffen zu lernen. Er formuliert – nicht als Christ: „Ich hoffe, also bin ich.“

Ein alter lateinischer Spruch lautet: „Solange ich atme, hoffe ich.“ Und ein Arzt unserer Tage meint: „Die Hoffnung ist die Medizin, die ich mehr gebrauche als jede andere.“ Diese Zitate könnten noch lange fortgesetzt werden. Seien diese Worte nun von Christen oder Nichtchristen gesprochen – sie alle bringen zum Ausdruck, daß die Hoffnung entscheidend und wesentlich zu unserem menschlichen Leben gehört. Wer hofft, hat sich nicht aufgegeben.

Freilich kommt alles darauf an, wo der Grund unserer Hoffnung liegt. Liegt er in unserem eigenen Herzen, in

unseren Träumen, Wünschen, Sehnsüchten, Vorstellungen?

Helmut Lamparter schreibt in seinem wertvollen Buch „Die Hoffnung der Christen“: „Die Hoffnung muß sich auf ihr Fundament hin befragen lassen.“

Wo liegt der Grund meiner Hoffnung?

Was ist das Ziel meiner Hoffnung?

In mir selbst oder in Versprechungen von Menschen? Sie mögen es noch so gut meinen – spätestens an der unbittlichen Mauer des Todes zerbricht diese Hoffnung. Der Tod ist das Ende aller menschlichen Hoffnungen.

### *Wer Hoffnung hat, kann leben*

Man hat uns Christen von verschiedenen Seiten und in verschiedenen Variationen immer wieder den Vorwurf gemacht, wir seien für die Erde untauglich, weil wir uns ständig mit dem Himmel beschäftigen würden. Es gibt in der Tat Christen, die leben neben der Welt und nicht mehr in ihr. Oder sie schweben ein wenig über dem Erdboden und haben den Blick für die Wirklichkeit dieser Welt verloren.

So aber zeigt uns die Bibel den wahren Christen nicht. Die Hoffnung, die Gott uns geschenkt hat, gibt Impulse zum Leben im Heute.

Christen nehmen ihre Aufgaben in der Welt ernst, und zwar in den verschiedensten Lebensbereichen: in Ehe und Familie, im beruflichen, gesellschaftlichen und politischen Leben.

Das bringt für den Christen freilich manche Spannung mit sich. Aber wer den Spannungen ausweichen oder sie gar aufheben will, verleugnet entweder sein Christsein, oder er wird zum Schwärmer, den man nicht ernstnehmen kann.

Ein Christ, der aus der Hoffnung lebt, zeigt das in seinem praktischen Verhalten im Alltag:

Er will Vorbild sein. Er will diese Welt mitgestalten. Er tritt dem Unrecht entgegen, wo es geboten ist. Er kann verzichten. Er hilft dort, wo ihm Not und Leid begegnen.

Wir Christen können und dürfen uns nicht aus der Verantwortung stehlen. Christus will uns als seine Zeugen mitten in dieser Welt. Haben wir doch den Mut, aus der geschenkten Hoffnung die Konsequenzen bis hinein in das alltägliche Leben zu ziehen!

Wir leben aus dem Morgen für das Heute. Wir sind erlöst zu einem dienenden Leben in unserer modernen Massengesellschaft.

Die Hoffnung macht nicht blind für das, was um uns ist, sondern hellwach und sehend. Sie macht nicht taub für Notschreie, Seufzer und Klagen, sondern schenkt ein echtes Hören. Die Hoffnung reißt aus Träumen, Illusionen und Lebenslügen und führt zu einem aktiven Leben.

### *Es gibt etwas zu lachen ...*

Wir kennen die Ostersitte der Ostkirche. Da wird von den Christen in der Osternacht der Tod ausgelacht, weil er besiegt ist.

Christen auf der ganzen Welt wissen: Der Tod ist nicht mehr der Herr der Welt. Er ist ein besiegter Feind.

Freilich – wir haben den Tod nicht besiegt. Wir kämpfen gegen ihn mit aller Macht. Wir ringen um die Lebenserhaltung und Lebensverlängerung. Wir haben Krankenhäuser und Sanatorien erbaut und sie mit den modernsten Geräten ausgestattet. Wir forschen in den Laboratorien, um den tödlichen Krankheiten auf die Spur zu kommen. Ärzte vollbringen die gewagtesten Operationen.

Mit allen Mitteln rücken wir dem Tod auf den Leib, aber wir haben ihn bis heute nicht besiegt. Und wir werden ihn auch nicht besiegen. Der Tod ist nicht nur ein biologisch-naturnotwendiger Vorgang, sondern er hat es mit Gott und unserer Sünde zu tun.

Aber seit Ostern geht der Freudenruf durch die Menschheit: „Der Herr ist auferstanden; er ist wahrhaftig auferstanden!“ Jesus Christus ist dieser Herr, der allein der Sieger ist über den Tod.

Die Apostel nennen Jesus den „Fürsten des Lebens“. Damit meinen sie: Er hat den Tod endgültig hinter sich.

Er hat das Leben – mehr noch: Er ist das Leben. Jesus Christus, der in der Kraft Gottes den Tod überwunden hat, will das Leben nicht für sich behalten. Er will es uns schenken. Darum lädt er uns ein zum Glauben an ihn. Glauben heißt, das eigene todbedrohte Leben dem Herrn Christus, dem Lebensfürsten, anzuvertrauen. Wer diesen Schritt hin zu Christus tut und mit ihm durch das Leben geht, der hat das ewige Leben – hier, jetzt, heute.

Christus hält uns fest, wenn wir unser Leben auf seinen Sieg hin wagen und von seinem Sieg her leben. Christen sind Leute mit einer lebendigen Hoffnung. Diese lebendige Hoffnung steht allen toten Hoffnungen der Menschen dieser Welt gegenüber. Der große Hallenser Theologe Martin Kähler sagte einmal, die Menschen dieser Welt hätten zwar „eine lebhaftige Hoffnung“, aber eben keine „lebendige Hoffnung“. Und das heißt doch eine Hoffnung, die sich auf das Leben gründet und die das wahre Leben schenkt.

Der Apostel Petrus schreibt am Anfang seines 1. Briefes das gewaltige Wort: „Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.“

## *Des Zieles gewiß!*

Zukunftsängste und Zukunftsfragen treiben heute denkende Menschen um.

„Wohin gehen wir?“

„Wie wird unsere Zukunft aussehen?“

„Was müssen wir tun, um zu überleben?“

„Treiben wir unaufhaltsam in den Untergang?“

„Was wird aus unseren Kindern und Kindeskindern?“

„Welche Welt überlassen wir ihnen, wenn wir so weiterleben wie heute?“

Ein Zukunftsforscher stellt die Frage zugespitzt: „Hat unsere Zukunft Zukunft?“

Das sind Fragen, denen wir nicht ausweichen können, wenn wir verantwortlich leben. Unter uns macht sich heute viel Pessimismus breit. Viele Menschen resignieren, sie sind ratlos und hoffnungslos, andere suchen die ständige Zerstreuung und leben oberflächlich in den Tag hinein, um die Probleme unserer Welt zu vergessen.

Merkwürdig: Vor hundert Jahren blühte in berauschender Weise der Fortschrittsoptimismus: „Es geht immer weiter, es wird immer besser, es geht immer höher hinauf!“ Heute merkt man davon nicht mehr viel, im Gegenteil: Es macht sich in der Menschheit eine Weltuntergangsstimmung breit.

Christen lassen, trotz allem, den Kopf nicht hängen. Sie sind ja befreit zur lebendigen Hoffnung. Mit Ostern begann eine neue Schöpfung, eine neue Welt und Zeit. Und noch einmal sei es betont: Die Hoffnung der Christen beruht nicht auf frommen Spekulationen oder religiösen Fieberphantasien. Diese Hoffnung ist eben nicht in unseren Gehirnen oder Herzen gewachsen. Sie ist uns von Gott geschenkt, weil Christus von den Toten auferstanden ist.

Auf die Frage: „Wer ist ein Christ?“, würde der Apo-

stel Petrus antworten: „Ein Christ ist ein Mensch, der aufgrund der Auferstehung Jesu in einer lebendigen Hoffnung lebt.“

Unsere Christenhoffnung hat einen festen Grund, der verankert ist in der Ostertat Gottes. Sie hat auch ein großartiges Ziel. Der Herr, an den wir Christen glauben, lebt und kommt wieder. Ihm gehört die Zukunft.

Er spricht das letzte Wort über diese Menschheit. Am Ende dieser Zeit steht nicht eine Götterdämmerung, ein Versinken der Menschheit in die dunkle Nacht des Nichts. Das Ende ist ein neuer Anfang. Am Ende steht Christus der Herr. Sein Ziel ist eine neue Schöpfung, die er ins Dasein rufen wird. Er sagt uns: „Siehe, ich mache alles neu.“

Wir müssen also nicht resignieren. Wir müssen unterwegs nicht verzweifeln oder den Kopf in den Sand stecken. Wir wissen doch, daß keine Macht der Welt Christus das Konzept verderben kann.

Wir gehören einem Herrn, der das Wort gesagt hat, das kein Mensch von sich sagen kann: „Mir ist gegeben alle Gewalt in der für euch sichtbaren und unsichtbaren Weltwirklichkeit.“

Wir brauchen nicht ängstlich ins Morgen zu gehen, wenn wir Christus hören. Er nimmt uns mit in seine Zukunft. Das hat er uns versprochen. Er hält sein Wort. Dafür verbürgt er sich. Wir wollen uns nicht unterkriegen lassen in den Ängsten und Problemen unserer Welt und Zeit. Wir wollen im Osterlicht leben. Wir wollen es mit Luther halten: „Ein Christ ist ein Mensch, der aus dem Dunkel in die Sonne springt.“

## Zwei Sportler und eine alte Frau

Den ganzen Nachmittag hatte ich Besuche in den Häusern gemacht.

Wirklich, das ist ein Abenteuer, wenn man als Pfarrer in der Großstadt durch die Häuser geht! Da kommt man durch alle Zonen: Man erlebt eisige Ablehnung und kalte Feindschaft – die reinste Pol-Landschaft! Man kommt auch in die gemäßigte Zone kühler Höflichkeit und einwandfreier konventioneller Temperatur. Und je und dann gerät man in tropische Hitze, wo einem der Schweiß ausbricht. Da soll man unter allen Umständen einen Weinbrand trinken, eine Zigarette rauchen, den Opa begrüßen, die Wohnung besichtigen, Schmeicheleien anhören. „Welch ein Glück, daß wir Sie haben!“ sagte mir eine Dame. Und ich konnte nur stammeln: „Wie schade, daß Sie von dem Glück keinen Gebrauch machen, um am Sonntag meine Predigt zu hören.“

Also – ich war einen Nachmittag lang abwechselnd durch alle Zonen gekommen. Und jetzt war ich erschöpft.

Da war noch ein Besuch zu machen. Den hatte ich mir bis zuletzt aufgehoben. Denn darauf freute ich mich. Die Leute kannte ich als rechte Christen. Der heranwachsende Sohn war mir ein tüchtiger Mitarbeiter. Und die Eltern waren Leute, die den Herrn Jesus von Herzen liebten. Bald saß ich behaglich in der Sofa-Ecke der Wohnküche. Die Mutter drehte die Kaffeemühle. „Jetzt habe ich doch einen Grund, einen guten Kaffee zu machen. Ich trinke ihn nämlich so gern!“ lachte sie. Und mir gegenüber hatte sich’s in einem Sessel der Vater gemütlich gemacht.

Ein angeregtes Gespräch war sofort im Gang. Es ging so zu, wie bei jenem schwäbischen Kaufmann, den ich einmal in den Zeiten des Nazireiches besuchte. Als da das Gespräch in die übliche politische Schimpferei ausarten wollte, sagte er einfach: „Wir wollen zum Wesentlichen kommen.“ Und dann sprach man von göttlichen Dingen.

So war's hier auch. Dabei fragte ich: „Sagen Sie mir doch, Herr Lovis, wie sind Sie eigentlich auf diesen Weg der Nachfolge Jesu gekommen?“

Eine Weile schwieg er nachdenklich. Dann wurde eine Gegenfrage gestellt: „Haben Sie die Frau Mankus noch gekannt?“

Seltsam! Immer wieder stieß ich auf diese Frau! Es laufen im Ruhrgebiet viele Leute herum, die durch sie zum Herrn Jesus geführt worden sind. Ich habe solche im vornehmen Villenviertel getroffen und ebenso in grauen Mietskasernen. Sie war der Ewigkeit nahe, als ich sie kennenlernte. Mein erster Besuch ist mir unvergeßlich: Ein trübes Mietshaus in einem Bergarbeiterviertel! Ein kleines Stüblein! Eine einfache Frau, Witwe eines Bergmannes, der „vor Kohle“ gearbeitet hatte. Aber nach wenigen Minuten hatte ich die armselige Umgebung vergessen. Da sah ich nur noch die „Mutter in Christo“.

„Ja, ja! Die Frau Mankus! Die hatte scharfe Pfeile in ihrem Köcher!“ unterbricht der Mann im Sessel unser nachdenkliches Schweigen.

„Erzählen Sie mal!“ bitte ich.

„Nun, ich war damals ein junger Bursche von etwa 16 Jahren. Eine Zeitlang war ich im evangelischen Jugendkreis gewesen. Aber dann fand ich einen Freund, der mich für den Sport begeisterte. Wir beide wurden Mitglieder im Sportklub. Und zwar eifrige Mitglieder! Nicht nur so Zuschauer.



An einem Sonntagmorgen war ein großes Sportfest. Mein Freund und ich holten uns Preise. Das waren nur einfache, künstliche Lorbeerkränze. Aber – wir waren stolz, als wir damit nach Hause zogen. Ja, wir waren stolz.

Auf dem Heimweg trafen wir Frau Mankus. Weil sie unsere Eltern kannte, grüßte sie uns freundlich: ‚Ah! Ihr seid Sieger! Da freut ihr euch!‘ Und dann sagte sie nachdenklich: ‚Wenn man siegen will, muß man richtig laufen.‘

‚Wir sind auch richtig gelaufen!‘ erklärte mein Freund.

Mutter Mankus sah uns an und sagte mit Nachdruck: ‚Wer auch läuft und läuft zu schlecht, der versäumt sein Kronenrecht ...‘ Dann ging sie.

Mein Freund sah ihr nach und erklärte: ‚Die spinnt!‘

Aber bei mir, Herr Pfarrer, da hatte es eingeschlagen. Ich kannte das Lied. Mir war mit einem Male klar, daß ich auf dem besten Wege war, ‚mein Kronenrecht‘, das mir der Herr Jesus am Kreuz erworben hat, zu verlieren. Seitdem ist es bei mir so, wie Ihre Jungen im Jugendkreis singen: ‚Nun gehören unsre Herzen / ganz dem Mann von Golgatha ...‘“

Er schwieg.

Ich auch. Denn ich dachte an die vielen Vorträge, Konferenzen und Tagungen, wo wir überlegt hatten, wie man die Jugend für das Evangelium gewinnen könnte. Da wurden psychologische und soziologische Einsichten erörtert; da zerbrach man sich den Kopf und suchte „neue Wege“.

Und über all dem geschah es, daß eine Bergmannswitwe ein altmodisches Lied zitierte – und ein junger Sportsmann entschloß sich, dem Herrn Jesus zu hören!

Ja, das kann einen Jugendpfarrer schon beunruhigen.

## Im D-Zug Hannover – Basel

**T**odmüde steige ich in Hannover in den Nacht-Schnellzug nach Basel, setze mich sogleich in die Ecke des Abteils und schlafe ein. Als ich nach einiger Zeit aufwache, ist das Abteil gefüllt, zwei Damen mir gegenüber schmunzeln ein wenig, und die eine meint: „Sie haben aber einen gesunden Schlaf. Wahrhaftig, der Baumstamm, den Sie durchgesägt haben, war nicht klein.“ Ich entschuldige mich. Nachsichtig lächelnd wird mir eine Tafel Schokolade gereicht, ich nehme dankend ein Stück. Die andere Dame tut mit einer Schachtel Pralinen das gleiche. Sie fragen mich nach dem Ziel meiner Reise.

„Ich bin auf dem Weg in die Schweiz.“ – „Zur Erholung?“ – „Nein, eingeladen.“ – „Von Bekannten?“ – „Nein, zu einer christlichen Jugendkonferenz.“ Mit betonter Kühle kommt die Frage: „Nun sagen Sie bloß noch, daß Sie Pfarrer sind.“ Lächelnd antworte ich: „Nun ja, ich bin es. Nicht wahr, wenn Sie das vorher gewußt hätten, dann hätte ich wohl von Ihnen die Praline nicht bekommen und von Ihnen keine Schokolade, aber die habe ich ja nun weg. Dankeschön!“

Alles lacht erheitert, aber nur für einen Augenblick, dann geht der Mund der Frauen über von Vorwürfen gegen die Kirche und ihre Vertreter. Ich höre eine Weile zu und werde nun wirklich hellwach. Der Angriff ist echt, und die Schüsse sind gut gezielt. Ich sehe einige Herren mit dem Kopf nicken. In diesem Augenblick kann ich Gedanken lesen: „Jetzt bekommt er's aber!“

Da sich die Stimmen der Frauen überschlagen, frage ich nach dem Reiseziel und bemerke, daß wir noch viel Zeit haben und Ordnung halten wollen. „Wir wollen se-

hen, ob die Kirche eine Antwort hat, die überzeugt. Machen Sie also bitte aus Ihrem Herzen keine Mördergrube und reden Sie frei heraus, aber bitte nacheinander. Ich merke, das ganze Abteil ist wach geworden.“

Die erste Dame stellt sich vor, sie kommt aus Hamburg und gehört zu den Randsiedlern der Kirche. Sie hat gelegentlich die Kirche besucht, wußte sich aber niemals angesprochen. Es war alles so uninteressant und so schrecklich langweilig. Neulich hat der Pfarrer in ihrem Wohnblock einen Besuch gemacht, ist aber an ihrer Haustür vorübergegangen. Nun ist sie mit der Kirche fertig, über zwanzig Jahre wohnt sie dort in Hamburg, und der Pastor hat keine Zeit für sie.

Nun spricht die andere Frau. Sie hat ihren Kinderglauben verloren, als sie im Krieg die Nachricht vom Tode ihres Mannes bekam, als das Haus in Trümmer ging und sie zwei Kinder verlor. Ihre Mutter war eine gläubige Frau, die sie einst das Beten lehrte. Aber nun weiß sie, daß die Bibel nicht Gottes Wort ist, daß all die Geschichten in den Evangelien uns nichts angehen, daß Gott nicht mehr redet und die Pastoren leeres Stroh dreschen.

Endlich, nach Einwürfen auch von anderer Seite, sind sie fertig. Die Gerichtssitzung über die Kirche ist beendet. Alle schauen auf mich. Mit einem betenden Seufzer sage ich, daß mir während der Berichte die Geschichte des gichtbrüchigen Mannes in Erinnerung gekommen sei. Er wußte, daß Jesus in der Stadt war. Er hatte so viel von ihm gehört. Es war ihm gewiß: Jesus kann mir helfen! Mit Mühe und Not schrie er einige Leute herbei, die ihn auf der Bahre zu Jesus hintrugen. Aber wie furchtbar: „Er konnte nicht hin vor dem Volke!“

Wie schrecklich war das doch, so viele Menschen standen im Wege! Aber was wäre aus dem Manne geworden, wenn er auf die Leute geschaut, auf ihre Mängel und Schwächen, auf ihre Eigensucht! Er wollte zu Jesus, und

weil er das mit ganzem Herzen wollte, drängte und feilschte er mit den Trägern so lange, bis sie willig wurden, das Dach aufzureißen und die Decke zu öffnen. Seine Bahre stand noch nicht auf dem Boden, da schenkte ihm der Herr über Bitten und Verstehen den Zuspruch: „Dir sind deine Sünden vergeben.“ Kommen wir auch so, oder sehen wir auf die Leute, die im Wege stehen?

Das Wort kam an, und so gewann ich Freudigkeit, über meinen eigenen Weg zu Jesus und von den Widerständen zu erzählen. Es war still geworden wie in der Kirche, und man hörte nur noch das Getacke der Räder auf dem Schienenstrang. Die Stunde wurde zeitlos, weil sie Ewigkeit suchte. Das Zeugnis von dem Herrn, der unserem Leben seinen Sinn gibt, hatte uns alle verbunden. Er kam verlorenen Menschen entgegen über Entfernungen, die nicht nach Lichtjahren zählen, über Entfernungen höllenweit und tief, voller Schuld und Sünde. Als ich die gesenkten Häupter sah, wußte ich, der Herr hat eine Tür aufgetan, der Herr, der immer auf uns wartet und der uns auch finden kann im D-Zug von Hannover nach Basel. Leise schloß ich: „Wollen wir nicht beten?“ Die Antwort brauchte ich nicht abzuwarten, da alle Hände sich gefaltet hatten.

Draußen rief der Schaffner „Karlsruhe“. Die eine Frau stieg aus. Sie reichte mir wie eine alte Bekannte die Hand: „Herr Pfarrer, es gibt Wunder.“ Sie konnte vor Bewegung nicht weitersprechen. „Ja“, wiederholte ich, „der Glaube, der von Christus mit Luther sagen kann, daß er sei mein Erlöser und mein Herr, ist das Wunder aller Wunder.“

WILHELM BUSCH (1897-1966)

## Zirkus Sarrasani

Der Fernsprecher schrillt. „Herr Pfarrer, in Ihrem Bezirk steht zur Zeit der Zirkus Sarrasani. Da ist vorgestern eine Amerikanerin gestorben. Sie müssen die Beerdigung übernehmen!“

Zeit und Stunde werden ausgemacht.

Am nächsten Tag stehe ich bei der Friedhofskapelle. Da ist der Sarg. Eine große amerikanische Flagge bedeckt ihn. Ein Wärter tritt zu mir: „Wissen Sie, daß es sich um eine Indianerin handelt? Ihr Zelt, in dem sie in dem großen Zirkuslager wohnte, hat Feuer gefangen, und an den Brandwunden ist sie gestorben.“

Eine Indianerin? War sie wohl Christin? Und welche verschlungenen Wege führten sie wohl von den Steppen Nordamerikas zu uns? Ehe ich noch alle auf mich einstürmenden Gedanken ordnen kann, höre ich draußen Musik. Ich eile hinaus.

Ein buntes Bild. Da kommt der ganze Zirkus anmarschiert. Voran drei farbige Musikkapellen. Dahinter der Zirkusdirektor. Dann kommen die Indianer. An der Spitze der hochgewachsene Häuptling, hinter ihm die anderen Männer und Frauen seines Stammes, große, hagere Gestalten im Schmuck der Adlerfedern. Dahinter ein endloser Zug: Kosaken und Tataren, Chinesen und Japaner, Rifkabylen aus Nordafrika und Cowboys von den Vereinigten Staaten, Neger, Tänzerinnen. Besonders fällt mir eine Reihe junger Mädchen in Reithosen und Sporenstiefeln auf, deren Gesichter über und über geschminkt und gepudert sind. Sie alle füllen schwatzend und lärmend die enge Friedhofskapelle. Das Gedränge ist groß. Die jungen Reitmädchen setzen sich auf die

Fensterbank, um von da oben alles sehen zu können. Und dann stellt mich der Zirkusdirektor dem Indianerhäuptling vor. Ein seltsames Bild: der evangelische Pfarrer in seiner Amtstracht, dem der Indianer in voller Kriegsbemalung die Hand drückt.

Aber dann fällt mir meine Leichenrede schwer aufs Herz. Eine solche Beerdigung habe ich noch nie erlebt. Es wird gut sein, wenn ich dem fahrenden Volk ein Wort von der Wanderschaft des Erdenlebens sage und von der großen Ewigkeit.

Wird das aber möglich sein? Zaghafte wende ich mich an den Zirkusdirektor: „Sagen Sie doch bitte, verstehen die Leute denn deutsch?“

„I bewahre –“, lachte er, „– und auch englisch verstehen nur ein paar von ihnen. Da sind viele Ausländer drunter, die nur ihre Muttersprache verstehen. Die verständigen sich mit mir durch ihren englisch sprechenden Dolmetscher. Reden Sie nur irgend etwas, es versteht's doch niemand.“

Da kommt eine große Verzagttheit über mich. Das wäre ja sinnlos, wenn ich reden sollte, was kein Mensch versteht. Nun, dann will ich wenigstens zu denen reden, die mich doch verstehen müssen. Der Zirkusdirektor und der und jener unter den Deutschen, sie werden lange nicht in der Kirche gewesen sein. Denen will ich ein Ewigkeitswort sagen!

So lese ich ein Bibelwort und sage ein paar Sätze. Die Versammlung ist schrecklich unruhig. Die Mädchen dort oben auf der Fensterbank beschäftigen sich mit Taschenspiegeln, Lippenstift und Puderquaste. Nun, es muß auch langweilig sein, wenn man eine Rede nicht versteht.

Ich spreche von dem traurigen Schicksal dieser Indianerin, die nun im fremden Land ihr Grab findet. „Ihr, die ihr immer umherzieht durch alle Länder, ihr alle seid hei-

matlose Leute. Aber euch möchte ich sagen, daß dafür die ewige Heimat zu euch gekommen ist. Unsere Seele ist zu Hause, wenn sie bei Jesus ist.“

Da geschieht etwas ganz Seltsames.

Als ich den Namen „Jesus“ ausspreche, geht es wie eine Bewegung durch die Versammlung. Das ist ein Wort, das sie alle verstehen. Und beim Klang des Wortes „Jesus“ horchen sie auf. Aber ich merke sofort: es ist nicht nur deshalb, weil der Name allen bekannt ist; er hat eine ganz eigentümliche Gewalt. Die Indianer neigen sich. Die unruhigen Asiaten werden ganz still. Die Russen schauen mich mit großen Augen an. – Da habe ich nun auf einmal meine Leichenrede gefunden. Sie kann von nun an nur noch *ein* Wort sein: dieser große Name „Jesus“!

So sage ich einen Satz nach dem anderen. Es kommt mir nur mehr auf den Namen „Jesus“ an. Immer wieder verneigen sich die Indianer. Ganz still ist's auf einmal in der Versammlung. Meine Augen gehen zu den leichtfertigen Mädchen: verschwunden sind Lippenstift und Spiegel. Der einen laufen die hellen Tränen übers Gesicht. Eine andere stützt den Kopf in die Hände; ob ihre Gedanken wohl zurückgehen in eine reinere Jugendzeit, wo sie zum erstenmal den Namen „Jesus“ hörte?

Und während ich weiter den Namen „Jesus“ verkündige und all diese Menschen aus den verschiedensten Teilen der Welt vor ihm stille werden, ist mir's, als erlebte ich schon ein Stücklein von dem, was am Ende einmal sein wird: daß in *dem* Namen sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind!

GERHARD BERGMANN (1914-1981)

## Jesus enttäuscht uns nie

Das Wetter in diesem Sommer ist wie ein Gericht Gottes. Regen, Regen. Die Ernte ist bedroht. Überschwemmungskatastrophen hin und her im Lande. Aber wer hört schon auf die Stimme Gottes in Donner und Blitz, Regen und Sonnenschein?

Die weite Wiese draußen vor meinem Zimmerfenster hat sich in einen kleinen See verwandelt.

Unseren Parkplatz auf der Zeltwiese konnten wir schon gestern abend nicht mehr benutzen. Sämtliche fast 300 Fahrzeuge haben die Ordner auf angrenzenden Bauernhöfen, dem Bahnhofsgelände und einer Nebenstraße untergebracht. Die Polizei, die jeden Abend den Verkehr regelt, hat tüchtig geholfen.

Die Anzahl der Busse, die Abend für Abend aus den Nachbardörfern anrollen, mußten gestern auf siebzehn und heute sogar auf einundzwanzig erhöht werden. Und trotzdem waren sie überfüllt und konnten nicht alle Menschen auf den Strecken mitnehmen. Aus diesem Grunde sollen am Samstag und Sonntag nun zweiundzwanzig große Busse eingesetzt werden. Die Heide und die Marschebene an der Elbe sind mächtig in Bewegung geraten.

Trotz Wohlstand, trotz Fernsehen, trotz anhaltenden Regens war das Zelt gestern überfüllt. Notsitze, Notbänke, Stehplätze für junge Menschen! Drei Burschen saßen sogar auf der Podiumskiste des Dirigenten. Insgesamt waren 2400 Besucher gekommen. Ein leichtes Gewitter ging nieder. Bei der Nachversammlung blieben viele zurück. Mögen sie eine echte Entscheidung für Christus getroffen haben.



Wie wunderbar: Jenes junge Bauernpaar, das so verzweifelt war und in der Gefahr stand, Schluß zu machen, hat den ernstesten Willen gefaßt, in die Nachfolge Christi zu treten.

Am vergangenen Mittwoch war die Bäuerin schon bei mir in der Sprechstunde. Ihren ganzen Kummer hat sie von der Seele geladen. Beide sind ins Zelt gekommen. Gestern abend war der junge Bauer in der Versammlung und blieb sogar zur Nachversammlung zurück. Ich wußte davon nichts. Beide hatten den Wunsch, daß ich sie doch besuchen möchte. So fuhr mich der Bauer Hermann Harms, der ihnen damals den Einladungszettel brachte, heute um 14.00 Uhr hin.

Sie saßen in ihrer Bauernstube und warteten bereits auf uns. Und dann haben wir miteinander gesprochen. Zuerst von ihren Sorgen um den gepachteten Hof. Es ist ja so wichtig, daß wir uns auch und gerade in bezug auf die privaten Freuden und Leiden füreinander öffnen.

Der Bauer hatte so Schweres mitgemacht. Ich weiß von anderen, daß die Behandlung durch den Verpächter sehr ungerecht und materialistisch war. Er ist bereits der dritte Pächter in zweieinhalb Jahren. Das besagt alles. Gequält kommt es darum aus dem Bauern heraus: „Ich bin an Menschen so enttäuscht.“ Seine Frau fügt hinzu: „Er vertraut sich keinem mehr an. Ich sagte ihm: ‚Du solltest dich einmal aussprechen.‘ Auch mir gegenüber verschließt er seinen Kummer in sich.“ Dabei legt sie ihre Hand auf seine zerarbeitete. Man spürt: sie möchte ihm Mut machen. Mit seinem Satz: „Ich bin an Menschen so enttäuscht“, ist für mich das Stichwort gefallen. Ich denke an das Lied:

Jesus enttäuscht uns nie.

Jesus enttäuscht uns nie.

Laß dein Sorgen, komm und sieh, ja,

Jesus enttäuscht uns nie.

Dann faßt der Bauer sich Mut und schüttet sein Herz aus. Ein schwerer, norddeutscher Menschenschlag schüttet sein Herz aus! Das will was heißen. Schließlich sagt er zu mir: „Und gestern abend bin ich zur Nachversammlung zurückgeblieben.“ Ich bin froh darüber, greife seine Hand und sage: „Wunderbar! Jetzt müssen Sie mit Jesus ernst machen und fest bei ihm bleiben.“ „Ja, das will ich auch.“ Wörtlich fügt er hinzu: „Ich hätte unmöglich in der Viertelstunde der Nachversammlung draußen sein können.“ Ich antworte: „Das ist ja herrlich. Dann sind wir ja Brüder. Jetzt dürfen Sie auch nicht mehr Herr Doktor zu mir sagen, sondern Bruder Bergmann.“

Jetzt ist Freude im Himmel. Ein Sohn kehrt heim.

Zur Bäuerin sage ich: „Und Sie müssen auch in die Nachfolge Christi treten.“ Sie antwortet: „Wenn wir schon gehen, dann müssen wir auch zusammen gehen.“ „Geloben Sie mir das in meine Hand.“ Sie tut es. „Nun reicht euch einander die Hand.“ Sie legen sie ineinander, und ich spreche: „So, nun bleibt es fest dabei, daß ich Jesu eigen sei. Der Herr segne euren Entschluß.“ Wie freuen wir vier uns! Wir erzählen noch. Zum Schluß beten wir miteinander. Wir stehen auf. Beim Abschied lege ich es ihnen aufs Herz: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren. Seid froh und dankbar. Und behaltet euch lieb.“

Wir steigen in unseren Wagen. Sie winken. Heute abend werden sie im Zelt unter Gottes Wort sein. In meiner Seele klingt's:

„Jesus lebt, Jesus siegt.  
Halleluja, Amen!“

WILHELM BUSCH (1897-1966)

## Das Buch des Lebens

Es war eine jener trostlosen Straßen, wie sie überall im Ruhrgebiet zu finden sind: endlose Reihen geschmackloser Mietskasernen, grau geworden vom Ruß, der aus unzähligen Schloten quillt, rasselnde und bimmelnde Straßenbahnen, Lastautos, die lärmend über das schlechte Pflaster holpern, Kneipen, aus denen kreischend Radiomusik ertönt ... und dazwischen Menschen! Menschen! Dichtgedrängt! Die Not des Lebens steht ihnen im Gesicht geschrieben.

Und Kinder! Scharen von Kindern! Sie spielen unbekümmert und kriegen es fertig, in dieser traurigen Umgebung dasselbe Jugendparadies zu finden wie andere „im schönsten Wiesengrunde“.

Ein paar Jungen rennen mich beinahe um. Sie kommen mir gerade recht. Ich bin erst seit kurzem in dieser Stadt und kenne die Gegend noch nicht genau. Nun soll ich einen Kranken besuchen, der „auf der Soldatenwiese“ wohnt. Wo in aller Welt mag hier die Soldatenwiese sein? So weit ich sehe: nirgends etwas Grünes!

So halte ich nun den Jungen, der beim eifrigen Spiel gegen mich prallt, fest: „Weißt du, wo die Soldatenwiese ist?“

„Och, das ist doch das Barackenlager hinter dem alten Friedhof.“

„Ja, wo ist denn der alte Friedhof? Kannst du mir nicht den Weg dahin zeigen?“

Er schaut sich nach seinen Freunden um. Die haben sich neugierig herzugemacht. „Geht ihr mit?“ fragt er. Und ich lerne hier wieder die Macht der „Horde“ kennen. Wenn die anderen „Nein!“ sagen, wird er um nichts

in der Welt zu bewegen sein, mir den Weg zu weisen. Aber ich habe Glück: Sie wollen alle mit. Und so ziehe ich weiter – nun mit einem stattlichen Gefolge von zwölf Jungen.

Sie erwarten offenbar etwas von mir. Gut! Ich werde sie nicht enttäuschen. „Wollt ihr eine Geschichte hören?“

„Klar! Fangen Sie an!“

Und während wir uns durch den Lärm und das Gedränge schieben, erzähle ich ihnen die biblische Geschichte, wie die Jünger beim Sturm auf dem See Genesareth in große Not gerieten, wie aber der Herr Jesus dann mit seinem machtvollen Wort den Sturm stillte.

Jungen hören gern von Jesus. Und so gefiel ihnen diese Geschichte so gut, daß sie noch mehr verlangten. Ich erzählte. Ärgerlich, erstaunt, lächelnd und auch wütend schauten uns die Leute nach. Denn ich mußte ja recht laut reden, damit ich bei dem Lärm verstanden wurde. Und jedenfalls war der Name *Jesus* auf solch einer Straße nicht gerade etwas Alltägliches.

Inzwischen hatten wir den alten Friedhof erreicht. Hier bogen wir ab in einen ganz schmalen Weg, der am Kirchhofsgitter entlangführte.

Da hielt auf einmal einer der Jungen an und sagte erstaunt: „Wie still es hier ist!“

Ich mußte lächeln: Solchen Großstadtjungen fällt es nicht auf, wenn es abscheulich laut ist, sondern wenn es still wird.

Wir blieben nun alle stehen und lauschten hinein in die Stille des alten Friedhofs. Man hörte nur den Wind in den Bäumen rauschen. Und von fern den Lärm der Straße.

„Jungens“, sagte ich, „jetzt ist es da drin im Friedhof ganz still. Aber es wird einmal ein Tag kommen, an dem es hier ein mächtiges Leben und Gedränge gibt.“

„Wenn der Friedhof abgeräumt wird!“ erklärt einer, der Bescheid weiß.

„Nein! Das meine ich nicht ...“ Und nun erzähle ich ihnen die unerhörte Botschaft der Bibel, daß die Toten auferstehen werden und daß der Herr Jesus als der Erstling schon auferstanden ist.

Atemlos hören die Jungen mir zu.

„Und dann?“ fragt einer.

„Ja seht, da war ein Jünger des Herrn Jesus. Dem hat Gott in wunderbarer Weise gezeigt, was dann kommt. Ich will es euch in den Worten dieses Johannes sagen: ‚Und ich sah einen großen, weißen Stuhl und den, der darauf saß; vor des Angesicht floh die Erde und der Himmel, und ihnen ward keine Stätte gefunden. Und ich sah die Toten, beide, groß und klein, stehen vor Gott, und Bücher wurden aufgetan. Und ein ander Buch ward aufgetan, welches ist das Buch des Lebens. Und die Toten wurden gerichtet nach der Schrift in den Büchern, nach ihren Werken. Und so jemand nicht ward gefunden geschrieben in dem Buch des Lebens, der ward geworfen in den feurigen Pfuhl.‘“

Schweigend haben die Jungen zugehört. Aber es ist fast, als seien diese gewaltigen Worte der Offenbarung zu groß für sie. Ich muß es ihnen in ihre Sprache übersetzen:

„Junge, wie heißt du?“ frage ich einen.

„Ich? Ich heiße Eduard.“

„Also, Eduard, paß mal auf. Da steht also eine unübersehbare Menge vor diesem weißen Thron. Einer nach dem andern wird aufgerufen. Auf einmal ruft ein Engel mit starker Stimme: ‚Eduard!‘ Und dann steht der Eduard ganz allein vor Gott. Und da sagt Gott zu dem starken Engel Gabriel: ‚Sieh doch nach, ob der Eduard im Buch des Lebens steht!‘ Und der Engel blättert in dem großen Buch und sucht – er schlägt die nächste Seite um – nichts! – er sucht weiter – die übernächste Seite – wieder nichts – er blättert weiter – und sucht –.“

Die Jungen halten vor Spannung den Atem an.

Und ich erzähle weiter. Über dem Erzählen wird es mir selbst von neuem ganz eindringlich groß, daß wirklich unser ganzes Leben und alle Welt- und Menschengeschichte auf das große Gericht Gottes zueilen und wie ernst doch Gott uns nimmt, daß ein jeder sein Gericht erleben und erleiden muß.

„Immer noch sucht der Engel Gabriel. Eine gewaltige Stille liegt über der ungeheuren Versammlung. Auf einmal ruft der Engel Gabriel laut: ‚Da steht der Eduard im Buch des Lebens.‘“

„Junge, dat wär knöfte!“ ruft aufatmend der Eduard.

„Knöfte“ – das ist nun eins von den Jungen-Geheimworten, die die Erwachsenen meist nicht verstehen. Es bedeutet „herrlich“, „großartig“.

„Ja, Eduard“, sage ich, „das wäre knöfte, wenn dein Name einmal im Buch des Lebens stünde! Und ich will dir auch sagen, wie das geschehen kann: Schenke du nur dein ganzes Herz dem Herrn Jesus, von dem ich euch erzählt habe. Dann kann es dir nicht fehlen ... Aber da vorn sehe ich schon das Barackenlager. Das wird ja wohl die Soldatenwiese sein. Da danke ich euch auch recht herzlich für die Begleitung!“

Während die Jungen laut redend davonziehen, geht mir der liebe alte Vers durch den Sinn: „Schreib meinen Nam'n aufs Beste / Ins Buch des Lebens ein, / Und bind mein Seel fein feste / Ins schöne Bündelein / Der'r, die im Himmel grünen / Und vor dir leben frei: / So will ich ewig rühmen, / Daß dein Herz treue sei.“

GERHARD BERGMANN (1914-1981)

## Bitte, helfen Sie mir!

**G**elsenkirchen. Ist der Rhythmus hier im Ruhrgebiet zwischen tausenden Förderseilen auch hart, so fällt doch auch hier Ewigkeit in Tempo und Hast.

Ich mache einen Besuch in einem katholischen Krankenhaus. Bei meinem Gang stehe ich auf einmal vor einem Wandspruch. Es handelt sich um ein besonders tief-sinniges Gebet. Ich lese es einmal, zweimal, dreimal. Dann schreibe ich es mir ab:

„Herr, laß uns lieben, was Du gebietest, und ersehen, was Du verheißest, damit bei allen Wechselfällen dieses irdischen Lebens unsere Herzen dort verankert bleiben, wo die wahren Freuden sind.“

Lieben, was Gott gebietet. Daran werden wir immer zu lernen haben. Aber gerade darin verbirgt sich unser Heil. Herr, laß Du mich ganz persönlich lieben, was Du gebietest.

Nicht nur mit dem gesprochenen, sondern auch und gerade mit dem geschriebenen Wort für den höchsten König streiten kann nicht nur jeder, sondern sollte für jeden ein dringendes Gebot sein, der die Sturmglocken in aller Welt zu hören vermag. Es ist erschütternd und alarmierend, wenn ein Enkel Gandhis sagt:

„Die Missionare lehrten uns lesen. Aber die Kommunisten gaben uns die Bücher.“

Gestern abend sprach ich zum ersten Mal über das Thema „Buddha, Mohammed oder Christus?“ Zu mei-

ner Freude fand gerade dieses Thema ein derartig lebhaftes Echo, daß ich mich entschlossen habe, den Stoff noch etwas ausführlicher zu behandeln und ihn dann als Büchlein erscheinen zu lassen. Durchs Fernsehen kommen ja alle Religionen und Kontinente in unsere Häuser. Moslems und Buddhisten studieren an unseren Universitäten. Türken sind Gastarbeiter. Angesichts dessen werden wir aufgefordert, uns selbst und anderen eine Rechenschaftsablage über unser Christsein zu geben. Oder können wir nicht genau so gut Buddhisten sein?

„Herr Pastor, kann ich Sie mal sprechen?“ So fragt er mich nach der Botschaft des heutigen Abends. Er hat ein verweintes Gesicht. Das könnte mich erschüttern. Aber er hat eine Alkoholfahne. Und das macht mich nüchtern.

Trinker weinen leicht, wenn sie ihre „moralische Anwendung“ bekommen. Und trotzdem: Warum sollten die Tränen nicht echt sein? Sie sind Ausdruck der ganzen inneren Zerrissenheit, um die gerade Trinker wissen.

Wir setzen uns, und ich höre ihm zu. Er ist nicht betrunken. Er hat nur eine Fahne. Darum spricht er auch in klaren, überlegten Sätzen. Er macht den Eindruck der Glaubwürdigkeit. Er ist einige Jahre jünger als ich und war auch Soldat. Als Jagdflieger mit 28 Abschüssen trug er sogar das Ritterkreuz. Und nun sitzt er neben mir und weint. Er ist fristlos auf der Arbeitsstelle entlassen worden. Und das wegen einer Flasche Bier.

„Sie werden doch nicht wegen einer einzigen Flasche Bier entlassen. Dahinter stehen doch wer weiß wie viele. Die eine Flasche brachte die Sache zum Überlaufen“, sagte ich zu ihm. So war es auch.

Er hatte einen verantwortlichen Lokführerdienst in einem Hütten- und Stahlwerk, wo glühendes Eisen gegossen wird. Dieser Dienst verlangt Nüchternheit. Ihn aber verlangte es nach Alkohol. Und das Ergebnis war seine fristlose Entlassung.



Ich sehe ihn in seiner ganzen Jämmerlichkeit neben mir. Wie doch der Teufel Alkohol den Menschen zu ruinieren vermag, muß ich denken.

Ab und zu vergräbt er sein weinendes Gesicht in seinen beiden Händen.

Dann ergreift er spontan meine Hände und fleht mich an: „Bitte, helfen Sie mir!“ Ein Trinker bettelt. „Ich will keine Flasche mehr. Auch keine Zigarette. Können Sie mir helfen? Bitte, helfen Sie mir!“ Er wischt sich die Tränen aus den Augen.

Ich empfinde angesichts dieser Zerrissenheit, wie furchtbar billig es wäre, wollte ich ihm nun etwas „vom Kopfhoch“ erzählen oder ihn anfeuern: „Sie müssen sich eben zusammennehmen.“

Hier liegt ja eine Bindung vor. Hier liegt ein Mann in Ketten.

Ich spreche sehr ernsthaft mit ihm und sage zusammenfassend: „Sie brauchen zweierlei. Ob Sie es mir abnehmen oder nicht. Sie brauchen erstens eine Bindung an Jesus Christus statt einer Bindung an den Alkohol, und zweitens brauchen Sie einen Kreis von Männern, die nicht zum Trinken verführen, wie Ihre bisherigen Kameraden, sondern gestandene Männer, die Sie vom Alkohol abhalten.“

„Ja, genau das brauche ich, genau das!“, bestätigte er eifrig. Seine 78jährige Mutter und sein 84jähriger Vater hatten ihn angefleht, doch in dieser Woche zur Evangelisation zu gehen. „Aber ich sollte morgen abend gehen, weil ich heute ins Glas geguckt habe, sagte meine Mutter. Ich bin aber trotzdem schon heute gekommen. Morgen abend komme ich wieder.“ Ich will mich verabschieden. „Ach, bitte, kommen Sie doch noch mit zu meiner Frau. Wir wohnen hier in der Nähe der Kirche.“

Ich bin etwas überrascht von diesem Wunsch. Aber schließlich geht es ja um ein Menschenleben, vielleicht

sogar um die Heimkehr eines „verlorenen Sohnes“. Also gehe ich mit. Als wir an seinem Hause sind, plötzlich ein Pfiff. Wir steigen die Stufen der Haustreppe hoch.

Es wird Licht angemacht, und seine Frau öffnet die Haustür. Sie hat ein blaues Auge.

„Woher haben Sie das blaue Auge?“, frage ich ohne Umschweife. „Hingefallen.“ Ob's stimmt? „Nun, was sagen Sie denn zu der Trinkerei Ihres Mannes?“ „Ach ja, wenn er das lassen könnte! Aber ich kann ihm ja deswegen nicht den Kopf abreißen.“ „Nein, bestimmt nicht. Aber hier muß etwas geschehen.“ Und dann sage ich den beiden in einer Küche Gelsenkirchens, was geschehen muß. „Hier gehört ein neuer Herr ins Haus, und hier gehört ein neuer Umgang hin.“

Wörtlich antwortet sie, als wir alles genau beim Namen genannt haben: „Das kann zur Wende seines Lebens werden.“

Und wieder klagt er sein Leid. Vor allen Dingen durchschaut er das Motiv seines Trinkens: „Ich habe mich hinter dem Alkohol versteckt. Aber das ist keine Lösung. So komme ich nicht weiter.“

Als ich mich verabschiede, ist sein letztes Wort noch einmal: „Bitte, helfen Sie mir.“ Ich antworte ihm: „Was an mir liegt, ja. Aber entscheidend ist, ob Sie sich helfen lassen.“

Ich merke: das sitzt, sowohl bei ihm als auch bei ihr. Als ich die Haustreppe hinabgehe, kommt er hinter mir her: „Ich möchte Sie gern nach Haus begleiten.“

Bei meinem Hotel angekommen, sage ich ihm noch einmal: „Noch ist nichts verloren. Ich gebe Sie nicht auf. Ein Neues kann werden. Aber bitte: entscheidend ist, ob Sie sich helfen lassen.“

Der Lift trägt mich in den fünften Stock. Aus meinem Zimmer trete ich auf den Balkon und schaue auf die vielen Häuser und Lichter der Stadt.

Das war nun heute abend ein Schicksal. Und wieviele gibt es allein in dieser einen Stadt. Wieviel Leid und Tränen hinter diesen Mauern. Wenn sich die Menschen doch helfen lassen wollten!

Einer hat gesagt: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken ..., lernet von mir ..., so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“

WILHELM BUSCH (1897-1966)

## Singen hilft siegen

**M**ensch, guck dir dies Gedränge an! – Rappelvoll stand der Bahnsteig des riesigen Frankfurter Hauptbahnhofs. Und als der Zug nach Heidelberg endlich anrückte, gab's einen Sturm wie auf die „Düppeler Schanzen“.

Nun ja, Ferienanfang! Da geht's eben ein bißchen stürmisch her auf der Eisenbahn.

Mit meinen Geschwistern hatte ich mich in ein großes Abteil „für Reisende mit Traglasten“ gequetscht. Jeder kennt ja die Wagen: „9 Sitzplätze, 20 Stehplätze“. Unserer alten Mutter hatten wir im Eck einen Sitzplatz ergattert. Wir anderen türmten unser Gepäck aufeinander und setzten uns darauf. Ja, und dann ging's los! Der Bummelzug hielt an jedem Nest. Wenn man gerade meinte, nun sei er glücklich in Fahrt, da war's schon wieder aus. Und kein Mensch wollte aussteigen! Im Gegenteil, immer mehr stiegen zu. Wir hatten das Gefühl, als reise die ganze

Menschheit nach Heidelberg. Und dazu brannte die Sonne nicht schlecht auf die heißen, überfüllten Wagen. Es war schon kein Vergnügen mehr. Kein Wunder, daß die Stimmung im Abteil „für Reisende mit Traglasten“ schlecht, ja geradezu gereizt war. Es fehlte nur noch das „Streichholz“, welches das Pulverfaß zur „Explosion“ brachte. Das kam dann auch wirklich an irgendeiner Station in Gestalt einer sehr resoluten Frau, die, ihr Kindchen auf dem Arm, auch noch mitfahren wollte.

„Besetzt!“ brüllte ein Mann zum Fenster hinaus.

Die Frau tat, als habe sie nichts gehört. Entschlossen riß sie die Tür auf und drängte sich herein.

„Ich habe Ihnen doch gesagt, daß besetzt ist“, sagte der Mann scharf und drückte gegen die Frau.

„Ich muß aber mit“, schrie sie aufgeregt und drückte sich herein. Sie hätte aber doch den Kürzeren gezogen, wenn nicht der Schaffner von außen her die Türe zugequetscht hätte.

„Nu ist die Heringstonne fertig“, meinte einer trocken. Aber der wütende Mann hatte keinen Sinn für Humor. Er schimpfte Mord und Brand. Alle seine Gereiztheit ließ er an der armen Frau aus.

Andere fielen ihm zu. Doch die Frau hatte den Mund am rechten Fleck. Kein Wort blieb sie schuldig. Und bald war der hitzigste Krach im Gange.

Der Mann wurde vor Wut richtig blaurot im Gesicht.

Der Krach nahm immer bedrohlichere Formen an. Da – stimmt unsere Mutter mit ihrer schönen, hellen Stimme ein Lied an. Wir begreifen schnell und fallen, zuerst ein wenig verlegen, ein. Aber dann klingt's aus acht Kehlen: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud / In dieser schönen Sommerzeit ...“

Wahrhaftig, wir singen den Krach einfach nieder. Die Leute schauen uns erstaunt an. Jede Miene fragt: „Seid ihr verrückt?“

Aber nun sind wir schon mal dran und machen fröhlich weiter. Und das schöne Lied hat viele Strophen.

„Die Bäume stehen voller Laub, / Das Erdreich decket seinen Staub / Mit einem grünen Kleide ...“

Wirklich, jetzt gucken schon ein paar ganz schüchtern aus dem Fenster und entdecken auch, daß da draußen in sommerlicher Herrlichkeit Gottes schöne Welt liegt.

„Die Bächlein rauschen in dem Sand / Und malen sich und ihren Rand / Mit schattenreichen Myrten. / Die Weisen liegen hart dabei ...“

Uns selber gefällt unser Lied immer besser. Und – wie es scheint – den Leuten auch. Sie schweigen jetzt wenigstens.

„Der Weizen wächst mit Gewalt, / Darüber freut sich jung und alt / Und rühmt die große Güte / Des, der so überschwenglich labt / Und mit so manchem Gut begabt / Das menschliche Gemüte.“

Ach, wie schaut der Mann noch finster drein! Und wie bissig ist das Gesicht der Frau! Aber wo Gottes Lob erklingt, hält's der Teufel nicht aus.

„Ich selber kann und mag nicht ruhn, / Des großen Gottes großes Tun / Erweckt mir alle Sinnen. / Ich singe mit, wenn alles singt ...“

Wie ging es nun weiter? Allmählich hellte sich die böse Miene des Mannes auf, und er rückte ein ganz klein wenig beiseite. So hatte die Frau nun auf einmal Platz und guckte auch schon fröhlicher in die Welt.

Wir aber sangen und sangen ... Wir sangen die Ewigkeit in die Zeit.

„Welch hohe Lust, welch heller Schein / Wird wohl in Christi Garten sein? / Wie wird es da wohl klingen ...“

Und schließlich schlossen wir unser Lied mit dem ersten Gebetsvers: „Erwähle mich zum Paradeis / Und laß mich bis zur letzten Reis' / An Leib und Seele grünen ...“

Wir waren zu Ende. Da erhob sich in der Ecke ein

Mann und bot der Frau schweigend seinen Platz an. Jeder bemühte sich auf einmal, so lieb wie möglich zu sein. Und da war's nun – seltsam – ganz erträglich im Abteil. Alle hatten Platz genug, die überhitzte Spannung war verfliegen. Schließlich meinte jemand schüchtern: „Singen Sie doch noch eins.“ So stimmten wir an: „Harre, meine Seele, harre des Herrn ...“

Das konnten viele. Erst brummten sie leise mit, bald sangen ein paar und rissen die anderen mit, und schließlich sangen alle.

Und so sangen wir miteinander bis Heidelberg hinauf.

*Kämpfe den Kampf um die Stille,  
halte die Lippen im Zaum!  
Anders gewinnt Gottes Wille  
in deinem Herz keinen Raum.*

*Geh, wenn du kannst, durch den Garten,  
früh, wenn die Lerche erwacht!  
Laß die Termine warten,  
bis du, was not ist, bedacht!*

*Lege die Zeitung beiseite,  
denk, sie läuft nicht davon!  
Horch auf das Morgengeläute,  
tritt im Geist vor den Thron,*

*Wo die himmlischen Boten  
warten, was Gott befiehlt!  
Anders gleichst du den Toten,  
die ihr Leben verspielt.*

*Schaffe dir Inseln der Stille,  
hasse den Lärm, das Geschwätz.  
Horche! Des Ewigen Wille  
schrieb dir ins Herz sein Gesetz.*

*Gönn dir am Abend die Stunde  
bei einer Kerze Schein –  
ach, du gehst vor die Hunde,  
lernst du nicht stille sein!*

*Helmut Lamparter*

JOHANNES BUSCH (1905-1956)

## Unsere persönliche Stille

**N**eulich sagte ein Bruder: „Wir haben unter uns Christen viel fleißige Leute, aber so wenig stille Leute.“ Wir alle, die wir den Satz hörten, spürten, daß da auf einmal die entscheidende Not unserer Arbeit angerührt war. Darum also so viel Müdigkeit, darum aber auch so viel krampfhaftige Aktivität, bei der im Grunde gar nichts herauskommt. Darum auch diese Hurra-Bekehrungen, die mit dem stillen, verborgenen Leben mit Christo in Gott nichts zu tun haben. Mehr stille Leute! Das heißt ganz praktisch: Du und ich, wir brauchen unsere stille Stunde.

### *Warum ist das notwendig?*

Ich bin glücklicher Vater über eine Schar Kinder. Wenn ich von meinen Reisen zurückkehre und mit meinen Jungen und Mädeln zusammen bin, dann ist das das Schönste, was ich hier auf Erden erleben darf. Nun stelle ich mir einmal vor, ich käme nach Hause, und meine Söhne und Töchter sprächen nicht mehr mit mir. Verstehst du, sie wären anständig, aber reden würden sie nicht mehr mit mir. Sie würden auch nicht hinhören, wenn ich etwas sage. Da könnten diese Kinder noch so hochachtungsvoll von mir sprechen, es wäre doch eins deutlich, daß zwischen ihnen und mir hoffnungslos etwas zerbrochen ist.

Darum sage ich euch: Ihr könnt noch soviel christliche Programme haben und fromme Stunden und Vorträge bei euch halten, wenn ihr nicht persönlich mit dem Vater redet und nicht Zeit habt, zu hören, was Er euch zu sa-



gen hat, dann ist zwischen Gott und euch etwas zerbrochen. Ich habe so Angst, es könnte ein Bann über all unserem Dienst liegen, weil ein Mitarbeiter im Unfrieden mit Gott ist. Ihr meint es alle so ernst und redlich, aber es sind so viele unter uns, die nicht persönlich mit Gott reden. Was wäre das für eine furchtbare Sache, wenn da die Gemeinde Jesu in fleißiger Arbeit stünde, aber im Licht der Ewigkeit käme es heraus, daß das Entscheidende zwischen Gott und uns eben doch zerbrochen ist. Alles Leben fängt damit an, daß wir beten können. Es gilt der unerhörte Satz: Alle fruchtbare Aktivität fängt zunächst einmal mit völliger Stille an. Da, wo einer ganz in diese Stille hineingeht, um zu hören, was Gott ihm sagt, da geschieht das Wichtigste und Größte, was nur je passieren kann.

### *Die Not solcher Stille*

Hast du das schon einmal beobachtet: Der Teufel, dieser raffinierte Feind Gottes, erlaubt uns allerlei. Er erlaubt uns sogar, jahrelang mit fröhlichem Getümmel in einer Jungmännerarbeit zu sein. Das regt den Teufel noch nicht sehr viel auf. Dadurch sind seine Interessen noch nicht entscheidend gestört; aber wenn ein junger Mann anfängt, die Bibel zu lesen und zu beten, dann wird der Teufel nervös. Und darum tut er alles, dich in deiner persönlichen Stille vor Gott zu stören. Das mußt du von vornherein wissen: Es geht hier um den Punkt, der unter dem vollen Beschuß der Hölle steht.

Ich spüre die Nöte und Anfechtungen der stillen Stunden in drei Richtungen:

- Äußere Störungen. Es ist ja manchmal zum verzweifeln, daß wir zu allem Zeit finden, nur nicht zum Beten. Was geschieht im Lauf eines Tages! Aber zehn Minuten zur Stille mit Gott sind nicht herauszufinden.

Dazu gesellt sich die Raumnot. Wie viele haben einfach keinen stillen Platz, an dem sie allein mit Gott sein können. Du mußt schon recht suchen und ringen, daß du nur irgendwo ein Plätzlein findest, an dem dir Gott begegnen kann.

● Innere Nöte. An diesem Punkt erlebe ich täglich den leibhaftigen Satan. Wie sehne ich mich jeden Tag nach der Stille, und dann tut Satan alles, um mich nur ja nicht zur Stille kommen zu lassen. Wenn ich irgendwie mich zu diesem stillen Besinnen zurückziehen will, dann kommen bestimmt Menschen herein, die mich stören. Und wenn ich allein bin, dann fallen mir so viele Dinge ein, an die ich sonst gar nicht denke. Wie ist mir jenes Liedverslein so wichtig geworden: „... daß die Seele nicht zerrenne in den Bildern dieser Welt!“ An jedem Morgen findet bei dir und bei mir die Entscheidungsschlacht statt, ob ich durch dieses Sperrfeuer Satans durchbrechen kann, um ganz still zu werden vor dem, der überwältigend in der Stille segnen will. „Nur an einer stillen Stelle legt Gott seinen Anker an.“

● Habt ihr es noch nicht erlebt, daß gerade dann, wenn wir in solcher Stille gestanden haben, besondere Anfechtungen auf uns zukommen? Wie mancher junge Mann ist fast mitten aus gesegneter Stille heraus in besondere Kämpfe um die Reinheit des Herzens geworfen worden.

Man muß den Feind sehen, um sich vom Herrn rüsten zu lassen. Wenn dem Satan so viel daran liegt, dich nicht zur Stille kommen zu lassen, dann muß wohl für unser persönliches Glaubensleben unendlich viel davon abhängen.

### *Die Verheißung solcher Stille*

Jetzt möchte ich am liebsten mit euch Gottes Wort durchgehen. Wir würden uns dabei vorkommen, als würde uns

eine Schatzkammer aufgeschlossen, in der uns unübersehbare Schätze angeboten werden: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben.“

Mir sind alle diese Verheißungen in einer Tatsache zusammengeschlossen: Stille Stunde halten heißt, Audienz beim König haben. Mir ist das so wichtig, daß wir das unerhörte Angebot, das über solcher Stille liegt, voll und ganz begreifen. Es geht nicht um ein stilles Gespräch mit dir selbst. Es geht auch nicht um ein Hineinhorchen in dein eigenes Herz. Du darfst vor dem König stehen. Glaubst du, daß wir einen lebendigen Heiland haben?

Wem das einmal aufgegangen ist, der möchte Tränen weinen, daß der König aller Ehren, der Herr aller Macht und aller Barmherzigkeit auf ein persönliches Gespräch mit uns wartet. Und wir Narren haben Zeit für jedes dumme Straßengeschwätz, aber lassen den König stehen und reden nicht mit Ihm.

Was sollen wir da noch sorgen und zagen, zweifeln oder fallen, wenn wir täglich mit dem König Jesus reden dürfen!

### *Gute Ratschläge*

- Du mußt eine feste Ordnung in dieser Sache haben. Gott ist auch an dieser Stelle ein Gott der Ordnung. Du darfst deine stille Stunde nicht von deinen Stimmungen abhängig machen. Ich begegne immer wieder jungen Leuten, die sagen, daß es sie in letzter Zeit gar nicht dazu getrieben hätte, in die Stille zu gehen. Wenn wir diesen faulen Trieben unseres trägen Herzens nachgeben, dann wird es bald überhaupt kein Gespräch mehr zwischen Jesus und uns geben.

Feste Ordnungen! Mache doch in deinem eigenen Leben den Bund fest, daß du morgens deine Schlafkammer nicht verläßt, ohne mit Jesus geredet zu haben. Schließ es in den Bund mit ein, daß du abends vor deinem Bett noch auf die Knie gehst.

● Auf die Knie gehen? Auf äußere Formen kommt es nicht an. Darauf sieht der Herr nicht. Ich bezeuge dir aber gern, daß ein Segen darin liegt, wenn auch deine äußere Haltung dich ganz auf den Herrn hin sammelt; und vor dem König, dessen Untertan ich werden durfte, knie ich am liebsten. Wie du nun auch betest, gewöhne dir auch im Äußeren heilige Zucht an.

● Auch die stille Stunde sollte eine gewisse Ordnung haben. Zunächst bitte Gott um ganze Sammlung der Sinne und um seine Gegenwart im Heiligen Geist. Dann schlage deine Bibel auf und laß den König zu dir sprechen. Rede ihm doch nicht so schnell dazwischen, sondern laß wirklich das Wort zu dir sprechen, und dann darfst du ihm in herzlichem und kindlichem Gebet antworten.

### *Wir dürfen antworten*

Ach, wenn wir es doch wirklich tun wollten! Wie ist unser Beten oft ein so armseliges und dünnes Geplätscher. Weißt du, daß du jetzt mit Gott redest? Nein, es kommt wirklich nicht auf die schöne Form an. Du kannst reden, wie es dir ums Herz ist; aber das solltest du wirklich tun. Hier bist du doch an dem Platz, wo du gar nichts mehr zu verstecken brauchst. Was du keinem Menschen sagen kannst, das breite doch dem Herrn aus. Deine verborgensten Nöte darfst du Ihm ins Ohr hineinsagen.

Ich möchte es auch immer mehr lernen, die ganze Fülle des Betens in meinem Gespräch mit Jesus zu erfah-

ren: Anbetung und Dank, Bitte und Fürbitte, Beichte und Beugung, vor allem aber auch: Befehlsempfang! Unser Heiland sagt einmal: „Nehmet auf euch mein Joch.“ Uns fällt es nicht leicht, das Joch Jesu zu tragen, aber in der Stille des Gebetes geschieht es. Da hilft Er uns, unseren eigenen, trotzigem, bösen Willen durchzustreichen. Da dürfen wir uns hineinbeten in seinen heiligen, göttlichen Willen. O gesegnete Stille vor Jesu Angesicht!

*Laß die müden Hände sinken  
und des Tages Arbeit ruh'n!  
Komm vom Lebensbrunnen trinken,  
laß ihn an dir Wunder tun!*

*All des Tages wildes Hasten  
sei aus meinem Sinn verbannt,  
beim Erlöser will ich rasten,  
auf IHN schauen unverwandt.*

*Angst und Schmerz und Sorgen schwinden,  
Trübsal, Not und Schwermut weicht,  
Seinen Frieden kann ich finden,  
wo mein Herze IHN erreicht.*

*Freude schenkt er statt der Schmerzen,  
statt des Zweifels stillen Sinn,  
läßt mich ruh'n an Seinem Herzen,  
nimmt die grauen Schatten hin.*

*Streicht mit seinen lieben Händen  
von der Stirn die Schatten fort,  
läßt der Seele Weinen enden,  
sagt ihr leis' Sein Trosteswort.*

*Knie im Heiligtum ich nieder,  
hör ich nur Sein Liebeswort;  
Ruh und Stille kehren wieder,  
treiben allen Kummer fort.*

*Wilhelm Brauer*

KURT HEIMBUCHER

## Wie wir uns fanden

**E**s gehört zu meinen frühen Kindheitserinnerungen: Meine gute Großmutter, bei der ich die ersten Jahre meines Lebens zubrachte, ging mit mir in den Kindergottesdienst. Ich mag drei Jahre alt gewesen sein, als das zum erstenmal geschah. Um elf Uhr saß ich neben Großmutter in der Dreieinigkeitskirche in Nürnberg. Der Pfarrer Höhne, der so lieb mit Kindern umgehen konnte und den ich bald lieb gewann, hielt den Kindergottesdienst. Das ging so, Sonntag für Sonntag: Großmutter und ich gingen in die Kirche, derweil die Tante zu Hause das Mittagmahl bereitete.

Eine Kinderbibel hatte ich, soweit ich mich erinnern kann, nicht. Die Großmutter mußte mir die biblische

Geschichte immer wieder erzählen, die am Sonntag dran war.

So hatte ich schon als kleines Kind die erste Begegnung mit dem biblischen Wort.

Ich wuchs in der Zeit des Dritten Reiches auf. Damals war die Bibel in der Öffentlichkeit nicht großgeschrieben. Ich hatte nach ihr wohl auch kein Verlangen. Es waren andere Worte, Parolen und Phrasen, wie ich aber erst später erkannte, die uns mitrissen und innerlich in Beschlag nahmen.

Im Jahre 1943 wurde ich konfirmiert – in der Christuskirche in Nürnberg. Alles bangte, ob nicht ein Luftalarm oder gar ein Luftangriff die Feier und damit den Tag zerstören würde. Mir wurde der Spruch mitgegeben: „Jesus Christus spricht: So ihr an meiner Rede bleibt, so seid ihr meine rechten Jünger.“ Ich hatte diesen Spruch bald vergessen, nicht ahnend, daß er einmal für mein Leben die entscheidende Rolle spielen sollte.

Fünfzehnjährig wurde ich eingezogen: Luftwaffenhelder – Arbeitsdienstmann – Gebirgsartillerist. Meine liebe Mutter hat in meinen Koffer, den sie mir zusammenpackte, als ich zum Arbeitsdienst mußte, ein Neues Testament gelegt. Sie wußte um die Kraft und den Trost des Wortes, und sie war der Überzeugung, daß das ihrem Jungen eine Hilfe sein könnte, wenn er in schwierige Lagen käme.

Als ich in Grafenstein, in der Nähe von Klagenfurt in Kärnten, im Arbeitsdienstlager ankam und meinen Koffer auspackte, habe ich mich des Büchleins willen ein wenig geschämt. „Hoffentlich hat keiner gesehen, was ich da bei mir habe“, dachte ich. Ich fürchtete mich vor dem Spottgeheul der Vorgesetzten und Kameraden. „Eine Bibel, wo gibt's denn so etwas! Gehörst du zu den Frommen? Ist doch alles Unsinn, was da steht. Hast dich wohl auch von den Pfaffen verdummen lassen?“ So oder ähn-

lich oder noch schlimmer würden die zynischen Bemerkungen lauten. Und ich wäre überall schon unten durch. So versteckte ich mein Neues Testament ganz hinten im Spind, damit es keiner entdecken sollte.

Wer es entdeckt hat? Wo es hingekommen ist? Ich weiß es nicht. Jedenfalls war es eines Tages nicht mehr da. Es wurde nie darüber gesprochen. Es war ganz einfach verschwunden.

In den Schreckenstagen des zu Ende gehenden Krieges ist mir der lebendige Christus begegnet. Mir wurde klar: Jetzt bricht eine Welt zusammen, eine Welt, auf die du gebaut und vertraut hast, jetzt bleibt nur noch die Alternative: entweder mit den alten Parolen und Führern untergehen oder es auf diesen Christus wagen, der nach meinem Leben gegriffen hat. Ich wählte den zweiten Weg und gewann das Leben.

In der Kriegsgefangenschaft konnte ich keine Bibel bekommen. Denn dies war mir nun klar: Wer Jesus gehören will, braucht die Bibel. Nur in der Bibel kann ich Christus kennenlernen und sein Wort hören.

Ich kehrte aufgrund meines jugendlichen Alters, ich war kaum 17 Jahre, bald aus der Gefangenschaft heim. Nun war für mich zweierlei wichtig: Ich wollte wissen, wie mein Konfirmationsspruch lautete, und ich brauchte eine Bibel. Christus hatte mir inzwischen klargemacht, daß er mich ganz in seinen Dienst haben wollte.

Ich ging in mein Heimatpfarramt St. Leonhard in Nürnberg. Unsere alte schöne St.-Leonhards-Kirche war zerbombt und lag in Trümmern. Das Pfarrhaus lag in Schutt und Asche. Überall Zerstörung – Wahnsinnszeichen eines schrecklichen Krieges. Schließlich fand ich das Pfarramt. Die Kirchenbücher waren gerettet. Ich suchte im Konfirmationsbuch nach meinem Namen und dem Spruch. Da stand es schwarz auf weiß: „So ihr an meiner Rede bleibt, so seid ihr meine rechten Jünger“



(Joh. 8,31). Dieses Wort hat mich durch das Studium begleitet, und immer, wenn ich mich über die Bibel erheben wollte, war mein Konfirmationsspruch mir Mahnung und Hilfe.

Schließlich bekam ich auch bald eine Bibel geschenkt. Sie war schon alt. Der Druck von vorgestern. Aber was machte das schon. Das Wort ist immer gleich, und wer Hunger, geistlichen Hunger hat, hält sich nicht bei den äußeren Dingen auf.

Ich lebte damals unmittelbar nach dem Kriege mit meinen Eltern und meinem Bruder in einer kleinen Notwohnung vor den Toren Nürnbergs. Der Krieg hatte auch unser Haus zerstört. Zweimal sechs Quadratmeter hatten wir: Schlafkammer und Küche. In die Schlafkammer paßten nicht mehr als zwei Betten, in denen wir zu viert schliefen.

Ich denke noch daran, wie ich auf der Bettkante saß und in der Bibel las. Äußerlich alles arm und in der Hand der Reichtum des göttlichen Wortes. Oft hatte ich einen Zettel Papier bei mir, um mir allerlei aufzuschreiben, was mir beim Lesen der Bibel in den Sinn kam. Da es damals kaum Bücher gab – meine Jungenbibliothek war ein Raub der Flammen geworden –, war die Bibel das einzige Buch, das ich hatte und auf dessen Lektüre ich mich nun ganz konzentrieren konnte.

Bald kam ich in den CVJM. Nach kurzer Zeit war ich dort Mitarbeiter und mußte in der Jungschar und im Jungkreis Andachten und Bibelarbeiten halten. Da galt es, die Heilige Schrift zu studieren. Wir hatten in unserem CVJM „Väter in Christus“, die in der Bibel daheim waren und die uns in ihren lebendigen Bibelstunden das Wort Gottes nahebrachten und lieb machten. Unvergessliche Stunden! Ich weiß gar nicht, wem ich im Blick auf die Liebe zur Bibel, auf Schrifterkenntnis und Schriftauslegung mehr verdanke – meinen theologischen Lehrern

oder diesen schlichten Männern, die im Wort wohnten.

So wurde mir die Bibel groß und lieb, indem ich das Wort las, studierte und es mir sagen ließ.

Wie wir uns fanden – meine Bibel und ich?

Gott hat da ein paar Leute gebraucht, die dazu geholfen haben. Ich habe sie schon erwähnt: meine gute Großmutter, meine liebe Mutter, einige Pfarrer und ein paar einfache Väter in Christus.

Als wir uns fanden, begann ich zu begreifen: Es gibt in dieser Welt viele große, schöne, wertvolle, berauschende Worte, aber es gibt nur ein Wort, das in den Feuerzonen und Todesstunden des Lebens trägt und hält. Ich habe das oft erlebt in meinem Leben und im Leben anderer Menschen. Wenn die Sonne aufgeht, verblassen die Sterne. Wenn das göttliche Wort anfängt zu leuchten, verlieren die Wörter ihren Glanz.

Ich habe eine große Bibliothek, in der beileibe nicht nur theologische Literatur zu finden ist. Sollte ich je einmal in die Lage kommen, mich für ein Buch entscheiden zu müssen, fiel mir die Wahl nicht schwer. Ich griffe zu meiner Bibel. Von keinem anderen Buch kann ich das so sagen, so innig und so verliebt: Mein Buch – meine Bibel.

*O daß es Psalmen gibt!  
Die glockenhellen  
und die, die tränenreich  
aus dunkler Tiefe quellen!*

*Wenn du nicht beten kannst,  
weil dich dein Herz verklagt,  
wenn nach durchwachter Nacht  
ein grauer Morgen tagt –*

*Wenn keiner dich versteht,  
Und, was dir je gelang,  
worauf du fest vertraut,  
wie Glück und Glas zersprang –*

*Wenn Gott mit starker Hand  
dir seine Treu beweist  
und dein Gebet erhört  
um seinen heiligen Geist –*

*O daß es Psalmen gibt,  
die jubelhellen,  
und die man singen kann  
an Tränenquellen!*

*Sie lassen keinen leer,  
der ihren Trost begehrt,  
Sie leuchten sternenhell,  
wie lang die Nacht auch währt.*

*Sie tragen dich empor  
auf starken Schwingen.  
Ach, nur der Engel Chor  
kann schöner singen!*

*Helmut Lamparter*

JAKOB SCHMITT (1887-1978)

## Wie mir die Sonne aufging

Es gibt Tage und Ereignisse im Leben, die vergißt man nicht. Zu diesen Tagen gehört auch der 15. März 1900.

Am Abend hielt der Reiseprediger Fritz Kaiser von der Freien Evangelischen Gemeinde in meinem Elternhaus Versammlung. Er sprach über Jesaja 45, Vers 22: „Wendet euch zu mir, so werdet ihr errettet, aller Welt Enden; denn ich bin Gott und keiner mehr.“ Von dem, was er in lebendiger und einladender Weise sagte, hatte ich den Eindruck: Das gilt mir. Mein Herz verlangte nach Vergeltung, nach Frieden mit Gott, nach Gewißheit. Er betonte, daß wir von Natur alle ferne sind von Gott. Unsere Sünde trennt uns von ihm. Nun läßt Gott uns ein, zurückzukehren. Er bittet: „Wendet euch zu mir, so werdet ihr errettet!“ Bruder Kaiser erinnerte an die englische Übersetzung: „Blickt auf mich!“ Evas Blick und Ungehorsam brachte den Tod, der Glaubensblick auf Jesus bringt Leben: „Wer Jesus am Kreuze im Glauben erblickt, wird heil zu derselbigen Stund.“

Das hörte ich und sehnte mich danach; aber in mir sah ich nur Sünde und Gottferne. Ich war verloren. Ich wollte glauben; aber wie macht man das? In tiefer Not ging ich nach der Versammlung in mein Schlafzimmer. Ich sah nur auf mich und meine Sünde. Ich weinte und betete. Da rief ich meinen Vater. Er erkannte gleich meine Not und wies mich auf Jesus. Ich sollte von mir weg auf Jesus schauen, der ja alles für mich bezahlt habe. Er sprach von den in der Wüste von den feurigen Schlangen Gebissenen, die auf die eherne Schlange blicken mußten und die dann heil wurden. Er betete mit mir und legte

mich dem Heiland in die Arme, daß Er zum Ziele mit mir komme.

Ich mußte es lernen – auch im Blick auf meinen späteren Dienst –, daß nicht Weinen und Gebete mit Gott versöhnen, sondern das Blut Jesu. Auch das mußte ich lernen, daß man sich selbst keinen Glauben geben kann. Glaube ist auch eine Gabe des Heiligen Geistes, der Jesus in unseren Herzen verklärt. Darum ist eine wirkliche Bekehrung ein Werk des Dreieinigen Gottes. Das ist zugleich Wiedergeburt im göttlichen Sinne (vgl. Joh. 1, 12. 13).

Als mir um Mitternacht der Glaubensblick auf Jesus, das Lamm Gottes, geschenkt wurde, da kam eine unaussprechliche Freude über mich, und ein tiefer, nie gekannter Frieden erfüllte mein Herz. Ich konnte nur loben, danken und anbeten. Anschließend offenbarte sich der erhöhte Herr dem dreizehnjährigen Jungen in der Stille der Nacht noch einmal in persönlicher Weise. Das war so überwältigend, daß ich darüber nichts sagen kann und will. In dieser Nacht erlebte ich die größte und seligste Stunde meines Lebens. Da ging mir wirklich die Sonne auf, die nie untergeht. Paul Gerhardt muß Ähnliches erlebt haben, als er den Vers schrieb:

„Ich sehe dich mit Freuden an  
und kann nicht satt mich sehen,  
und weil ich nun nichts weiter kann,  
bleib ich anbetend stehen.  
O daß mein Sinn ein Abgrund wär  
und meine Seel' ein weites Meer,  
daß ich dich möchte fassen!“

## Jesus verteidigt mich gegen alle Zweifel von außen und von innen

*„Gehörst du eigentlich zu Jesus?“*

**M**ensch, haben wir gelacht. Das weiß ich noch genau. Fünf Jungen – vierzehn-, fünfzehnjährige – und ein Theologiestudent auf einer Radtour durchs Bergische Land. Albernheiten hielten uns stundenlang am Lachen. Und wir genossen offensichtlich unsere ungezügelte Ausgelassenheit.

An einem Abend sitzen wir nicht weit von der Jugendherberge in Kürten auf einem Baumstamm. Monti, so der Spitzname des Theologiestudenten, verwickelte uns in ein Gespräch über einen Bibeltext. Ich weiß nicht mehr, welcher es war. Aber irgendwann im Laufe des Gespräches fragte er mich ganz direkt: „Gehörst du eigentlich zu Jesus?“ – Ich war platt und sagte ganz schnell „ja“. Es sind zwei verschiedene Paar Schuhe, ob man sich in einem allgemeinen Gespräch über einen Bibeltext beteiligt oder ob man so persönlich gestellt wird.

Ich war mir gar nicht klar, ob ich zu Jesus gehörte. Ich war auch noch nicht auf den Gedanken gekommen, daß ich diese Frage mal eindeutig lösen mußte. Aber ich hatte viel zu viel Angst, mich in ein schwieriges, persönliches Gespräch verwickeln zu lassen. Also sagte ich „ja“ und war dem Gespräch über Gründe und Gegenstände ausgewichen.

Allerdings hat mich die Frage und meine Antwort nicht mehr losgelassen. In den Tagen der Radtour kam es dann doch zur Klärung. Ich sagte Jesus, daß ich ihm ein-

deutig gehören wollte. Das war ein Einschnitt, ein Punkt nach langen Vorbereitungen in meiner Familie, die mir das Christsein eigentlich immer als eine sehr lebensfrohe Angelegenheit vorgeführt hat. Dafür bin ich meinen Eltern sehr dankbar.

### *Pfarrer? – Nie!*

Nach diesem bewußten Beginn meines Christseins gab es noch viele Dreh- und Wendepunkte. An jedem ist man geneigt zu sagen: Jetzt geht's erst richtig los. Aber das Ganze zusammen ist die bewegte Geschichte, die Gott mit einem Menschen hat.

Ich war in der Jugendarbeit des Essener Weigle-Hauses zum Glauben an Jesus gekommen. Ich machte durch, was ich später bei vielen jungen Christen erlebte. Das leidenschaftliche Ja zu Jesus war mit einer sehr kritischen Haltung zur Kirche und zu ihren Amtsträgern verbunden. Es kamen da viele Dinge zusammen, die bewirkten, daß ich von Pfarrern keine hohe Meinung hatte.

Den Jugendpfarrer des Weigle-Hauses, Wilhelm Busch, liebte und achtete ich sehr. Ich verdanke ihm unschätzbar viel. Aber der war für mich eine Ausnahme. Mein Vater hegte auch nicht gerade den Wunsch, mich in schwarzer Kutte zu sehen. Er war Ingenieur und baute Wasserkraftwerke. Er war mit Leib und Seele in seinem Beruf. Mir machte das Eindruck. Mathematik und Physik lagen mir. In Religion machte ich Blödsinn. Auch noch, als ich schon als Mitarbeiter in der Jugendarbeit engagiert war.

Dieses Christsein in der freien Wildbahn der Jugendarbeit war anders als kirchliche Ämter, langweilige Liturgien und Schulzwang.

Es war bei einem Mitarbeiterbibelkurs Ende der fünf-

ziger Jahre. Im Weigle-Haus zwischen Weihnachten und Silvester. Etwa zweihundert Mitarbeiter drängten sich abends im Humburgsaal. Pastor Karl Sundermeier, damals Bundeswart des CVJM-Westbundes, hielt Bibelarbeiten über Kapitel 11 des Hebräerbriefes.

An einem Abend ging es um Mose: „Durch den Glauben wollte Mose, als er groß ward, nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter des Pharaos, sondern wollte viel lieber mit dem Volk Gottes Ungemach leiden, als den vergänglichen Genuß der Sünde haben, und achtete die Schmach Christi für größeren Reichtum als die Schätze Ägyptens“ (Hebr. 11,24-26).

Das war's. An dem Abend traf Gott mich mit einem einzigen Gedanken: Du bist zu hochmütig und zu bequem. Du willst deine Ehre suchen und reich werden. Du hast Angst davor, von andern als Pfarrer ausgegrinst zu werden, wie du selber Pfarrer verachtetest. Was willst du nun?

Wie es mit solchen Bibelworten geht. Niemandem ist einsichtig zu machen, wieso diese Bibelstelle notwendig ein Ruf in den vollzeitlichen Dienst ist. Aber ich wußte an dem Abend, daß Gott mich rief. Und ich wußte auch, daß ich jetzt zwar bereit war, ja zu sagen, aber wann würde ich es widerrufen?

Ich ging an jenem Abend zu einem älteren Freund und sagte ihm, was ich in meinem Gewissen gehört hatte. Ich bat ihn, mich zu erinnern, wenn ich diese Berufung veraten würde.

Neben dem Theologiestudium belegte ich Volkswirtschaftslehre. Irgendwas Handfestes muß man doch auch studieren, dachte ich. Theologie – das war mir unsympathisches, nebelhaftes Geschwätz. Mein Freund hat mich gelegentlich erinnert, indem er fragte, ob ich mir denn etwa ein Törchen zur Flucht offenhalten wollte.

Ich weiß, daß andere aus anderen Gründen zur Theo-



logie kommen. Ich wäre bestimmt nicht Pfarrer geworden ohne diese eindeutige Berufung. Man verkommt als Profi so furchtbar schnell! Da ist der Rückhalt einer klaren Berufung eine große Hilfe.

### *Wer verteidigt wen?*

Ich kann nicht sagen, daß mir das Theologiestudium Freude gemacht hat. Ich habe viel gelesen, was in den Literaturangaben der Professoren nicht vorkam, vor allem Karl Heim, dessen Schriften ich die entscheidende Hilfe in den inneren Auseinandersetzungen verdanke. Ich glaube, daß kein Theologe wie Karl Heim im 20. Jahrhundert bei aller philosophischen und theologischen Arbeit die Evangelisation und Seelsorge im Blick gehabt hat.

Ich arbeitete in den Semesterferien in einer Maschinenfabrik in Zürich. Durch die Studentenmission hatte ich einmal den früher in Genf lehrenden Kirchengeschichtler Joseph Chambon kennengelernt. Er lebte 1962 emeritiert in Zürich. Seine Bücher über die Hugenotten und Puritaner hatten im Dritten Reich unter den bekennenden Christen große Resonanz. Die staatlichen Zensoren verstanden gar nicht, warum solche historischen Bücher für die Gegenwart bedeutsam sein konnten.

An einem Abend war ich bei Joseph Chambon zum Abendessen eingeladen. Ich erzählte auch von der Not, sich als junger Theologiestudent mit der Hochflut Bultmannscher Theologie auseinandersetzen zu müssen. Eine radikale Bibelkritik beherrschte die theologischen Fakultäten.

Etwas unwirsch sagte Chambon: „Ich nehme Sie als Theologen erst ernst, wenn Sie das Neue Testament dreimal auf Griechisch und große Teile des Alten Testaments

auf Hebräisch gelesen haben.“ – Ich ging hin und tat so. Jeden Morgen vor der Tagesarbeit ein halbes Kapitel Neues Testament auf griechisch und vier Verse Altes Testament auf Hebräisch. Ich bekam Boden unter die Füße.

Es war nicht lange danach. Ich verließ das alte Auditoriengebäude der Göttinger Universität und ging den Nikolausberger Weg hinauf zu meinem Zimmer. Was war das noch für eine Vorlesung, über die ich mich gerade innerlich erregte? Ich weiß es nicht mehr. Da kam ein Gedanke leuchtend und stark in meinen etwas verzagten Kopf: „Wer verteidigt hier eigentlich wen? Hat Jesus es nötig, daß du ihn verteidigst? Ist er so schwach? Meinst du das wirklich? Du spinnst doch. Jesus verteidigt dich. Er lebt doch nicht nur so lange, wie deine schwachen Gedanken seine Existenz rechtfertigen können. Was bildest du dir ein?“ Das war ein Wendepunkt. Gelassenheit und Kampfkraft kehrten ein. Ja, davon lebe ich bis heute: Jesus verteidigt mich – gegen alle Zweifel von außen und von innen.

### *Mission ohne Grenzen?*

Sonntags um 12 Uhr erreichte mich der Anruf des Oberkirchenrates, ob ich als Vikar nach Jordanien gehen wollte. Anderthalb Stunden Bedenkzeit. Das waren rauhe Sitten. Heiß verliebt und frisch verlobt, wie ich war, besprach ich mich mit meiner Braut. Wir sagten ja. Sie blieb als Lehrerin in Deutschland, ich ging in den Nahen Osten.

Ich arbeitete in einem Internat für arabische Oberschüler in Beit Jala bei Bethlehem. Damals gehörte die sogenannte Westbank noch zu Jordanien. Ein Teil der Arbeit geschah in der deutschen Gemeinde in Jerusalem, Bethlehem und Amman.

Im Sommer 1965 machte die achtzigjährige Ärztin Dr. Herzfeld in Jerusalem Urlaub. Sie kam aus dem evangelischen Krankenhaus in Assuan, Oberägypten. Mit 80 arbeitete sie immer noch in der heißen Gegend. In ihrem Urlaub lernte sie Nubisch. Eine eindrucksvolle Frau. Sie beteiligte sich an einem Hausbibelkreis und gab wichtige Impulse.

An einem Nachmittag erzählte sie mir von ihren Anfängen. Sie habe im Einflußbereich des China-Missionars Hudson Taylor gelernt, daß es zur Weltmission keiner besonderen Berufung bedürfe. „Geht hin in alle Welt und macht zu Jüngern alle Völker!“ Das hat Jesus klipp und klar gesagt. Um diesem Auftrag zu gehorchen, braucht man keine Spezialoffenbarung. Eine besondere Offenbarung brauche jeder, der zu Hause bleiben will.

Das stellte alles auf ärgerliche Weise auf den Kopf, was ich bisher über Führung in die Weltmission gedacht hatte. Aber es traf mein Gewissen. Erst einmal will ich Jesus sagen, daß ich ihm für seine Sendung zur Verfügung stehe – ohne Grenzen. Er kann mich einsetzen, wo immer er will. Keine Vorbehalte, was Länder, Sprachen, Kulturen und Lebensumstände angeht.

Erst wenn dieser Gehorsamsschritt konsequent vollzogen ist, bin ich offen für Gottes Führungen: Wo ist mein Platz, Herr? Ich ging nach Abschluß des Vikariats mit dem festen Entschluß nach Deutschland: Die Welt des Islam ist mein Arbeitsfeld.

Als ich dann schnell mit dem Ruf in die Essener Jugendarbeit konfrontiert wurde, habe ich mich zunächst damit nicht zurechtfinden können. Was nun? Ich erkannte dann den Ruf nach Essen als Gottes Ruf. Zugleich war ich frei, andere in die weltmissionarische Arbeit zu rufen. Früher hatte ich mich dazu nie getraut. Ich sagte mir immer: Ruf doch nicht andere, geh doch selbst! Nur der Gehorsam gegenüber Gottes Ruf gibt uns Freiheit.

EIN INTERVIEW MIT  
SCHWESTER ANNEGRET VIETEN

## „Jesus Christus führt mich!“

*Darf ich Sie bitten, uns etwas aus Ihrem Leben und Ihren Erfahrungen mit Gott zu erzählen?*

Ich wurde als drittes von fünf Kindern im Ruhrgebiet geboren. Obwohl meine Eltern nicht gläubig waren, wurden wir bis zu unserer Konfirmation zum Kindergottesdienst geschickt. Mit dreizehn Jahren stieg ich dort schon in die Mitarbeit ein, allerdings ohne vom Evangelium, der frohen Botschaft, etwas verstanden zu haben. Jesus und seine Taten, Gottes Wirken im Alten Testament am Volk Israel bedeuteten für mich immer wieder nur Anstöße für sozialen Dienst. Nach einiger Zeit merkte ich jedoch, daß ich mit dieser Einstellung nicht weiter arbeiten könne – ich stand kurz davor, aus der Mitarbeit im Kindergottesdienst auszusteigen.

*Wie fanden Sie zum lebendigen Glauben an Jesus Christus?*

In dieser Zeit wurde ich von einem Mitarbeiter der Kirchengemeinde zur Allianzgebetswoche eingeladen. Diese war evangelistisch ausgerichtet. Ich besuchte an einigen Abenden die Gebetsstunden, und zum erstenmal erkannte ich, daß Satan und Gott Realitäten sind. Nach einigem Ringen und einer Aussprache übergab ich Gott die Führung meines Lebens.

*Welche Auswirkungen hatte Ihre Entscheidung für Jesus Christus auf Ihre persönliche Lebensgestaltung? Gab es Veränderungen in Ihrem Lebenskonzept?*

Etwas wurde mir bei meiner Bekehrung und in der darauffolgenden Zeit sehr wichtig: Ich wollte in Jesus nicht

nur den Heiland sehen, der für alle meine Schuld hielt. Er sollte auch Herr meines Lebens sein. So betete ich oft: „Herr, ich will deinen Willen tun!“ Doch das Gebet sprach sich leichter, als dies in die Tat umzusetzen war, zumal, wenn es darum ging, auch gegen Elternhaus, breite Masse und Meinungen anderer zu stehen.

*Erlebten Sie Widerstände und Hindernisse aufgrund Ihrer veränderten Lebensweise in Ihrer Familie oder im Bekanntenkreis?*

Es gab eine Menge an Diskussionen und Gesprächen innerhalb meiner Familie, oft erlebte ich auch Spott, wenn ich die Bibelstunde oder andere Veranstaltungen besuchte. Am schwierigsten war es für meine Familie zu verstehen, daß ich die meiste Zeit, besonders am Wochenende, in der Gemeinschaft mit anderen Christen verbrachte.

Sicherlich habe ich in der Zeit meine Familie manchmal allein gelassen und bin dadurch schuldig geworden. Mitschüler und Freunde reagierten teils mit Ablehnung, teils ließen sie sich zum Jugendbund einladen, blieben jedoch später wieder weg.

*Wie kam der Gedanke der Diakonie, sich in den vollzeitlichen Dienst zu stellen, in Ihr Herz?*

Der Gedanke der Diakonie kam sehr schnell. Für mich stand ja von Anfang an die Frage im Vordergrund: „Gott, was willst du, daß ich tue?“ Im Januar hatte ich mich für Jesus Christus entschieden, im Oktober bei einem Zusammentreffen mit Diakonissenschülerinnen kam zum erstenmal der Gedanke auf: „Soll ich in den vollzeitlichen Dienst?“ Damals stand ich in der Erzieherinnen-Ausbildung, da ich Heimerzieherin werden wollte. Dies war ich dann auch mit ganzem Herzen, und die Überle-

gung, ob ich in den vollzeitlichen Dienst solle, trat in den Hintergrund. Ich konnte doch auch hier dem Herrn dienen.

*Wie sah der Ruf in den vollzeitlichen Dienst konkret aus? Traten Menschen mit der Frage an Sie heran, oder ...?*

Gott redete in der folgenden Zeit durch seinen Heiligen Geist und sein Wort zu mir. Oft fragte ich mich: Heimerziehung oder Diakonie? Dienst für den Herrn kann doch so vielseitig aussehen. Ich kam aus dem Fragen nicht heraus, bis ich mich noch einmal ganz klar dazu durchrang, Gott ein Ja für alle Wegführung zu geben, ganz gleich, in welche Richtung es gehen sollte: Heimerziehung, Ehe oder Diakonie. In der Stille ging mir dann auf: Gott will dich in die Diakonie haben, warum läufst du noch weg? Nachdem die Sache zwischen Gott und mir nun klar war, konnte ich mit Menschen darüber sprechen und mich beraten lassen.

*Wußten Sie sich nun von Gott geführt oder gerufen, in ein Diakonissen-Mutterhaus einzutreten?*

Ja! Aus meinen Ausführungen haben Sie gewiß herausgehört, daß ich mir die Entscheidung nicht leicht gemacht habe. Nach allem Fragen und Ringen gab Gott mir Wegweisung, und seitdem weiß ich es gewiß: Jesus Christus hat gerufen, und er führt mich.

*Bedeutete dieser Glaubensschritt nicht eine Zäsur für Ihr Leben? Hatten Sie andere Pläne?*

Dieser Glaubensschritt ist wirklich ein großer Einschnitt in meinem Leben. Ein Aufgeben alles dessen, was ich mir erworben und erarbeitet hatte, war plötzlich gefordert,

auch ein Aufgeben der eigenen Pläne, wie Weiterbildung in der Heimerziehung bzw. des Wunsches nach Ehe und Familie. Jedoch wußte ich bereits von all den kleinen Glaubensschritten vorher, daß Gott sich nichts schenken läßt. Es bedeutet wohl im Moment ein Aufgeben aller Positionen, die ich erreicht hatte. Doch Gott will meine Fähigkeiten woanders gebrauchen, wo, das weiß ich heute noch nicht; doch bei Gott gibt es viele Möglichkeiten. Im Augenblick heißt es, abzuwarten und ein offenes Herz zu haben für Gottes Führung.

*Sie sind nun einige Monate im Diakonissen-Mutterhaus und möchten sich für den Dienst zurüsten lassen. Welche entscheidenden Erfahrungen durften Sie in dieser Zeit in Ihrem Glaubensleben machen?*

Ich habe einige Erfahrungen gemacht. Obwohl ich bereits in einer Glaubens- und Lebensgemeinschaft gelebt und gearbeitet habe, mußte ich mich ganz neu an diese Art der Gemeinschaft im Mutterhaus gewöhnen. Während ich sonst die Möglichkeit hatte, mich einfach ins Auto zu setzen und den Belastungen ein wenig zu entfliehen, heißt es jetzt durchzuhalten. Hinzu kommt, daß ich ein Mensch bin, der sich sehr oft vom Gefühl leiten läßt. Ich mußte ganz neu lernen, mich nur auf Gottes Wort zu gründen, auf seine Verheißungen und Zusagen, gerade in bezug auf meine persönliche Berufung.

*Haben Sie diesen Gehorsamsschritt je bereut? Würden Sie sich noch einmal für den Dienst Jesu entscheiden, wenn Sie alle Erlebnisse, die Sie hatten, bedenken?*

Ich habe diesen Gehorsamsschritt nicht bereut. Trotz mancher Schwierigkeiten bin ich gern hier.

Ich glaube, auch wenn ich diese Erlebnisse, auch die

schweren, gewußt hätte, wäre ich trotzdem ins Mutterhaus eingetreten, weil ich weiß, daß hinter allem Gott steht und ein Ziel verfolgt: Mich zuzurüsten für seinen Dienst.

*Was Jesus einst auf Erden wirkte,  
ward von den Zeugen dann bekanntgemacht;  
der Heilige Geist voll dafür bürgte,  
hat überall den Glauben angefacht,  
wo Jesus als der Herr ward vorgestellt.  
So lief das Evangelium durch die Welt.*

*Seit jener Zeit gibt's Christuszeugen,  
Er selbst macht sie geschickt und schickt sie fort  
zu denen, die noch nicht Sein eigen,  
daß sie Ihn kennenlernen durch Sein Wort;  
bestätigt wird es durch den Heiligen Geist,  
der darum Schöpfer neuen Lebens heißt.*

*So sind die Zeugen uns begegnet  
und teilten aus den Reichtum seiner Gnad'.  
Wie wurde unser Volk gesegnet,  
welch reiche Frucht wuchs aus des Wortes Saat!  
Das Heil in Christo machte Menschen neu,  
und Ungezählte rühmten Gottes Treu'.*

*Auch heute sucht Er neue Zeugen,  
die leben aus des Evangeliums Kraft,  
die vor dem Zeitgeist sich nicht beugen,  
von Glauben, Hoffen geben Rechenschaft  
und tragen, wenn es sein muß, Seine Schmach,  
die da und dort trifft, die Ihm folgen nach.*



*Du willst auch mich als Deinen Zeugen,  
der Du mich je und je schon hast geliebt.  
Gib Gnade, daß ich nicht kann schweigen  
davon, daß Du es bist, der Schuld vergibt,  
weil Du sie auf Dich nahmst auf Golgatha.  
Welch reiches Leben ist für alle da!*  
Reinhold Berggötz

JAKOB SCHMITT (1887-1978)

## Stellung beziehen und bereit sein zum Dienst!

Im Anfang des Dritten Reiches wurde alles um- und gleichgeschaltet. Auf die Schulen hatte man es besonders abgesehen. Rosenbergs Mythos war das Buch, das alle Lehrer in Kopf und Herz haben sollten. Der damalige Schulrat im Kreise Siegen mußte abtreten, weil er sich nicht von heute auf morgen gleichschalten lassen konnte und wollte. Die schwere Zeit wurde ihm zum Segen. Im Gespräch sagte er zu mir: „Das Lied: ‚So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen; ja, selig und doch meistens wunderbarlich‘ wurde mir eine Quelle der Kraft und des Trostes. Ich lese es immer wieder und besonders, wenn dunkle Stunden kommen.“

Ich machte ihn auf den Dichter des Liedes, Gottfried Arnold, und seinen schweren Weg durch Leiden und Verfolgungen aufmerksam. Der Verfasser der „Geschichte

des Kirchenliedes“, E. Koch, schreibt von ihm: „Es wird überhaupt noch nie ein bekehrter, geistvoller Theologe heftiger und unerbittlicher verfolgt worden sein als Gottfried Arnold.“ Wer das obengenannte Lied noch nicht kennt, der lese es in einer stillen Stunde, und er wird inneren Gewinn haben.

Nun zur Schule zurück. Der neue Schulrat war Lehrer und alter Parteigenosse im Siegerland. Als er 1933 zum erstenmal in seiner Eigenschaft als Schulrat in unsere Schule kam, sagte ich zu ihm:

„Herr Schulrat, wir kennen uns und wollen der Schule Bestes. Sie wissen, daß ich Christ bin und auch Gemeinschaft mit den Christen im Siegerland und den angrenzenden Gebieten pflege. Darum ist es mir unmöglich, Rosenbergs Mythos im Kopf und Jesus Christus im Herzen und Leben zu haben (Rosenbergs ‚Mythos‘ war neben Hitlers ‚Mein Kampf‘ das Hauptbuch des Nationalsozialismus). Ich will der Schule, meinem Volk und dem Staate dienen; aber ich kann nicht beides: Christ im biblischen und Nationalsozialist im Sinne Rosenbergs sein. Ich bin bereit, im gegebenen Falle die Konsequenzen zu ziehen.“

Er erschrak, sagte ein paar anerkennende Worte und schloß mit dem Satz:

„Ich kenne Sie, und die Schule braucht Sie.“

Zu seiner Ehre muß ich sagen, daß er mich manchmal persönlich in Schutz genommen hat.

In den Lehrerversammlungen war ich nicht nur Zuhörer. Der Leiter bemühte sich um Sachlichkeit und ließ eine andere Meinung gelten. Von obenher sollte aber keine Aussprache sein. In einer solchen Versammlung verriet ein auswärtiger Redner einen solchen Mangel an Wissen und geschichtlichem Urteil, daß es kaum zu ertragen war. Nach Schluß des Vortrages erklärte ich: „Wenn in einer Versammlung von Lehrern nach solch

einem Vortrag keine Möglichkeit zur Aussprache und zur Klarstellung geschichtlicher Tatsachen und Wahrheiten besteht, dann sehen Sie mich heute zum letztenmal hier.“ Viele stimmten zu; auch der Leiter der Versammlung trat für eine sachliche Aussprache ein.

Die Wogen dieser erregten Lehrerversammlung schlugen bis nach Kassel. Hier forderte man ein Verfahren gegen mich. Der anwesende Leiter aus Weidenau erklärte daraufhin, dann lege er sein Amt nieder. So fiel die Sache unter den Tisch, und in Weidenau gab es in den Lehrerversammlungen wieder Aussprache. Ein weiteres Ergebnis war, daß die Redner es sich fernerhin nicht so leicht machten.

Meine sehr offenen Berichte an den Schulrat über die immer stärker hervortretenden Mängel an Leistungen in der Schule und ihre Ursachen gab er nach oben weiter. Es ist ja im allgemeinen so, daß man oben längere Zeit braucht, die Lage so zu sehen, wie sie ist. Glücklicherweise war der damalige Regierungsdirektor nach der praktischen Seite hin noch ein Mann der alten Schule. Er beauftragte mich, vor den Schulleitern und den Lehrern der einklassigen Schulen des Kreises Siegen über die gegenwärtige Schulnot und ihre mögliche Abhilfe zu sprechen. Ich erklärte mich dazu bereit, wenn ich offen reden dürfe. Ich sei kein Mann, der die Kunst verstehe, dem Bären das Fell zu waschen, ohne ihn naß zu machen. Der Regierungsdirektor dankte und gab sein Ja dazu. Weiter teilte er mir mit, daß er persönlich an der Kreislehrerversammlung teilnehmen würde.

In dem Vortrag deckte ich viele Mängel auf, die die Schule stark belasteten, z.B. das Einmischen der politischen Verbände und der Jugendleiter, die viele Beanspruchung der Jugend durch den H.J.-Dienst und die Sammlungen u.a.m. Infolge der großen Fremdbeanspruchungen könne die Volksschule ihre eigentliche Aufgabe nicht

mehr erfüllen. Nach dem Vortrag und der Aussprache beauftragte der Reg.-Direktor mich, dem Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Berlin einen eingehenden Bericht zu geben über die heutige Not in den Volksschulen, ihre Ursachen und Wege zur Abhilfe. Das geschah. Der Minister dankte für den „wertvollen Bericht“, bedauerte aber, infolge der politisch-wirtschaftlichen Lage und der vielen maßgeblichen Stellen und Einflüsse, die hier mitwirkten, keine entscheidende Hilfe geben zu können!

Als Christ, Schulleiter, Schriftleiter eines christlichen Blattes und Vorsitzender unseres Gemeinschaftsverbandes stand ich auf der „schwarzen Liste“. Aber die starke Hand unseres Gottes war über mir. Das habe ich öfter erfahren. In einer besonders kritischen Lage erklärte der Kreisleiter der N.S.-Lehrerschaft, der ein Christ war, aber mit trüben Augen, daß er sein Amt niederlegen würde, falls man aktiv gegen mich vorginge. So hat mancher seine Hand über mich gehalten, ohne daß ich es wußte. Das aber wußte ich: Die Hand des Herrn war über mir.

THEO SCHNEIDER

## Die „Denkanstöße“ haben manches angestoßen!

*Persönliche Evangelisation mit dem gedruckten Wort*

Als im Rahmen der Gnadauer Pfingstkonferenz 1980 Anfang Juni in Siegen von Präses Kurt Heimbucher die „Denkanstöße“ vorgestellt wurden, da stand die Frage im Raum: Werden viele Gemeinschaftsleute, junge und alte, dieses evangelistische Magazin annehmen und einsetzen zum Weitergeben in ihrem persönlichen Lebensbereich? 150 000 Exemplare waren gedruckt worden. Werden sie Leser finden? Werden sie ihre Funktion als „Denkanstöße“ wirklich erfüllen können?

Inzwischen sind die 1. und 2. Auflage bereits vergriffen. Ca. 220 000 „Denkanstöße“ haben bereits Leser gefunden. Viele Christen in Gemeinschaften, Jugendkreisen und Gemeinden haben die „Denkanstöße“ zu ihrer Sache gemacht. Dies wird z.B. aus den Reaktionen deutlich, die wir in der Gnadauer Zentrale erhielten.

Auf einer Postkarte steht bei einer Bestellung von 25 Exemplaren vermerkt:

„Nachdem ich einem 86jährigen zu seinem Geburtstag geschrieben habe, bekam ich von ihm zu seinem Dank dieses Heft, das mir gut gefällt. Ich will es meinen Kindern und anderen Verwandten und Freunden weitergeben!“

Ein Soldat schreibt: „Bitte, schicken Sie mir 30 Exemplare des Magazins ‚Denkanstöße‘. Ich war von der Anregung bei der Pfingstkonferenz hellauf begeistert und möchte nun meinerseits mit den angeforderten Blättern

an meinem Arbeitsplatz (Luftwaffeneinheit) eine missionarische Initiative starten. Auch hier gibt es Wartezimmer, Leseräume etc. Ich bitte den Herrn um Kraft und Segen für meinen bescheidenen Dienst.“

Aus einem Altenheim bestellte eine Heimbewohnerin einige Hefte: „Habe heute das Heft ‚Denkanstöße‘ gesehen und meine, das wäre auch etwas für meine Heimbewohner!“

Der Leiter einer Gemeinschaft schreibt: „Seit einiger Zeit suchen wir für eine Verteilaktion in unserer Gemeinde geeignetes Material. Vor einigen Tagen erhielt ich eine Probenummer Ihres Magazins ‚Denkanstöße‘. Wir meinen nun, daß wir damit das Richtige gefunden haben. Schicken Sie mir davon 600 Ex.“

Ein junger Mensch schrieb uns: „Besonders gut an diesem Magazin fand ich, daß es mir die Diskussion mit Nichtchristen sehr erleichtert. Ist es doch eine Zeitschrift, die allein schon durch die vielen Bilder und den dazugehörigen Texten Interesse weckt. Ich danke Ihnen für diesen Beitrag zum Missionarischen Jahr.“

Aus Österreich erreichte uns folgende Zuschrift: „Z.Z. befinde ich mich hier in einem Jugendheim, um beim Kochen zu helfen. Ich weiß nicht, wie es dazu kam, aber hier fand ich eine Ausgabe Ihres Magazins ‚Denkanstöße‘. Nachdem ich es nun gelesen habe und mir die einzelnen ‚Berichte‘ wertvoll erscheinen, bitte ich um Übersendung einiger Exemplare.“

Auf einer Karte heißt es: „Vor einiger Zeit schenkte mir eine Dame im Zug das Heft ‚Denkanstöße‘, das mich sehr angesprochen hat. Ich möchte es gerne weitergeben und bitte Sie deshalb, mir 10 Exemplare zuzuschicken.“

Besonders viele Zuschriften erhielten wir, als im Juli vier Wochen lang in allen D-, IC- und TEE-Zügen der Deutschen Bundesbahn ca. 50000 ‚Denkanstöße‘ aus-

hingen. Die Mitgliederversammlung des Gnadauer Verbandes hatte diese Aktion – trotz des hohen Kostenaufwandes beschlossen, da auf diese Weise sicher Hunderttausende mit der guten Nachricht erreicht werden konnten. Aus den mancherlei Zuschriften einige Auszüge:

„Im D 705 von Wiesbaden nach Freudenstadt lag ein Magazin zum Missionarischen Jahr 1980 aus: ‚Denkanstöße‘, mit Ihrem Absender. Darf ich Sie bitten, wenn möglich, mir dieses Magazin zuzuschicken? Die einzelnen Aufsätze darin waren mir Gewinn. Ich würde damit anderen Menschen ebenfalls eine Freude machen wollen.“

„Auf einer Zugreise von Stuttgart nach Hamburg habe ich im Zugabteil mit Interesse ‚Denkanstöße‘ gelesen. Da ich Religionspädagogik studiere, wären auch einige Freunde an diesem Magazin interessiert.“

„Als ich am 14.8. meine Reise zu einer neuen Arbeitsstelle antrat, fiel mir die Zeitung ‚Denkanstöße‘ in die Hände. Die Artikel in dem Magazin, die ich bis zu meiner Ankunft durchzulesen schaffte, haben mich sehr angesprochen und mir so manche Antwort gegeben. Am liebsten hätte ich die Zeitschrift mitgenommen, aber das fand ich den anderen Reisenden gegenüber nicht fair. Ich wäre ihnen deshalb dankbar, wenn Sie mir bald 2 Exemplare senden könnten. Es ist toll, daß Sie dieses Magazin mit Ihren Kollegen herausgebracht haben, denn ich denke, es wird – oder hat nicht nur mich angesprochen.“

„Grüß Gott, im TEE-Zug Köln-Basel fand ich das Magazin ‚Denkanstöße‘, das mir sehr gefallen hat. Gerne möchte ich 10 Exemplare kaufen, um diese nach Brasilien mitzunehmen. Konnte das Magazin in keiner Buchhandlung bekommen. Möchte Sie nun um 10 Exemplare bitten, wenn es geht bald, da ich in einem Monat nach Südamerika zurückfliege.“

„Bei meiner Bahnfahrt hierher zur Kur las ich gestern

in Ihrem Heft ‚Denkanstöße‘. Es hat mich so gefesselt, daß ich Sie bitten möchte, mir 3 Exemplare an meine Heimatadresse zu senden.“

„Bei der Fahrt im IC 117 von Nürnberg nach Köln bekam ich Ihr Magazin ‚Denkanstöße‘, herausgegeben vom Gnadauer Verband zum Missionarischen Jahr 1980, in die Hand, das ich nahezu zuende gelesen habe mit meiner Frau. Ich bin sehr dankbar, es ‚entdeckt‘ zu haben.“



## Voltaire und Paulus

Gebt mir große Gedanken! hat einst der sterbende Herder ausgerufen. Im Tode braucht man große Gedanken. Das wenigstens werden Sie nicht leugnen. Auch große Geister, Fürsten im Reich des Gedankens, greifen sterbend nach ihnen, um sich an sie anzuklammern in dem allgemeinen Schiffbruch, in welchem die ganze sichtbare Welt vor ihrem brechenden Auge versinkt. Der Gedanken größter aber ist Gott, der ewige, heilige, persönliche Gott, der die Liebe ist. Und er ist in diesen Augenblicken der einzig große und bleibende Gedanke. Alle andern verschwinden und zerrinnen vor ihm. Wehe dem, der den ewigen Halt dieses Gedankens dann entbehrt, der ihn erst ernstlich faßt, wenn er selbst vielmehr von ihm gefaßt wird!

Sehen Sie das an einem Zweifler ersten Ranges im vorigen Jahrhundert, der wie wenige die Bekämpfung der ganzen christlichen Welt- und Gottesanschauung zu seiner Lebensaufgabe machte, der wie keiner den Bibeldogma mit der Lauge endlosen Spottes begoß, der vom Deismus allmählich zum Atheismus herabsank, bis er endlich „den Willen Seiner heiligen Majestät des Zufalls“ verehrte, an Voltaire. „Alles wohl erwogen“, schreibt er an eine Dame, die sich vor dem Tod fürchtete, „glaube ich, daß man nie an den Tod denken soll. Dieser Gedanke ist zu nichts gut, als das Leben zu vergiften. Der Tod ist durchaus nichts. Die Leute, die ihn feierlich ankündigen, sind Feinde des menschlichen Geschlechts; man muß sie sich stets vom Leibe halten. Der Tod gleicht dem Schlaf wie ein Wassertropfen dem andern, nur die Vorstellung, daß man nicht wieder erwachen wird, macht Pein.“

Als nun aber dieses verachtete Nichts, der Tod, sich ihm selbst näherte, der sich und die halbe Welt durch seine Schriften vor dem Jenseits verpanzert zu haben glaubte, wie zeigte er sich da? – „Wenn ich den Tod des rechtschaffenen Mannes, der nur das Ende eines schönen Tages ist, mit dem von Voltaire vergleiche“, schreibt ein sicherer Gewährsmann, Voltaires Arzt, an einen Freund, „so würde ich deutlich den Unterschied zwischen einem schönen Tage und einem Sturm gesehen haben. Dieser Mensch war also bestimmt, unter meinen Händen zu sterben. Ich habe ihm oft die Wahrheit gesagt, aber zum Unglück für ihn bin ich der einzige gewesen. Ja, mein Freund“, hat er mir sehr oft gesagt, „Sie sind es allein, der mir guten Rat gegeben hat. Hätte ich ihn befolgt, so wäre ich nicht in dem scheußlichen Zustand, worin ich bin. Ich habe nichts als Rauch verschluckt; ich habe mich in dem Rauch berauscht, der mir den Kopf drehend gemacht hat. Sie können mir nichts mehr nützen. Schicken Sie mir den Irrenarzt! Erbarmen Sie sich mein, ich bin ein Narr!“ ... Ich kann nicht ohne Schauer daran denken.“ „Sobald er sah“, fährt der Arzt fort, „daß alles, was er getan, seine Kräfte zu vermehren, den entgegengesetzten Erfolg hatte, war der Tod beständig vor seinen Augen. Von diesem Augenblick an hat sich seiner Seele Wahnsinn bemächtigt. Von den Furien gepeinigt verschied er.“

So stirbt ein Apostel des Unglaubens! Von der halben Welt angebetet – aber hilflos und verzweifelnd; von Weihrauchwolken benebelt – aber wahnsinnig; vorher dem Tode Hohn sprechend, jetzt so krampfhaft sich ans Leben klammernd, daß er, was gleichfalls eine Tatsache ist, große Summen (100 Franken) für jede weitere Minute bietet; vorher im schwelgenden Gefühl, alles gewonnen, alles beherrscht zu haben – jetzt im gräßlichsten Zustand erklärend: Mir kann nichts mehr helfen!

Stellen Sie daneben einen Zeugen Gottes und Christi,

wie er seinen Tod vor sich sieht, etwa einen Paulus! Nicht von Weihrauchwolken umgeben, von Ehrenbezeugungen überschüttet, aber viele Narben vom Haß der Welt, die Malzeichen, die er im Dienst Jesu empfangen, an seinem Leibe tragend; in Ketten und Schmach, zum Tod verurteilt, aber frei und stark, ruhig und freudig; nicht ans arme Leben sich klammernd, sondern „vergessend, was dahinten ist und sich streckend nach dem, das da vorne ist“; nicht in gräßlichem Qualzustand, sondern „Lust habend, abzuschneiden und bei Christo zu sein“; in süßem Frieden auf das Vergangene zurück-, in seliger Hoffnung auf das Kommende hinausblickend, wie er es in seinem letzten Vermächtnis an die Kirche, im zweiten Timotheusbrief, tut mit den Worten: „Ich werde schon geopfert, und die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden; ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten, hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit“; nicht um Hilfe bittend, sondern der Welt Hilfe anbietend; zeugend bis zum letzten Atemzug und sein Zeugnis mit seinem Blute besiegelnd, – so stirbt ein Apostel des Glaubens!

Wählen Sie! – „Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen!“

HEINRICH JUNG-STILLING (1740-1817)

## Wider den Vernunftglauben

Marburg, den 29. Mai 1797

**T**eurer, brüderlich geliebter Freund!  
Wenn Sie ein andermal an mich schreiben, so bleiben die Titulaturen weg, denn die ziemen zwischen Christen nicht, wenn sie sich vertraulich schreiben. In weltlichen Geschäften ist's eine andere Sache. Herzlich freute mich's, daß ich einmal endlich einen Brief von Ihnen erhielt und daraus erkannte, 1. daß Sie noch mein Freund und 2. noch auf dem rechten Wege sind. Beide Stücke können auch nicht getrennt werden. Wer mein Freund sein will, der muß ein wahrer Christ sein, und wer dieses ist, der ist auch jenes.

Also hat Ihnen mein „Heimweh“ gefallen? Das freut mich. Den „Schlüssel“ werden Sie bekommen, wenn Sie ihn nicht schon erhalten haben; denn er wird zu den Büchern gepackt, die der dortige Herr Gerichtsschreiber durch den an mich eingeschlossenen Brief bestellt hat. In diesem Jahrhundert ist wohl schwerlich ein Buch herausgekommen, das eine so erstaunliche Sensation gemacht hat wie das „Heimweh“ – es sind allein nach Amerika dreihundert Exemplare geschickt worden, und in allen Teilen Europas liest man's mit erstaunlichem Beifall. Gottlob, daß er mir diesen Segen verliehen hat! Ihm gebührt allein alle Ehre, denn alle Talente, die wir haben, sind ja seine unverdienten Gaben, und wenn's uns gelingt, so ist's nur seine Führung, wir sind schwache Werkzeuge.

Aber, Freund! Wahrlich, es ist auch nötig, daß die Verehrer der Wahrheit und Jesu Christi in den Riß treten:

Denn noch nie, solange die Welt steht, bildete sich die bocksköpfige Vernunft so viel ein wie gerade jetzt. Auf allen Universitäten, besonders in Jena, Halle und Göttingen, gibt's Professoren, die wahrhaftig nicht so viel Kopf und wahre Vernunft haben, daß sie imstande wären, Bauernknaben gehörig zu unterrichten, und doch dünken sie sich große Lichter zu sein und werden in der Welt als große Männer gepriesen; ihre Rezensionen, die nichts anders als stinkende Geistesexkreme sind, werden dann allenthalben vom Philosophenpöbel besprochen und als Geist und Seele stärkende Mittel ausposaunt. Für Dreckkäfer ist der Mist freilich eine Herzstärkung.

Ich und meinesgleichen heißen Schwärmer, das glaub' ich! Die Vernunft ist wahrlich das kostbarste Geschenk Gottes, aber sobald sie als die Quelle der Wahrheit betrachtet wird, so bald würdigt sie den Menschen zum Tier herab, dann zweifelt man an allem, so lange, bis man endlich gar verzweifelt.

Die Vernunft ist bloß Werkzeug zur Erkenntnis der Wahrheit, so wie das Auge Werkzeug des Sehens, aber nicht das Licht selbst ist. Die Quelle aller unserer fleischlichen oder sinnlichen Wahrheiten haben wir in der sichtbaren Schöpfung, aber die Quelle der übersinnlichen, sittlichen Wahrheiten in der Bibel, deren Mittelpunkt, Zweck und Ziel Jesus Christus ist; er ist die Sonne und unsere Vernunft der Mond.

Brüderlicher Freund! Wer sein grundloses sittliches Verderben tief erkennt, der weiß, daß seine Vernunft zu arm ist, Rat und Trost ausfindig zu machen. O wie froh ist man da, daß es einen Erlöser gibt, der Vergebung der Sünden und Kraft zur Gottseligkeit gewähren kann! Da wird die Vernunft so klein und arm, daß man sich ihrer so schämt wie ein Kind der Kartenhäuschen, und weiter ist auch die Philosophie in Ansehung unserer sittlichen Verbesserung nichts. Wenn doch die Herren Hochnasen be-

dächten, daß die Vernunft schon beinahe sechstausend Jahre das Heil gesucht und außer Christo nirgends gefunden hat! Niemand ist mehr überzeugt als ich, daß unter allen Parteien die Erweckten das Salz der Erde, die besten Menschen sind. Aber unter eben diesen Klassen gibt's auch gerade die bösesten, denn was ist abscheulicher, als wenn sich ein verdorbener, nicht durch Glauben und Gnade gebesserter Mensch für einen Heiligen hält? *Erinnern Sie sich doch, was Christus Matth. 7,21-23 sagt, doch hab' ich mir vorgenommen, nie wieder öffentlich etwas über die Pietisten zu sagen.*

Der Herr und seine Gnade sei mit Ihnen und mit Ihrem treuen Freunde

*Jung*

An Peter Adolf Becker, Radevormwald.

*Aus grauer Niederungen  
verhang'nem Dunstgebiet  
hat es sich aufgeschwungen,  
so wie ein Adler zieht,  
das Wort, das unsern Glauben  
in frohe Kühnheit riß.  
Nie läßt er es sich rauben  
das Wort: Ich bin gewiß ...*

Ob die Gewalten wüten,  
ob Tod und Kerkerhaft, –  
wir bleiben ungeschieden  
von Seiner Liebe Kraft.  
Nichts kann von ihr uns scheiden.  
Wie tröstlich ist uns dies!  
Es macht das Herz voll Freuden  
das Wort: Ich bin gewiß ...

Mag locken, was vergehet;  
es wird wie Dunst verwehn.  
Das Erbe leuchtend stehet,  
dem wir entgegengehn.  
Du Wort, das auch in Nächten  
die Hoffnungsstraße wies,  
voll Heimatklang, dem echten,  
du Wort: Ich bin gewiß ...

Und legt als Pilger nieder  
die Hand den Wanderstab,  
dann klingen neue Lieder,  
es schrecket nicht das Grab.  
Die Perlentore grüßen.  
O nein, es ist kein Trug!  
Es sei des Glaubens Wissen  
mir allezeit genug!

*Luise Hubmer*

## Wie komme ich zur Heilsgewißheit?

Diese Frage bewegt sehr viele heilsuchende Menschen, und zwar solche, die jahrelang Gottes Wort hörten, unter der Bekehrungspredigt saßen und die es mit dem „Schaffen der Seligkeit“ ernst nehmen. Ihnen allen gilt diese Antwort.

Zunächst etwas Grundsätzliches. Gibt es Heilsgewißheit? Ja! Heilsgewißheit ist keine „pietistische Angelegenheit“, sondern eine apostolisch-biblich-reformatorsche Heilsgabe, um die die Reformatoren gerungen haben, die die Bibel klar bezeugt, die die Kirche Jesu Christi seit der Apostel Tagen klar verkündigt hat. Wir machen freilich aus der Heilsgewißheit kein Gesetz. Es steht nicht geschrieben, daß wir durch Heilsgewißheit selig werden, sondern allein aus Gnaden durch den Glauben. Es gibt auch gläubige Christen, die zu der frohen Gewißheit nach Römer 8, 16 nicht kommen, daß „Gottes Geist ihnen bezeugt, daß sie Gottes Kinder sind“. Sie werden gewiß selig! Aber dieses stete Seufzen ist nicht der biblisch normale Stand der Kinder Gottes. Wir warnen andererseits vor der leichten, pharisäischen Heilssicherheit, in die ein Christ kommt, der nicht mehr wacht und betet. Die endet mit Katastrophen. Mit der biblischen Heilsgewißheit verbunden bleibt bis zum Ende die Heilssorge.

Es sollte das Ziel aller Reichsgottesarbeit, aller Verkündigung, aller Seelsorge, aller Jugendarbeit sein, daß die Menschen, die Gottes Wort hören, zur Gewißheit ihres Heiles kommen, die die Bibel bezeugt an vielen, vielen Stellen (z.B. Röm. 8, 31-39; 1. Joh. 3, 1. 2; Röm. 8, 14-17; 1. Joh. 3, 14), die die Kirche Jesu Christi in Wort und Lied verkündigt und die der Glaube erleben darf.



Nun zu der Frage: Wie komme ich dahin, daß auch ich singen kann: „Nun weiß ich das und bin erfreut und rühme die Barmherzigkeit?“

Zur Beantwortung weise ich hin auf drei Schriftwahrheiten vom Heile Gottes in Christo zu unserer Seligkeit. Wer diese drei Wahrheiten annimmt, aufnimmt, fassen kann und wem sie der Heilige Geist bezeugt, der wird sich seiner Gotteskindschaft freuen können in demütig-dankbarer Heilsgewißheit.

Es sind diese drei Wahrheiten:

1. Dein Heil in Christo ist vollbracht.
2. Dieses Heil wird dir aus Gnaden geschenkt.
3. Dein Glaube darf es fröhlich annehmen.

Die 1. Wahrheit: Dein Heil in Christo ist vollbracht. Solche Menschen, die die Heilsgewißheit suchen, wollen zunächst etwas Besonderes erleben und erfahren. Sie warten auf eine fromme Geschichte, auf ein religiöses Erlebnis, auf eine besondere Tat Gottes in ihrem Leben. Aber das alles kommt nicht, bis sie endlich die biblische Wahrheit verstehen: Die Erlösung ist vollbracht, das Heil ist geschehen, die Seligkeit *hat* Christus erworben. Als Jesus rief: „Es ist vollbracht!“ *war* die ganze Menschheit mit Gott versöhnt, *war* die ewige Erlösung vollbracht für alle Sünder. Und nun darfst du suchender, heilungsgewisser Mensch es fassen: Auch *meine* Erlösung ist vollbracht, auch meine Gotteskindschaft hat Jesus mir erworben, auch ich bin eingeschlossen in das große Heilswerk. „Sieh, darum mußte Christus leiden, damit du könntest selig sein.“ „Alle, alle meine Sünden hat sein Blut hinweggetan.“ „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber.“ Jetzt schaue du auf dies vollbrachte Heil, das auch dir Gotteskindschaft erworben hat. Wer diese erste Wahrheit tief erfaßt, der wird schon froh!

Die 2. Wahrheit: Dieses Heil wird dir aus Gnaden ge-

schenkt! Hier ist der Punkt, an dem viele nicht zu klarer Erkenntnis kommen: Aus Gnaden! Lies Epheser 2,8.9. Man will noch etwas tun, etwas bringen, etwas sein, etwas haben. Nein! Und ob du einen ganzen Möbelwagen Gesetzesgerechtigkeiten, guter Werke, frommer Taten vor die Himmelstür brächtest, würdest du damit verlorengelangen. Die Seligkeit, deine Gotteskindschaft, wird dir „aus reiner Gnad' allein“ geschenkt. Das ist Evangelium: „Aus Gnaden sollst du selig werden.“ Geschenkweise wirst du gerecht. Das ist die wunderbare Gabe des Herrn aus Gottes ewiger Weihnachtsstube: Du darfst sein Kind sein. Komme so, wie du bist, und bete an die Liebe, die dir das Geschenk deiner Gotteskindschaft anbietet. Gnade muß es sein – Gnade ganz allein!

Die 3. Wahrheit: Dein Glaube darf es fröhlich annehmen. Das ist alles, was du zu tun hast: Annehmen! Wie Kinder unter dem Weihnachtsbaum die Gabe annehmen, dafür danken und sich freuen – so darfst du die dir angebotene, geschenkte, einst für dich vollbrachte Erlösung annehmen, dafür danken und dich ewig, ewig freuen. Glauben heißt: dafür danken! Glauben heißt: Ja sagen zu dem, was der Herr dir tut und gibt und was er im Worte dir zusichert. Du darfst es jetzt fassen:

Es quillt für mich dies teure Blut,  
Das glaub' und fasse ich,  
Es macht auch meinen Schaden gut,  
Denn Christus starb für mich.

Nun noch ein seelsorgerlicher Rat: Bete nicht: „Herr, nimm mich auch an“ – sondern danke ihm herzlich dafür, daß solches schon geschehen ist.

Aber um eines darfst du bitten: um den Heiligen Geist, der dich in alle Wahrheit leitet, der dir Jesus bezeugt, der dich glauben lehrt, der dir die Gewißheit der Gotteskindschaft ins Herz versiegelt.

Du sollst dich nicht zerkämpfen, zergrübeln, zersorgen, sondern froh fassen: „Jesus nimmt die Sünder an, mich hat er auch angenommen ...“

Ich weiß es, ich weiß es, ich werd' es behalten;  
So wahr Gottes Hände das Reich noch verwalten,  
So gewiß Gottes Sonne am Himmel dort prangt –  
So gewiß hab' ich Sünder Vergebung erlangt!

HEINRICH JUNG-STILLING (1740-1817)

## Selbstprüfung

Marburg, den 20. November 1802

**T**eurer und geliebter Bruder im Herrn!  
Auf Anforderung einiger Blinden im Kanton Bern in der Schweiz mußte ich diesen Herbst wieder eine Reise in dieses herrliche, aber sehr bedrängte Land machen ...

Der Herr erzeugte mir die Gnade, vielen Hilfsbedürftigen dienen zu können, und ob ich gleich nie für Geld operiere, sondern jedem überlasse, was ihn gut dünkt, so hat mich doch der Herr wieder gesegnet, so daß ich nach Abzug aller Reisekosten doch wieder etwas übrigbehalte.

Du kannst Dir nicht vorstellen, welch ein großes Volk der Herr in der Schweiz und im Württembergischen hat; ganze Scharen strömten herzu, um von mir ein Wort der Ermahnung zu hören; bei solchen Gelegenheiten gebe ich einfältig hin, was ich vom Herrn empfangen.

Ungeachtet aller Gefahren, die ich wegen der Unruhe in der Schweiz zu befürchten hatte, fürchtete ich nichts, und der Herr bewahrte mich, so daß ich nicht einmal einen kleinen Schrecken hatte. Er sei gelobt!

Bei meiner Ankunft allhier fand ich nun Deinen Brief, der bei dem ersten Durchlesen mir vieles Leiden verursachte. Fleisch und Blut empörten sich gewaltig, aber ich überwand bald durch die Gnade des Herrn.

Siehe, hier ist meine Bruderhand, ich will mich aufs genaueste und unparteiisch prüfen, ob Du recht hast. Tust Du mir unrecht, so verzeih Dir der Herr Dein strenges Urteil über mich, und er erlasse Dir den strengen Ausspruch: „Mit welcherlei Gericht ihr richtet, wird man euch wieder richten.“ Hast Du aber recht, so gebe mir der Herr die Gnade wahrhafter Demut und Selbsterkenntnis!

Auf jeden Fall aber nehme ich Deinen Brief nicht von Dir, sondern von der Hand des Herrn als eine bittere Medizin an, die die Blähungen vertreibt, welche mir der übergroße Kuchen und das Lob, welches mir auf der Reise allenthalben gebracht wurde, bringen möchten. Denn wenn man auch glaubt, seine Seele in den Händen zu tragen, so ist doch die Eigenliebe so fein, daß sie sich leicht in einen Engel des Lichts verhüllen kann.

Dir danke ich, mein Gott, daß Du mich in so genauer Hut hältst und mir allsofort eine zweckmäßige Arznei darreichst; wenn mir etwas fehlt, fahre so fort, o ewige Liebe, und vollende mich!

Dieser ewigen Liebe empfehle ich auch Dich, sie erleuchte und heilige Dich immer mehr und schenke Dir die Gnade, auch die irrenden Brüder mit Liebe und Schonung zu beurteilen! Durch sie Dein ewiger Bruder

*H. Jung*

An Joh. Engelbert Evertsen, Gemarkte.

*Es kommt nicht darauf an, glücklich zu sein,  
sondern andere glücklich zu machen.*

*Es kommt nicht darauf an, geliebt zu werden,  
sondern zu lieben und anderen zum Segen zu sein.*

*Es kommt nicht darauf an, zu genießen,  
sondern mitzuteilen.*

*Es kommt nicht darauf an, sich selbst durchzusetzen,  
sondern sich selbst zu verleugnen.*

*Es kommt nicht darauf an, sein Leben zu finden,  
sondern es zu verlieren.*

*Es kommt nicht darauf an, daß Gott unseren Willen tut,  
sondern daß wir seinen Willen tun.*

*Es kommt nicht darauf an, ob wir lange leben,  
sondern daß unser Leben den rechten Inhalt hat.*

*Es kommt nicht darauf an, was die Menschen  
von uns denken und sagen,  
sondern was wir vor Gott sind.*

*Es kommt nicht darauf an, ob wir viel Erkenntnis haben,  
sondern ob wir das Erkannte in die Tat umsetzen.*

*Es kommt nicht darauf an, was wir tun,  
sondern wie und warum wir es tun.*

*Es kommt nicht darauf an, was wir scheinen,  
sondern was wir sind.*

*Es kommt nicht darauf an, was wir sind,  
sondern wie wir sind.*

*Es kommt nicht darauf an, daß wir dem Leiden entgehen,  
sondern daß das Leiden seinen Zweck an uns erreicht.*

*Es kommt nicht darauf an, wann wir sterben,  
sondern ob wir bereit sind, Gott zu begegnen. –*

*Sei kindlich abhängig von Gott  
und königlich unabhängig von den Menschen,  
von ihrem Urteil, von Lob und Tadel.*

*Bist du deiner Sache vor Gott gewiß,  
so gehe unentwegt und unerschrocken voran  
als Herold der Wahrheit und verkörpere sie in deinem Leben.*

*Eva von Tiele-Winckler (1866-1930)*

ALFRED CHRISTLIEB (1866-1934)

## Die dreifache Bestimmung des priesterlichen Volkes

**A**aron aber wurde abgesondert, daß er geheiligt würde ..., er und seine Söhne ewiglich, zu räuchern vor dem Herrn und zu dienen und zu segnen in dem Namen des Herrn ewiglich (1. Chr. 23, 13).

In obigem Verse wird uns die Aufgabe des priesterlichen Stammes Aaron mit drei Ausdrücken beschrieben, die auch heute noch die Lebensaufgabe aller wahren Christen bezeichnen. Christen sind ja auch ein priesterliches Volk (1. Petr. 2,9).

### *1. Räuchern*

Als erste Aufgabe Aarons und seiner Söhne wird das „Räuchern vor dem Herrn“ bezeichnet. Heiliges, nach seinem Willen gefertigtes Räucherwerk mußte zu Gott emporsteigen.

Im Neuen Testament heißt es: „... Räucherwerk, das sind die Gebete der Heiligen“ (Offb. 5,8). Räucherwerk des Gebetes aufsteigen zu lassen, das ist und bleibt der Christen vornehmste und wichtigste Aufgabe. Wehe uns, wenn allerlei andere Dinge uns so in Anspruch nehmen wollen, daß diese erste Pflicht des priesterlichen Volkes zurücktritt! Paulus schärft uns ein: „Vor allen Dingen zuerst“ (also nicht an zweiter, dritter oder gar letzter Stelle) soll unser Geschäft sein: „Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen“ (I. Tim. 2,1).

Laßt uns daran denken, daß wir von Gott ausgesondert sind, das Räucherwerk des Gebets zu seinem Gnadenthron aufsteigen zu lassen! Gebetsluft sei in unsern Häusern und Versammlungen! Wenn Jakob eine neue Hütte aufgerichtet hatte, dann sorgte er auch für den Bau eines Altars, an dem er den Namen des starken Gottes Israels anrief (I. Mose 33,20). So wollen auch wir überall, wo wir sind, innerlich und äußerlich um einen Gebetsplatz besorgt sein. Dann sind wir Aaronskinder des Neuen Bundes.

## *2. Dienen*

Sodann wurde Aaron mit seinen Söhnen abgesondert zu dienen. Damit ist der mannigfache Dienst im Heiligtum gemeint, den nur Aaron verrichten durfte. Alle diese Arbeit wird „Dienen“ genannt.

Mit diesem Wort läßt sich auch alle Tätigkeit gläubiger Christen in dieser Welt bezeichnen. Wir haben nur zu dienen. Was Luther bisweilen mit „Amt“ übersetzt, heißt wörtlich „Dienst“. Von Natur aus haben wir einen hochmütigen Sinn, der gern herrschen will; aber wenn Jesus unsern Sinn ändert und erneuert, so gibt er uns ein demütiges Herz, das gern dient.

Die Verkündigung der göttlichen Versöhnung ist ein Dienen. Wie Jesus nicht gekommen ist, „daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene“ (Mark. 10,45), so ist das Leben in seiner Nachfolge ein Dienen. Weshalb entstehen an vielen Orten Schwierigkeiten und Spannungen in den Reihen der Gläubigen? Weil viele vergessen, daß ihre Aufgabe hienieden das Dienen ist. Diotrephes, der hochgehalten sein und herrschen wollte (3. Joh. 9), war kein echtes Glied des priesterlichen Volkes.

Professor Adolf Schlatter sagte einmal in einer Versammlung von Predigern: „Ein Prediger, der regieren will, wird niemals Glauben schaffen!“ Das war ein scharfes, aber wahres Wort.

Laßt uns doch allezeit im Auge behalten, daß wir abge sondert sind zu dienen! Für Leute, die nur dienen wollen, gibt es überall Platz.

### 3. Segnen

Die dritte Aufgabe bestand im Segnen: „Aaron wurde abgesondert, ... zu segnen in dem Namen des Herrn ewiglich.“ Dabei ist zunächst an das Aussprechen des aaronitischen Segens gedacht: „Der Herr segne dich und behüte dich; der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; der Herr hebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden“ (4. Mose 6,24-26). Das war aber nicht nur das Hersagen von Worten, sondern unter diesen Worten aus priesterlichem Mund wurde die Kraft des Namens Gottes auf sein Volk gelegt: „Ihr sollt meinen Namen auf die Kinder Israel legen, daß ich sie segne“ (4. Mose 6,27). Gott selber segnete seine Erwählten.

Die Kinder Gottes im Neuen Bunde haben keine geringere Aufgabe. Schon den ersten ausgesandten Jüngern wurde die Verheißung gegeben: „Wo ihr in ein Haus



geht, so grüßet es (mit dem landesüblichen Gruß ‚Friede sei mit euch‘); und so es das Haus wert ist, wird euer Friede auf sie kommen“ (Matth. 10, 12f.). Christen dürfen in dieser segensbedürftigen Welt Segensvermittler sein. Während Tausende dahingehen und Fluch verbreiten, darf das priesterliche Volk des Herrn dahinwandern und überall einen Segen zurücklassen. Ihm gilt die Abrahamsverheißung: „Ich will dich segnen ... und sollst ein Segen sein“ (1. Mose 12,2). Während die kalte, selbstsüchtige Welt überall ausschaut, wo sie für sich einen Vorteil gewinnen kann, schauen die wahren Jünger Jesu sich danach um, wo sie irgend jemand zum Segen werden können. Gott hat dieses Trachten in sie hineingelegt.

Dieses Segnen erstreckt sich auch auf die abscheulichsten und unangenehmsten Menschen: „Segnet, die euch verfolgen; segnet, und fluchet nicht“ (Röm. 12, 14)!

O wie köstlich ist es doch, zu diesem priesterlichen Volk zu gehören, das die Bestimmung zum Beten, Dienen und Segnen hat! Gott helfe uns dazu, diese Aufgabe recht zu erkennen und ihr gerecht zu werden durch den großen Hohenpriester Jesus, der sie wahrhaft erfüllt hat!

JACOB ENGELS (1816-1897)

**Herr, hilf mir! Jeder neue Tag ist dein!**

1. Ich will mich nicht rechtfertigen.
2. Ich will mich weniger genießen, sondern mehr in der Einfalt stehen.
3. Ich will mehr schweigen, aber auch zur rechten Zeit reden, auch über meine Sünde.

4. Ich will mehr lieben.
5. Ich will gegen meine eigene Natur angehen.
6. Ich will so leben, als ob ich es mit Gott allein zu tun hätte.
7. Ich will mich in keinem Stücke selbst suchen, sondern nur die Ehre des Herrn; ich will nichts sein, ich will auf alle guten Tage verzichten.
8. Ich will mich mehr in der Geduld üben und im Leiden. Ach, was leide ich oft!
9. Ich will mein Vertrauen nicht wegwerfen.
10. Ich will alle hohen Gedanken von mir für ganz eitel halten. Ach, was bin ich! Psalm 94, 11.
11. Ich will mich lieber zu Tode hoffen, als durch Unglauben verloren gehen (Neander).
12. Ich will jeden Tag, den ich noch lebe, als den letzten ansehen.
13. Ich will noch besonnener werden.
14. Ich will lernen, alles mit Jesus zu tun. Ach, was bin ich so weit zurück!
15. Ich will noch mehr in der Wahrheit stehen.
16. Ich will so leben, als ob ich der Letzte (Geringste) wäre.
17. Ich will hinfort nur urteilen, auch in politischen und kirchenpolitischen Fragen, wenn es nötig ist.
18. Ich will mich beim Reden und Ermahnen vor nervöser Aufregung hüten, aber mehr um Salbung bitten.
19. Ich will mich in bezug auf die irdischen Güter nur als Haushalter ansehen.
20. Ich will mich im Leben noch mehr beschränken.
21. Ich will keinen Tag, wenn es geht, vorübergehen lassen, wo ich nicht jemand eine Freude mache.
22. Ich will mich noch besser darin üben, der Kleinste zu sein.
23. Ich will alles willkommen heißen, was mich heruntersetzt.

24. Ich will nichts aussprechen, was mich hebt, ebenso nichts, was einen anderen heruntersetzt, es sei denn durchaus nötig.
25. Ich will so gegen jedermann gesinnt sein, daß ich mich vor ihm nicht zu schämen brauche, wenn ich ihm in der Ewigkeit begegne.
26. Ich will nur noch zu meiner und anderer Erbauung lesen.
27. Ich will keinen Anspruch auf irgendeine Freundlichkeit und Gefälligkeit anderer machen, aber selbst gerne anderen dienen.
28. Ich will nicht recht behalten und darum nur dann eine Sache richtigstellen, wenn es durchaus nötig ist.
29. Ich will durch und durch lauter werden.
30. Ich will nur des Herrn Knecht sein.

*Die 30 Sätze fand man auf einem unscheinbaren Zettel nach dem Tode von Pfarrer Engels auf dessen Schreibtisch. Dieser Zettel, zweiseitig beschrieben, enthielt ferner eine Reihe von Namen, die Pfarrer Engels anscheinend fürbittend vor den Herrn bringen wollte. Niemand weiß, wann und wofür der Verstorbene diese Sätze niedergeschrieben hatte. Nach der Überschrift zu urteilen, scheint es am wahrscheinlichsten, daß Pfarrer Engels diesen handschriftlichen Zettel für sein tägliches Morgengebet benutzt hat. Die 30 Sätze wurden 5 Tage nach seinem Heimgang 1897 auf der Gedächtnisfeier vor der trauernden Gemeinde verlesen und erlebten bald eine weite Verbreitung.*

*Wer wäre von den 30 Sätzen dieses treuen Jesus-Jüngers nicht beschämt? Sie rufen uns auf zu heiliger Wachsamkeit in unserem ganzen Leben. Wir werden daran erinnert, daß es nichts Besseres für ein Menschenleben gibt, als sich Jesus zu eigen zu geben.*

ERICH SCHICK (1897-1966)

## Vom Segnen

### *Die Frage nach dem segnenden Menschen*

**I**ch will dich segnen, und du sollst ein Segen sein (I. Mose 12, 2).

„Melchisedek war ein König von Salem, ein Priester Gottes, des Allerhöchsten, der Abraham entgegenging, da er von der Könige Schlacht wiederkam, und segnete ihn“ (Hebr. 7, 1).

Am Grab des vor Jahren heimgegangenen Pfarrers Theodor Böhmerle in Langensteinbach faßte ein Redner seinen Eindruck von dem Heimgegangenen in die Worte zusammen: „Er konnte segnen.“

Welch ein fremdartiges, welch ein einsames Wort, selbst in einem christlichen Nachruf! Was wird doch alles vom Tun eines Menschen gesagt, von seinem Können gerühmt, von seinen Vorzügen aufgezählt auch an Gräbern von Christen, auch in frommen Lebensbeschreibungen! Hier aber wird von einem Heimgegangenen das abseitige Wort gesagt: „Er konnte segnen.“

Und doch – ist es uns nicht, als berühre uns dieses fremdartige, einsame, abseitige Wort zugleich heimatlich, vertraut und nah? Ja, es ist ein Wort aus unserer wahren Heimat, es ist vertraut mit einer geheimen, tiefen Sehnsucht unseres Herzens, es ist uns oftmals nah, wenn auch nur als Frage: als Frage nach dem segnenden Menschen. –

In der Geschichte der württembergischen Kirche hatte der Besuch Franckes im Jahre 1717 eine weitgreifende Bedeutung. Der tiefste Grund dafür liegt darin, daß Au-

gust Hermann Francke ein Mann war, der segnen konnte. Das geht ebenso aus dem Bericht Bengels hervor, der zu jener Zeit Lehrer in Denkendorf war, wie aus dem Eindruck, den der damalige Klosterschüler Oettinger in Blaubeuren von dem Besucher empfing. Vor allem aber war es der Hofprediger in Stuttgart, Samuel Urlsperger, der erfahren durfte, was es war um die Segenskraft, die von dem längst verehrten und geliebten Lehrer ausging. Urlsperger stand verhängnisvollen Zuständen am Stuttgarter Hof gegenüber, angesichts deren er zwar die Pflicht äußersten Widerstands fühlte, ohne doch die Kraft aufzubringen, in der rechten geistlichen Weise durchzubrechen. Da bedeutete die seelsorgerliche Unterredung Franckes mit dem jüngeren Freund für diesen eine solche Glaubensstärkung, ja eine solche innerste Erneuerung, daß er später voll Lob und Dank schreiben konnte: „Der Sieg ist über mein Vermuten.“ Und noch nach sechsunddreißig Jahren dankte Urlsperger seinem inzwischen heimgegangenen geistlichen Vater „für jene innere Hilfe in den dunkelsten Zeiten meines damaligen Amtslaufes“.

Das ist nur ein Beispiel aus der Geschichte des geistlichen Lebens. Es gibt eine Betrachtung der Geschichte, die nicht in erster Linie nach den ursächlichen Zusammenhängen des Geschehens und dem Ineinanderwirken der geistigen Strömungen, sondern nach den Zeugnissen von segnenden Menschen sucht. Und es gibt solche Zeugnisse in Schrift und Legende, in gedruckten Berichten und mündlicher Überlieferung. Diese Zeugnisse tragen zumeist das Zeichen der Verklärung in Nacht und Unscheinbarkeit. So weit ab sie aber auch vom Dröhnen des großen Weltgeschehens in Stille und Verborgenheit niedergelegt und weitergegeben worden sind, so haben sie doch die Kraft, uns je und je den Gang der Geschichte in geheimnisvoller Weise von innen her zu erleuchten

und uns einen ahnenden Blick tun zu lassen in göttliche Wirklichkeiten, deren volle Erkenntnis freilich erst zu den Freuden der himmlischen Welt gehören wird.

Der Maßstab aber für alle diese Zeugnisse ist uns dadurch gegeben, daß die Bibel uns das Bild des segnenden Menschen nach seinen Grundlinien und wesenhaften Zügen deutlich zu erkennen gibt. Selbst wenn es in der irdischen Wirklichkeit nie oder nur selten eine Bestätigung, eine Verwirklichung, eine Veranschaulichung dieser biblischen Grundlinien geben würde, so wäre schon der Blick in diese Welt des biblischen Menschenbildes, wie es nach Gottes Bild erneuert wurde, eine innere Hilfe und eine Quelle des Segens.

Daß Gott die Kreatur, den Menschen, die Vollendung der Schöpfung am siebten Tag segnete, das ist eine Ausstrahlung seiner Herrlichkeit (1. Mose 1,22.28; 1. Mose 2,3). Damit legt er einen Abglanz dieser seiner Herrlichkeit auf das Werk seiner Hände. Und indem er wiederum nach der großen kosmisch-geistigen Katastrophe der Sintflut einen neuen Segen hineingibt in die neugegründete Welt (1. Mose 9,1), offenbart er, der Segnende, den tiefen inneren Zusammenhang zwischen seinem Schaffen und seinem Segnen.

Ebenso tritt in dem Segen, der auf Abraham gelegt ist (1. Mose 12,2), die Bedeutung des göttlichen Segnens für das heilige Geheimnis des Neuanfangs in Gottes Erziehungswirken deutlich zutage. Gottes Segnen bedeutet das innerste Wesen seines Schöpfertums, in dem immer beides verbunden ist: das Gestalten des Göttlichen und das Fernhalten und Überwinden des Widergöttlichen. In besonderer Weise kommt das zum Ausdruck in der einfachen Aneinanderreihung der Worte: „Der Herr segne dich und behüte dich“ (4. Mose 6,24).

Wie der Mensch nun im Gesamtwerk der irdischen Schöpfung dadurch ausgezeichnet ist, daß er nicht nur –

wie alle andern Wesen – geschaffen, sondern selbst schöpferisch ist, so verhält es sich auch im Hinblick auf das Segnen. Die ganze Schöpfung ist gesegnet, auch der Mensch. Aber dem Menschen ist dazu noch etwas anderes gegeben: Er vermag nicht nur gesegnet zu werden, sondern selbst zu segnen. Freilich trägt beides, die Kraft zu schaffen und die Kraft zu segnen, auch die gegenteilige Möglichkeit in sich: die Fähigkeit zu zerstören – und zu fluchen.

Aber selbst diese beiden Fähigkeiten bestätigen nur das Eine, Große, Wunderbare, daß der Mensch zugleich ein geschaffenes und ein schöpferisches Wesen ist, gesegnet und zum Segnen berufen. Und auch vom Menschen gilt: Das Segnen ist das innerste Wesen des Schöpferischen, es ist das Schöpferische in göttlichen Linien; es ist wohl zumeist das Verborgene, Unscheinbare, oftmals nicht in der äußeren Wirklichkeit Erkennbare, aber es ist eine Auswirkung der göttlichen Herrlichkeit, ja ein stilles, seliges Teilhaben an ihr.

Segnen, das ist das Mitteilen, das Weitergeben von Kräften, die in der himmlischen Herrlichkeit ihren Ursprung und ihr Ziel haben, an andere. Wenn darum im Neuen Testament das Wort „Segnen“ verhältnismäßig selten vorkommt, so doch die Sache selbst, das Geschehen, um das es sich dabei handelt, um so mehr. Wo die Rede davon ist, daß die Kinder Gottes berufen sind, himmlische Kräfte in das irdische Leben hineinzutragen, da ist die Wirklichkeit des Segnens genannt. Alle die Worte vom Darreichen der geistlichen Wirklichkeiten (2. Petr. 2, 5ff.), vom Fruchtbringen (Joh. 15, 2ff.), von den Strömen des lebendigen Wassers (Joh. 7, 38), vom Überwinden des Bösen mit Gutem (Röm. 12, 21) und unzählige andere rühren an dies eine große Geheimnis des segnenden Menschen.

Möchten wir, wenn wir uns mit diesem heiligen Ge-

heimnis ein wenig beschäftigen, ahnend erkennen, daß die tiefsten und wahrhaft bleibenden Kräfte des Weltgeschehens von Mensch zu Mensch in Kraft des Segnens weitergegeben werden, ja, daß hinter aller Aufeinanderfolge irdischer Geschehnisse und Epochen die stille Reihe der geistlichen Segensträger steht, die von einer Generation zur andern, von einer göttlichen Erziehungsstufe zur andern die Kräfte des Segnens weitergeben wie ein heiliges Feuer von dem Altar, den Gott selbst geweiht hat. In diesem Sinn ist das Bild des segnenden Melchisedek ein Ur- und Vorbild aller Segensmitteilung durch die Zeiten hin.

### *Vom Ursprung der Segenskraft*

„Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“ (1. Mose 32,27).

„Wieviele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben“ (Joh. 1,12).

Der segnende Mensch – das ist der, der sich hat segnen lassen. „Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein“ – dieses Wort Gottes an Abraham ist und bleibt das Grundgesetz alles Segnens. Wir können nicht mehr geben, als wir von Gott empfangen haben. Oder doch? Innerhalb unserer menschlichen Beziehungen erhebt sich hier die andere, die verführerische Möglichkeit, daß wir etwas darreichen aus unserm Eigenen, aus Geborgtem, Geraubtem, ja aus finstern Tiefen.

Diese doppelte Möglichkeit ist eine ferne, aber doch sehr reale Widerspiegelung der beiden ewigen Gegensätze zwischen dem Reich des Heiligen Geistes und der Macht der Finsternis. Vom Wirken des Geistes sagt Jesus



vor seinem Weggang: „Derselbe wird mich verklären, denn von dem Meinen wird er es nehmen und euch verkündigen“ (Joh. 16, 14). Des Teufels Kennzeichen ist es, daß er „von seinem Eigenen redet“ (Joh. 8, 44). Aber über allem Reden aus dem Eigenen steht seit der Erscheinung Jesu Christi das Wort: „Ohne mich könnt ihr nichts tun“ (Joh. 15, 5). Darum ist auch im neuen Bund das Gesegnetwerden wie das Segnen unlöslich geknüpft an die Gestalt des Einen, der als der große Segnende über die Erde ging. Und auch hier besteht wieder das Geheimnis der inneren Lebensverbindung zwischen dem Erlöser und dem Erlösten: „Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben“ (Joh. 1, 12).

Das Wort, das Luther hier ganz einfach mit „Macht“ übersetzt, bedeutet innere Vollmacht, sieghafte Geisteskraft, im Gegensatz zur äußeren Gewalt. Es ist derselbe Ausdruck, den Matthäus gebraucht an der Stelle, die Luther übersetzt hat: „Er predigte gewaltig“ (Matth. 7, 29). Geistige Macht in einem tiefen wirklichen Sinne, das ist das Kennzeichen des Redens und Wirkens Jesu. Sie ist auch den Seinen verheißen. Diese geistige Macht aber bedeutet Segenskraft.

Das „Aufnehmen“, von dem Johannes als von entscheidender Bedeutung für den Empfang innerer Vollmacht spricht, geschieht sowohl einmal am entscheidenden Wendepunkt des inneren Lebens wie auch immer wieder im Gebet des Jüngers zu seinem erhöhten Herrn. Nur der betende Mensch vermag ein Segnender zu sein.

Das bekannte Erweckungslied: „Hast du eine Sorgenlast“ drückt diesen Zusammenhang treffend aus: „Und von seiner Majestät ziehe Kraft an im Gebet.“ Der Mangel an Segenskraft in der Christenheit und beim Einzelnen wird wohl vor allem zurückgehen auf die Untreue im Gebet.

Je mehr wir aber dieses „Anziehen der Kraft“ üben, um so mehr wird sich uns die Tatsache enthüllen, daß ein ununterbrochener Strom von Segen aus der himmlischen in die irdische Welt fließt. In diesem stillen Bezirk des Segnens, diesem Allerheiligsten der Schöpfung, begegnen wir den geistigen Wesen, die über uns sind. Auch von den Engeln gilt ja: Sie sind nicht nur Gesegnete, sondern zugleich Segnende. All ihr Helfen und Dienen (Hebr. 1, 14), ihr Stärken in Gethsemanestunden (Luk. 22, 43) ist ja ein Darreichen von Kräften aus der himmlischen Herrlichkeit, ein Mitteilen von Geistesvollmacht, es ist – ein Segnen. Wie sollten sie sonst ihre Erkenntnisse ertragen können, ihre Erkenntnisse von der finsternen – und von der lichten Welt!

Franz von Baader hat über diesen Segensstrom die schönen Worte geschrieben: „Der mannigfache Schutz, Hilfe, Trost, Erleuchtung, Belohnung, Züchtigung, die sie (die Engel) dem Menschen hienieden gewähren, beweisen, daß auch diese Intelligenzen die Vermehrer und Spender jener Segnungen sind, die sie vom Zentrum des Gottlebens selbst empfangen. Jedes wahre Licht, das uns als erkennend, jede gute Neigung, die uns als wollend, jede Kraft, die uns als wirkend, als Gabe, als Gnade zuteil wird, ist ein solcher Segen, ein solches Segensprechen über uns.“

Hier aber gilt es, sich in ganzem Ernst die biblische Wahrheit zu vergegenwärtigen, daß dieses Aufnehmen des Erlösers, dieses „Anziehen der Kraft“ meistens, und besonders in den Entscheidungszeiten unsres Lebens, mit einem inneren Kampf verbunden ist, mit einer Frage Gottes an uns, mit einer Prüfung unsrer Treue, einer Erprobung unsres letzten Wollens, ja im Grunde mit einer Versuchung, wenn auch nicht immer im unmittelbar sichtbaren Sinn. Im Rückblick erkennen wir oft, daß unsere Lebenskrisen wesentlich in diesem inneren Gesche-

hen bestanden und daß die äußeren Geschehnisse nur mehr die Einkleidung waren.

Je klarer wir dies erkennen, um so mehr werden wir hineingeführt werden in das Gebet der Treue, der Sehnsucht, des geistlichen Kampfes: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Dieses Gebet meint nur den segnenden Herrn und wirkt sich doch aus im ganzen Umkreis des Menschenlebens; es wendet den Blick ab von den andern und von der eigenen Seele und nennt doch den heiligen Ursprung aller Wirklichkeit und alles Schaffens, das im Licht der Ewigkeit bestehen wird. Darum vermag dieses Gebet allein allen Begegnungen, den menschlichen und den übermenschlichen, den offenbaren und den verborgenen, ja auch allen irdischen Verhältnissen und Dingen die in ihnen verhüllten Segenskräfte abzurufen. So ist dieses Gebet um das Gesegnetwerden und Gesegnetbleiben der Ursprung auch alles Segnenkönnens und Segnendürfens. Und hier schon wird offenbar, daß es der betende Mensch ist, dem sich das Geheimnis des Segnens erschließt. Er ist der Gesegnete. Er ist auch der Segnende.

GEORG TRAAR

## Gräfin Elvina de la Tour – Die Waisenmutter und Evangelistin in Kärnten



Die Werke christlicher Nächstenliebe in Treffen bei Villach sind das lebendige Denkmal dieser einzigartigen Frau und Jüngerin Jesu.

Sie wurde am 8. September 1841 in Görz geboren. Frankfurter Pfarrer und Kaufleute im ehemaligen österreichischen Küstenland waren ihre Vorfahren väterlicherseits. Ihr Vater war Johann Christoph Ritter von Zahony. Er gründete große Industrierwerke in der Gegend von Görz. Ihre Mutter, die einem Schweizer Geschlecht entstammte und in Triest aufgewachsen war, verlor sie bereits mit neun Jahren, wenige Jahre später ihren Bruder, so daß sie früh lernen mußte, ihrem Vater zur Seite zu stehen und einen großen Haushalt zu führen.

Ihre Konfirmandenzeit wurde ihr zum großen Segen. Pfarrer Ludwig Schwarz, der später die Anstalten der Inneren Mission in Gallneukirchen begründete, durfte ihr

das Wort vom Kreuz vollmächtig ausrichten, das sie Zeit ihres Lebens nicht losgelassen hat.

1868 verheiratete sie sich mit dem katholischen Grafen de la Tour. Pfarrer Ludwig Schwarz traute die beiden in der evangelischen Kirche zu Görz. Sie brachte Schloß und Gut Russitz bei Görz mit in die Ehe. Hier begegnete sie der großen Not verwaarloster Kinder. Was sie erst über einen Frauenverein versuchte, nahm sie bald selbst in ihre Hände. Sie richtete in Schloß Russitz ein Mädchenheim ein, für das sie bald ein eigenes Haus erbauen konnte.

Als ihr Mann 1885 Schloß und Gut Treffen gekauft hatte, begann sie auch hier die gleiche Arbeit, um der Not unehelicher und heimatloser Kinder mit der Liebe Jesu zu begegnen. Sie sammelte die Kinder ihres Dorfes in einer Sonntagsschule, die sie selbst in Schloß Treffen hielt; sie begründete eine evangelische Schule, der sie 1895 ein eigenes Haus bauen konnte; sie sammelte an den Werktagen die Kinder in einem Hort; sie kaufte einen Bauernhof, den sie umbauen ließ, um Säuglinge und Kleinkinder aufzunehmen; sie schuf in einem weiteren Bauernhof, dem heutigen „Herrnhilf“, ein Heim für schulpflichtige Buben, dem bald ein zweites folgte; sie bereitete Alten und Einsamen ein Heim; aus einer Scheune ließ sie einen Betsaal erbauen, in dem sich die ganze Anstaltsgemeinde um das Wort Gottes sammelte; sie berief Evangelisten, die talauf und talab die Frohe Botschaft ausrichteten.

Ihr katholischer Gatte nahm lebhaften Anteil an ihrer Arbeit. Wenn es auch an der letzten Gemeinschaft, nämlich der des Glaubens, fehlte, so hielten die beiden doch täglich miteinander ihre häusliche Andacht, bei der die Losungen der Brüdergemeine gelesen wurden.

1894 starb Graf de la Tour an einem schweren Nierenleiden. Seine letzte Bitte war: „Beten!“

Freilich blieben der Gräfin Kampf und Kreuz nicht erspart. Die Tatsache, daß sie auch katholische Kinder aufnahm, wenn sie der Hilfe bedurften, und daß nicht wenige von ihnen aus freien Stücken dann zur evangelischen Kirche übertraten, schuf ihr viele Gegner. Der Erste Weltkrieg trug ihr den Verlust von Russitz ein. Die schwere Kriegszeit zehrte an ihrer Gesundheit. Um ihr Werk zu sichern, entwarf sie den Plan einer Stiftung, die nach ihrem Tode auch ins Leben gerufen wurde.

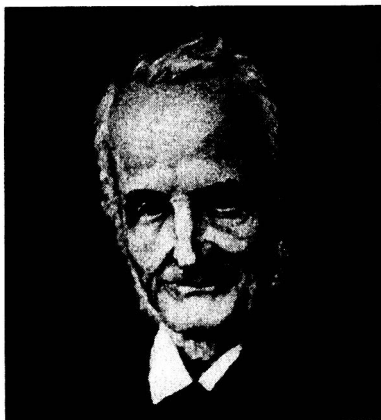
Im Herbst 1916 nahmen ihre Kräfte zusehends ab. Am 3. Oktober besuchte sie noch einmal Senior Ernst Schwarz aus Waiern. Er las der Gräfin den 46. Psalm vor und das Wort Joh. 14,27: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch.“

Am 7. Oktober 1917 schloß sie nach einem reichen und gesegneten Leben die müden Augen. Ihr letztes Wort an ihren Seelsorger war: „Gott wird's machen.“

Am 13. Oktober 1917 wurde die Gräfin, die vielen eine Mutter in Christus gewesen ist, nicht weit vom Schlosse, unter den alten Bäumen des Schloßparkes, zur letzten Ruhe gebettet.

ROLF SCHEFFBUCH

## Unsere Väter Kullen



In den Psalmen steht das Wort: „Die Gnade des Herrn währt von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so ihn fürchten, und die Gerechtigkeit des Herrn währt auf Kindeskind bei denen, die seinen Bund halten.“

Von dieser Gerechtigkeit Gottes leben wir, die wir blutsmäßig mit den Vätern Kullen verbunden sind, und alle Hülbenener auch; denn ganz Hülben zählten die Väter Kullen zu ihrer Kinderschar.

Als Oberlehrer Paul Kullen im Sterben lag, eilte meine Mutter auch hinaus an den Kiesweg. Drüben am Rathaus hat eine Hülbenenerin sie dann gefragt: „Wie steht’s denn mit dem Herrn Paul?“ – „Ja, er wird wohl bald heimgehen.“ Daraufhin hat die Hülbenener Frau ganz bestürzt gesagt: „Wer betet no für da Flecka?“

Sie wollten ganz Hülben zu ihrer Familie zählen. Und es ist die Gerechtigkeit Gottes, daß er seinen Segen weiterströmen läßt durch ein, zwei Generationen – auch über solche, die nicht seinen Bund halten – um der Väter willen.

Aber was haben dann wir weiterzugeben? Wovon leben unsere Kinder und Enkel? Drum ist mir's so wichtig, daß wir's uns sagen lassen von den Vätern Kullen: Jesus kann ein Leben reich machen. „Suche Jesus und sein Licht, alles andre hilft dir nicht!“ Jesus allein war „ihres Lebens Leben, ihrer Seele Trieb und Kraft“. Und so, unter diesem Gesichtspunkt, darf ich einiges erzählen, was mir auch wieder ganz neu wichtig geworden ist:

*Die Väter Kullen rechneten felsenfest  
mit der Wirklichkeit Gottes!*

Als die „Stunde“ in Hülben entstand, war ja eine merkwürdige Zeit. Man nannte es die Zeit der Aufklärung. Da wackelten alle Autoritäten: Staat, Kirche, Bibel, Tradition, Sitte. Und was war das Fundament? Die Menschen suchten's in sich: „Ich denke, ich habe ein Wollen, ich habe Vorstellungen, ich habe einen kritischen Verstand!“ Die ganze Weltgeschichte begann mit dem Menschen selbst!

Und mitten in dieser Zeit lebten die Väter Kullen und dachten total anders: „Kullen sind Nullen“ – so hat's Johannes Kullen von Korntal gesagt. Und als der Lehrer Christian Friedrich Kullen von der Beerdigung eben dieses Institutsvorstehers von Korntal heimkam, brach's aus ihm heraus: „Jetzt bin ich noch der letzte von vielen Geschwistern. Ich muß wohl der liderlichste sein, daß mich der Herr so lange daläßt. Mir geht's, wie wenn ein Kind im vierzehnten Jahr nicht aus der Schule kommt, sondern noch dableiben muß, weil's noch nicht genug gelernt hat.“ Ich hätte wohl gesagt: „Gott hat besonderes Wohlgefallen mit mir, daß er mich achtzig werden läßt.“

Das war bei Kullen kein Geschwätz. Es gibt ja so eine christliche Sitte, daß man sich äußerlich schlecht macht



und darauf wartet, daß der andere sagt: „Ha, du bist ein Pfundskerle!“ Bei der Beerdigung von Johannes Kullen hat man gesagt, es sei leicht, über Kullen hinauszukommen. Aber es sei wohl keiner unter Kullen hinuntergekommen. Das war ihnen ernst in ihrem ganzen Leben.

Ihnen fiel das Stundenhalten nicht leicht. Johannes Kullen, nach dem das Gemeindehaus genannt ist, mußte mit dreißig Jahren einspringen, der Vater war gestorben. „Jetzt halt’ du die Stunde, du bist doch der Lehrer!“ Er hat noch jahrelang kein freies Wort gesprochen, sondern Predigten verlesen und hat gesagt, er wäre lieber nach Amerika ausgewandert oder wäre lieber Stallknecht im Wirtshaus geworden, als daß er Stunde gehalten hätte. Er könnte den Propheten Jona verstehen, der vor dem Herrn geflohen sei.

Als ich das wieder las, ist mir der Rektor Albrecht Kullen eingefallen, der mir’s in Ulm auf seinem letzten Krankenlager sagte, er hätte einfach nie in der Stunde sprechen können. Ihm sei’s nach dem Wort gegangen: „Daß ich nicht anderen predige und selbst verwerflich werde.“

Sie haben ihre Ecken und Kanten und ihre Fehler gesehen, auch die an der Gemeinschaft, an der Stunde. Mitten in der Erweckungszeit, als Hofacker in Stuttgart predigte, als neues geistliches Leben durchs Land ging, als in Hülben ein Zentrum geistlichen Lebens war, schreibt Jakob-Frieder Kullen einem Freund: „Hier in der Gemeinschaft geht alles seinen müden Gang. Fremde Brüder kommen oft und gewärmen uns. Wir haben’s nötig. Dem Herrn sei Dank!“ – „Sie gewärmen uns, uns friert’s! Wir merken nicht viel vom Leben!“ Es ist gut, daß wir das wissen, daß wir heute kein Jubiläum voll Heldenverehrung feiern: „An mir und meinem Leben (und selbst an der Gemeinschaft) ist nichts auf dieser Erd’, was Christus mir gegeben, das ist der Liebe (und des Rühmens) wert.“

Das war die eine Seite: „Kullen sind Nullen.“ Aber jetzt ist der lebendige Gott da – felsenfest wußten sie das –, der mich Null annimmt. Das Gebet war ihnen keine Pflichtübung. Christian Friedrich konnte sagen: „Wenn ich am Morgen nicht bete, dann ist’s, wie wenn um einen Garten kein Zaun ist: da kommt alles Geschmeiß herein.“ Als er einmal an einem Sonntagmorgen hinausging, um in der frischen Natur mit seinem Herrn zu sprechen, da sind auch manche unnötige Gedanken mit ihm gegangen. Da hat er einfach einen Lobvers angestimmt. Und da hat er nachher gesagt, da sei’s gewesen, wie wenn man in eine Schar von Hasen hineinrufe: „Heda!“ – und sie seien auseinandergespritzt, und er habe Zeit gehabt, mit seinem Herrn zu reden.

Sie wollten wirklich, wenn sie sich zum Gebet sammelten, nicht Zeit vertun, sondern mit ihrem Heiland sprechen. Es ging ihnen um die Wirklichkeit Gottes; von der waren sie felsenfest überzeugt. Deshalb führten sie einen Kampf gegen alle christliche Routine, gegen Äußerlichkeiten. Sie hatten Bedenken gegen Stunden, die zu arg vorbereitet waren – das darf nicht am Schreibtisch passieren! –, Bedenken gegen zu schöne, vorbereitete Gebete. – Johannes Kullen von Korntal hat einmal an einem Bußtag gesagt: „’s genügt nicht, daß man einmal im Jahr Buße tut, ’s ist wie im ganz Normalen, bei einem Löffele, bei einem Messerle, bei ’nem Gäbele: Das genügt nicht, wenn man’s einmal im Jahr putzt, man muß sie immer putzen.“ Und deshalb bitte er und es sei ihm ein heiliges Anliegen: „Herr, mach mir die Sünde zum Ekel, und laß mich ganz dein sein!“

Aber am deutlichsten zeigt sich dies felsenfeste Rechnen mit der Wirklichkeit Gottes dort, wo bei den Kullen die alltäglichsten Dinge zum Gleichnis werden, durchscheinend für die Gaben ihres Herrn. Sie lebten so im hellen Strahl der Gotteswirklichkeit, daß davon noch die aller-

alltäglichsten Dinge beschienen wurden und aufglänzten.

Als Christian Friedrich Kullen, der Vater von Johannes Kullen, seine Neffen Barner und Samuel Kullen ins Seminar nach Schöntal begleitete (sie haben dort als vierzehnjährige Burschen angefangen), da hat's ihn gefreut, daß da an Zimmertür und am Schreibtisch und im Schlafzimmer überall schon Schilder waren: „Barner“, „Kullen“. So sei's im Himmel einmal, wenn wir in die Wohnung des Vaters kommen: alles bereit aufgrund Gottes großer Barmherzigkeit.

Oder in jüngeren Jahren, als Christian Friedrich noch vor seinem großen Schulexamen stand, da hat er seine Bewerbung zum Examen beim Göppinger Dekan abgegeben. (Er war als junger Aspirant im Göppinger Bezirk, und der Dekan hatte die Schulaufsicht.) Und da fragt der Dekan: „Haben Sie auch genug gelernt fürs Examen?“ – „Ja, da ist's nicht weit her, ich habe meinem Prinzipal helfen müssen bei dem Feldgeschäft.“ Da hat der Herr Dekan gesagt: „In Stuttgart fragt man nicht: ‚Was haben Sie geschafft?‘, sondern: ‚Was haben Sie gelernt?‘“ Und das hat den Christian Friedrich gefreut – er sagt: „So wird's auch nicht bloß in Stuttgart, sondern in der Ewigkeit sein, daß nicht gefragt wird, was wir geschafft haben im irdischen Umtrieb, sondern ob wir darüber etwas gelernt haben für die Ewigkeit.“

Alles, was sie erlebt haben, wurde ihnen durchscheinend für den Herrn, mit dem sie felsenfest rechneten. Und es gehörte dann einfach beides zusammen, das: „Nicht ich, nicht ich bin etwas“ und das: „Mein Herr lebt!“ Und das verband sich in einem innigen Glauben. Christian Friedrich Kullen sagte kurz vor seinem Sterben zu seinen Kindern: „Wenn ich nach meinen Sünden sehen will, ist's grad, wie wenn der Heiland die Hand darüber hält, daß ich sie nicht mehr sehen kann.“ Ich hab' Sünden, der Heiland deckt sie zu!

*Das Leben der Väter Kullen  
war voll Freude und Natürlichkeit!*

Was wurde im Schulhaus gesungen und musiziert und auf dem Reihenkäpfe! Da war ein Leben! Selbst für uns eingebildete Stuttgarter gab es nichts Schöneres als Hülben, das war ein Höhepunkt! Es war besser als alles, was man in Stuttgart erlebte!

Die Väter Kullen waren aber auch bewußt gegen jede Frömmelei. Sie wußten: Das kann sehr schnell ins Gegenteil umschlagen. Falsche Zucht! Man erzählte im Schulhaus immer wieder die Geschichte, die sich irgendwo drunten im Lenninger Tal ereignet haben muß, daß eine Mutter zu ihrem Buben gesagt hat, zum Abschützen: „Also, gelt, en dr Schul darscht nemme schnaufa!“ Und der Bub ging zitternd in die Schule und hat den Atem angehalten. Und als er gemerkt hat, daß die andern fröhlich atmen und sich räuspern und lachen, hat er gedacht: „Ich kann noch mehr!“, hat seine Finger angesetzt und gellend gepfiffen. – Mit dieser Geschichte wollten die Väter Kullen sagen: „Nur nicht zu viel falsche Zucht, sonst schlägt's im Nu um ins Gegenteil!“

Sie waren natürlich im Umgang auch mit der Jugend. Die meisten von ihnen lebten in einer Zeit, als es noch keine Jugendarbeit gab. Dieser Punkt ist mir besonders interessant: Johannes Kullen hat festgelegt: „Man muß mit jungen Leuten ganz anders reden als mit Erwachsenen.“ Er halte besonders gern Kinderlehre. In der ganz alten Hülbener Kirche – der vorvorigen –, da seien die Alten auch dabei, und man könne doch so reden, daß es bloß für die Jungen zugespitzt ist, und die Alten verstehen's dann auch besser. Aber wenn bloß die Alten da wären, würden sie sagen: „Das paßt nicht in die Kirche.“ Mit jungen Leuten muß man besonders reden. Und – junge Leute dürfen nicht überfordert werden mit Aus-

wendiglernen. Sonst wird ihnen der ganze christliche Glaube vergällt. Er hat sich gegen den Lehrplan von Stuttgart gewehrt: „Die sollen mir nicht zuviel lernen müssen!“

Und es hat ihn umgetrieben, daß in Wilhelmsdorf und in Korntal und wo christliche Anstalten waren, die Kinder genug zu essen bekommen. Junge Leute müssen viel essen. Es war überhaupt eine Schulhausphilosophie, eine Lebensweisheit: Wenn so in Sommertagen die ganze Familie beieinander war im Schulhaus und dann die Männer vorn disputierten und es kam so eine unguete Stimmung auf über einem politischen oder kirchlichen Thema, dann war längst die Tante Pauline in die Küche hinausgeeilt und hat jedem ein großes Vesper bereitetgemacht: „Stimmung vor dem Essen – schnell essa, no wird’s besser!“ Das reinigt auch gereizte Atmosphäre – es muß nicht immer gleich ein Bibelwort sein, aber ein Leben, das von der Bibel und der Liebe Gottes her geprägt ist und sieht, wo man helfen kann.

Man ließ den Kindern viel Freiheit. Dabei ging viel zu Bruch. Was haben die alles kaputt gemacht! Dafür wurde man nicht ausgeschimpft. „Des ischt kei Sünde und kei Schand, ’s ischt bloß Sach!“ Es wurde nur gewehrt, wenn es Unrecht war gegen Gottes Wort. Und das war natürlich ein großartiges Leben für Kinder, Enkel und alle Nachkommen.

Überhaupt haben die Väter Kullen das Verheiratetsein und Kinderhaben als das Herrlichste im Leben angesehen, obwohl viele von ihnen in einem Alter geheiratet haben, wo unsre jungen Männer schon bereits Enkel erwarten können. Und trotzdem waren sie nicht so an den Junggesellenstand gewöhnt, daß sie der Freiheit nachgetrauert hätten. Als Johannes Kullen schon eine große Schar Kinder hatte, sagte er: „Wenn ich noch Zwillinge bekäme, ich ließ’ mit Posaunen blasen.“ Sie haben ge-

meint, man könne sechs aufziehen wie zwei. Es ist eine Begnadigung Gottes, wenn er uns Kinder anvertraut. Daß Gott uns lebendige Menschen anvertraut und so hoch würdigt, war ihnen eine Freude.

Freude und Natürlichkeit, das sollte ihr Leben bestimmen. Warum? Bei der Beerdigung von Johannes Kullen hat's der Pfarrer Golder gesagt: „Johannes Kullen schwamm: wie ein Fisch im Wasser, so schwamm er in der Gnade Jesu. Das war sein Lebenselement! Und deshalb wollte er kein griesgrämiger Vertreter der Gnade Jesu sein.“ Christian Friedrich Kullen hat einmal bei einer Taufe mit Freidenkern disputiert – er war Taufpate und war darum bei der Taufgesellschaft. Sie haben gemeint, sie müßten's dem Pietisten hinreiben, daß er doch arg eng sei – und da hat er gesagt: „Meine Herren, ich hab' ein Herz so weit wie ein Scheunentor; wenn's nach mir ginge, ich wollte Sie gerne alle in den Himmel mitnehmen.“

Das haben wir alle erlebt, die wir die Väter gekannt haben: Voller Freude und Natürlichkeit – ein Herz wie ein Scheunentor.

### *Den Vätern Kullen war die Bibel eine Autorität!*

Es war wohl im Jahre 1948. Alles, was aus der Verwandtschaft laufen konnte, war auf eine Tecktour aufgebrochen. Auf dem Teckturm sah man nicht so viele Segelflieger wie heute: Es war Nachkriegszeit, und die ganze Segelfliegerei war zerschlagen. Aber meine Brüder und ich, wir haben den herrlichen Aufwind benützt – zur „Bibelmision“, haben wir's geheißen. Wir hatten von der „Villa“ eine zerfledderte Bibel mitgenommen und ließen die einzelnen Blätter da mit dem Aufwind hinaufschweben. Und plötzlich kam Onkel Wilhelm Busch von Es-

sen und hat uns angeschrien mit einem heiligen Zorn, daß ich bis heute Schrecken in den Gliedern habe. Das war ein Kullenzorn. Die Bibel ist kein Spielzeug, und wenn sie noch so zerfleddert ist – das ist Gottes Wort!

Deshalb wagten sie auch nicht, die Bibel zu kritisieren. Sie waren nicht dumm. Sie hatten Lebenserfahrung. Sie hatten ein Urteil. Aber in dem allen haben sie doch keine Berechtigung gesehen, die Bibel kritisch zu lesen. Ihre Einstellung war: „Wer bin denn ich, daß ich die Apostel und Propheten kritisiere? Wer bin denn ich, daß ich an Gottes auserwählten Rüstzeugen herumschnipfle?“ Sie wollten nicht die Bibel kritisieren, sondern *sich* von der Bibel kritisieren lassen. Sie wollten nicht die Bibel eindämmen in das, was man grad noch annehmen kann und was weniger wichtig ist, sondern sie wollten *ihre* Vitalität eindämmen lassen vom Wort der Apostel und Propheten.

Sie wollten sich korrigieren lassen, auch in ihrer Frömmigkeit. Johannes Kullen von Korntal hat gegen Lieblingsstellen in der Bibel gekämpft. In einer Anweisung an Stundenhalter hat er geschrieben: „Geh weg von den Lieblingsstellen! Mir ist das Wort von der Versöhnung am Kreuz das wichtigste; wenn’s nach mir ginge, würde ich in jeder Gemeinschaftsstunde davon reden. Aber das will der Heilige Geist nicht. Der Heilige Geist hat viel mehr für uns bereit! Drum geh heraus von Deinen Lieblingsstellen und erkenne, daß Jesus Christus das A und das O ist! Erkenne die Weite des Königreichs Jesu!“

Damals war’s Sitte im Pietismus, daß man Tagebücher führte, über seine persönlichen inneren Eindrücke berichtete. Johannes Kullen hat’s schon als junger Mann aufgegeben, von der Bibel kritisiert. Das führt bloß in eine Selbstbespiegelung. Daß sie gegen zu große Vorbereitung im Beten skeptisch waren, habe ich schon gesagt. „Ich kann bloß beten: ‚Ich bin ein armer Sünder. Herr, hilf mir!‘“ – das war ihre Einstellung. „Ich hab’ doch

keine großen Worte zu machen!“ Johannes Kullen kämpfte gegen Gelübde: es war ihm unwohl bei jeder Konfirmation, daß junge Menschen Gelübde geben müssen. Es war ihm unwohl, daß ein Wort so in der Christenheit umging, dies Wort: „Um einen ew’gen Kranz / dies arme Leben ganz!“ Nein, nicht wegen des Kranzes! Unser Blick ist auf Jesus gerichtet, nicht auf den Kranz!

Sie ließen sich von der Bibel kritisieren. Die Bibel war ihnen eine Autorität, bis in den Stil des Pietismus hinein. Die Bibel sagt das Entscheidende, und das gaben sie ihren Schülern und Familienangehörigen nicht einfach so weiter, daß sie sagten: „So ist’s eben. Basta!“, sondern sie haben mit einer meisterhaften Erzählkunst die Geschichten der Bibel nacherzählt, und sie haben den Gemeinschaften bezeugt, wie das Wort Gottes sie gemahnt, sie getröstet, sie erleuchtet hat, in der Hoffnung, daß das Wort Gottes eine Autorität sei, die Menschen selbst überzeugt. Sie sprachen nicht viel *über* die Bibel, sondern sie gaben das Wort der Bibel weiter, weil sie wußten: „Ich brauche die Bibel nicht zu verteidigen. Die wirkt für sich.“

### *Die Väter Kullen waren für andere da!*

Ich hab’ dieses Jahr noch keinen Urlaub gehabt und weiß nun nicht recht, wo ich ihn überhaupt noch hineinschieben soll, und war arg bekümmert drüber: „Was bin ich für ein armer und geplagter Mensch!“ – nicht wahr, man kann sich ja so hineinsteigern. (Dabei geht mir’s so herrlich.) Und da ist mir mit einem Mal ein Gedanke gekommen: Wann hat eigentlich Onkel Albrecht, der Rektor, je Urlaub gehabt? Wahrscheinlich nie einen Tag seines Lebens. Wenn Schulferien waren und er keinen Dienst in der Schule hatte, kam die Feldarbeit und kamen Scharen



von Verwandten und sind ihm noch auf den Feldern und Wiesen herumgetreten, daß bloß die Hälfte dabei herauskam, und haben das ganze Schulhaus bevölkert, so daß er grad noch auf der Bühne ein Notbett hatte – und war dabei fröhlich. Wenn im Krieg im Schulhaus ein Schwein geschlachtet wurde und alle Schulhausbewohner ein Jahr lang keine Fleischmarken bekamen – die Älteren von uns wissen noch, wie das eingeteilt war –, dann war nach vier Wochen nichts mehr da: das haben alles die Besucher und die Verwandten aufgeessen oder geschickt bekommen.

Die Väter Kullen hatten ein Herz voll Liebe. Wo's in der normal-schwäbischen Verwandtschaft, die ja sehr weit geht, dann schließlich im 36. Glied auch mal aufhört, da hat man in der Kullenverwandtschaft immer noch gedacht, man gehöre zum engsten Kreis. Und jeder war überzeugt: „Mich haben sie im Schulhaus besonders lieb.“ Und man hatte auch jeden besonders lieb, selbst den größten „Dilledapp“, wie der Onkel Albrecht sagen konnte, „'s größte Kälble“. Man hatte jeden besonders lieb, und man ließ die Liebe auch spüren. Innere Liebe war da, die ist nie ausgegangen, auch wenn das Bankkonto manchmal überzogen war.

Und das Dasein für andere ging über die Familie hinaus nach ganz Hülben. Wie war's den Vätern wichtig, daß Hülben nicht verweltlicht! Wie war's ihnen wichtig, daß geholfen wird, wo Not ist! Sie waren ja, als es noch keinen Pfarrer hier gab, die Seelsorger, die nach den Kranken, nach den Gestrauchelten schauten und die auch helfen wollten. Christian Friedrich Kullen und Johannes haben, wo sie überhaupt reiche Männer kannten, diese angebettelt für Menschen, die in Not waren. Sie beriefen sich auf die Bibel, da heiße es: „Den Reichen dieser Welt gebiete!“ Sie haben ihnen geboten: „Jetzt gibst du mir hundert Gulden, ich brauch's!“

Sie waren nicht bloß Vermittler, sie haben auch selbst geholfen. Im großen Hungerjahr 1917 wollte es der Schulmeisterin fast zuviel werden, daß da zur Speisung im Schulhaus auch Ortsfremde kamen, wenn sie herunterschnitt von ihrem eigenen Brotlaib. Sie wollte die Tür schließen, und da hat der Jakob-Frieder gesagt: „Ja, Frau, das machst nur! In der Bibel habe ich gelesen vom Hauptmann Cornelius, seine Gebete und Almosen seien hinaufgekommen vor Gott. Und jetzt kommt's eben auch hinauf vor Gott, daß die Schulmeisterin von Hülben die Tür zugemacht hat. Das machst nur!“ Die Tür ist offen geblieben.

Es war ihnen wichtig, wie die Arbeit im Korntal und Wilhelmsdorf weitergeht, wie es in der Mission steht. An einem der letzten Lebenstage von Johannes Kullen hat er einem Besucher gesagt, er sei froh, daß er jetzt so viel Zeit habe zu beten, damals, 1905, für den Zar in Rußland, für den Hereroaufstand in Südafrika, für die Nöte in China und Japan (damals war der Boxeraufstand). So saßen sie mit im Weltregiment Gottes! Sie haben ihre Petitionen eingeschickt an ihren Heiland: „Ich bitt' dich, greif dort ein, das ist mir wichtig!“ Sie hatten einen weltweiten Horizont. Dabei hatte Johannes Kullen schreckliche Schmerzen, von seiner furchtbaren Krebserkrankung. Ich hätte da bloß noch für mich gebetet: „Herr, kürz ab! Gib mir Kraft!“

Die Väter Kullen waren für andre da. In einer faszinierenden Weise. Aber man kann's nicht nachmachen, die Fröhlichkeit nicht, die Natürlichkeit nicht, die Gottesgewißheit nicht. Nachmachen kann man's nicht. Aber jeder von uns kann sich prägen lassen vom lebendigen Jesus Christus. Den gibt's heute noch. Die Väter sind gegangen – Jesus lebt heute! Paul Kullen, der Oberlehrer, hat eigentlich jedesmal, wenn er das Schlußgebet in der Stunde sprach, mit dem Satz geendet: „Ziehe uns durch

dies alles näher zu dir, bis wir dich einst schauen in deiner himmlischen Herrlichkeit!“

Näher zu Ihm, näher zu Jesus hin! Das ist das Vermächtnis der Väter Kullen.

EDGAR SCHMID

## Dora Rappard – Die Mutter von St. Chrischona



*Elternhaus, Kindheit und Jugend*

**D**ora Rappards Vater entstammte einem Geschlecht, das seit Jahrhunderten im französischsprachigen Berner Jura in der Schweiz ansässig ist. Nach seiner Bekehrung im Jahre 1819 hatte er den Wunsch, Missionar zu werden. Er widmete sich zuerst dem Studium der deutschen Sprache und erlernte daneben den Buchdruck, was da-

mals für einen Missionar als besonders wünschenswert erschien. Im Jahre 1821 begann er mit der Ausbildung im Basler Missionshaus.

Doras Mutter, Maria Zeller, verbrachte ihre Jugendzeit im alten Komtureischloß des Deutschritterordens in Beuggen am Rhein (südöstlich von Lörrach), wohin ihr Vater, Christian Heinrich Zeller, im Jahr 1820 zum ersten Inspektor der Freiwilligen Armen- und Schullehreranstalt berufen wurde. Samuel Gobat, der im Missionsdienst in Abessinien stand, vermählte sich im Heimaturlaub im Mai 1834 mit der zwanzigjährigen Maria. Gemeinsam reiste das junge Paar von Beuggen nach Abessinien aus.

Ende 1839 wurde Gobat nach Malta versetzt, wo ihm die Leitung der Übersetzungsanstalt und Buchdruckerei der „Mittelmeer-Mission“ übertragen wurde. Hier wurde Dora Rappard als fünftes Kind ihrer Eltern geboren. Im März 1846 erhielt ihr Vater vom Freiherrn Josias von Bunsen, dem preußischen Gesandten in London, die Mitteilung, daß König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ihn auf den neubegründeten Bischofssitz in Jerusalem – ein Gemeinschaftswerk von Preußen und England – berufen habe. In England erhielt er die anglikanische Bischofsweihe, und am 30. Dezember 1846 traf die Familie in Jerusalem ein. Zeitlebens erinnerte sich Dora der Ankunft in der „Königsstadt auf Zion“, an der sie – wie sie selber in ihrem Lebenslauf schreibt – „mit unzerreißbaren Banden“ hing. Besonders eindrücklich wurde den Kindern die Liebe des Vaters zum Wort Gottes, und die biblischen Geschichten, die die Mutter vorzüglich zu erzählen wußte, wurden ihnen inmitten der heiligen Stätten und Wege besonders lieb. Hier wurde der Grund gelegt zu Doras Bibelkenntnis. Ihr Mann nannte sie später oft die „lebendige Bibelkonkordanz“.

Mit Doras Schulausbildung haperte es zunächst.

Nachwehen einer Gehirnhautentzündung hemmten oft das begabte und lernbegierige Kind. Nach dem Besuch der Gemeindeschule, die der Vater gegründet hatte, und dem Unterricht des tüchtigen und strengen Hauslehrers, Onkel Nathanael Zeller, kam Dora 1852 als zehnjähriges Kind in das bekannte Institut der Brüdergemeine „Montmirail“ bei Neuchâtel. Sie bekennt von jener Zeit: „Ich war damals nicht glücklich. Wiewohl ich keine Zeit kenne, da ich nicht gebetet und den Heiland geliebt hätte, lebte ich doch im tiefsten Grund ohne eine lebendige Verbindung mit Gott.“ Die Freundschaft mit einer englischen Mitschülerin ließ Dora das Geheimnis eines Lebens in der lebendigen Gegenwart Jesu erahnen.

Nach vier Jahren holte der Vater seine Tochter heim. Jetzt begannen die Bildungsjahre im engeren Sinn. Bücher über Weltgeschichte, Literaturwerke und theologische Abhandlungen aus der Bibliothek des Vaters wurden Doras Lektüre. Durch „Lesen, Zuhören und Nachschlagen“ sowie durch das Sammeln von Zitaten, Predigtauszügen und Gedichten erlangte sie ein umfangreiches Wissen. Zwölf handgeschriebene Bände hat Dora Rappard von der Zeit in „Montmirail“ an bis in den Sommer 1923, kurz vor ihrem Heimgang, mit Schätzen aus Büchern verschiedener Sprachen gefüllt und daran ihre eigene schriftstellerische Gabe geschult. In jenen Jahren kam es aber auch zur innersten Bildung, zu einem bewußten Leben im Glauben.

Von jener Zeit schreibt sie: „Trotzdem ich von Kindheit an den Heiland geliebt, zu ihm gebetet und sein Wort mit Freuden gelesen hatte, auch nach außen hin als ein frommes Kind galt, fühlte ich auf einmal die Verderbnis meines ganzen Wesens so sehr, daß ich mich für das schlechteste und allerärmste Menschenkind ansah. Das Wort des Herrn: ‚Ihr seid wie die übertünchten Gräber, die von außen hübsch erscheinen, aber inwendig sind sie

voller Totenbeine und Unflates', strafte mich so genau, daß es mir vorkam, es sei für mich geschrieben, und das ,Wehe euch', das diesem Wort vorangeht, machte mich erzittern. Es waren schwere Tage und Nächte ... Dabei gestaltete sich das äußere Leben gerade damals überaus schön ... Doch während all der Freudenzeit schlief in meiner Seele der Gefangene, der nach wahrer Freiheit dürstete. Es kam der Herbst ..., und in der stillen Nächte Stunden hörte ich wieder mit Macht die Stimme des Gerichtes: ,Wenn du stirbst, so bist du verloren!' So hieß es in mir, und ich wußte, daß die Stimme die Wahrheit redete. In jener Zeit begann für mich der Konfirmandenunterricht bei meinem lieben Vater. Leider offenbarte ich ihm meinen Herzenszustand nicht; aber ich denke doch, daß die Heilslehre, in der er mich so treu unterwies, mitgeholfen hat zu der seligen Erlösung, die nun folgte.“

Wie Dora Gott erlebte, der in das Leben eines Menschen tritt als eine verändernde Wirklichkeit, berichtet sie mit den folgenden Worten: „Es war eine stürmische Nacht im Februar 1858. Der Wind heulte um unser Haus her; ich dachte, es könnte niedergerissen werden von dem Orkan. Aber noch gewaltiger stürmte es in meiner Seele. Ängste der Hölle hatten mich getroffen. Ich kam in Jammer und Not. Aber ich rief an den Namen des Herrn: ,O Herr, errette meine Seele!' Da, mitten in der größten Qual, trat mir das längst bekannte Wort klar ins Bewußtsein: ,Glaube an den Herrn Jesus Christus, so wirst du und dein Haus selig!' Mein Ohr hörte keine Stimme, mein Auge sah kein Licht, meine Seele empfand keine besondere Regung; aber mein Glaube erfaßte den lebendigen Heiland und stützte sich auf das Wort des Evangeliums: ,Herr, ich glaube an dich, so bin ich gerettet!' Und unmittelbar an das erste Wort reihte sich ein zweites, nämlich der Todes- und Siegesruf Jesu am

Kreuz: ‚Es ist vollbracht!‘ Ich erfuhr damals, was ich später so aussprechen lernte:

O Wort des Lebens! Hier kann mein Glaube ruhn.  
Auf diesem Felsen kann ich mich gründen nun.  
Ewig vollkommen ist unsers Gottes Heil;  
nimm es, o Sünder, an, so wird dir's ganz zuteil.  
Nichts kannst du machen mehr: Er hat's gemacht,  
es ist vollbracht!“

Daß Doras Bekehrung vom Heiligen Geist gewirkt war, zeigten die folgenden Jahre. Eine besonders gesegnete Zeit erlebte sie in Romsey, in der Nähe der englischen Hafenstadt Southampton, wo sie ihrem Bruder Benoni, der eine Stelle als Vikar angetreten hatte, den Haushalt führte. Sie übernahm als „Gemeindehelferin“ manche seelsorgerliche Aufgaben, machte Krankenbesuche und half in der Sonntagschularbeit mit. Sie lernte in einem der verrufensten Bezirke, der ihr als Besuchsfeld zugewiesen wurde, viel Not, Armut und Sünde kennen. Doch durfte sie auch bekennen: „Da lernte ich die Kraft des Namens Jesu und die heilige Wirkung seines Wortes kennen wie nie zuvor.“ In jener Zeit spürte sie, daß nur der Dienst des Herrn sie innerlich befriedigen würde.

Es fiel Dora nicht leicht, nach fast einjähriger selbständiger Wirksamkeit mit ihren reichen Erfahrungen wieder als Haustochter ins Elternhaus zurückkehren zu müssen. Eine neue Tätigkeit aber half ihr über die Schwierigkeiten hinweg. Ihr Vater hatte eine Schule eröffnet, in der mohammedanische, jüdische, griechisch-orthodoxe und christliche Kinder unentgeltlich unterrichtet wurden. Dora übernahm die Leitung dieser Schule und unterrichtete in arabischer Sprache, bis ein Kehlkopfleiden sie zeitweilig ihrer Stimme beraubte und 1866 ihre Schwester Maria die Schulleitung übernahm.

## *Hochzeit mit Carl Heinrich Rappard*

Auf der Rückreise von England nach Jerusalem im September 1862 kehrte Dora mit ihren Eltern in Riehen bei Freunden ein und nahm teil an der Einsegnungsfeier auf St. Chrischona. Es war das erste Mal, daß sie an dem Ort weilte, der für 55 Jahre die Stätte ihrer Wirksamkeit werden sollte. Hier begegnete sie flüchtig dem Mann, mit dem zusammen sie 42 Jahre lang in inniger Verbundenheit dem Werk der Pilgermission dienen durfte. Sie berichtet: „Nach der Feier trat ein hochgewachsener, vornehm aussehender Bruder zu uns und lud uns zu einer Tasse Kaffee in den Speisesaal ein. Hanna flüsterte mir zu: ‚Das ist der junge Herr Rappard von Löwenstein‘ und teilte mir einiges von der Familie mit.“

Nach seiner Einsegnung ging Rappard noch für ein Jahr zur weiteren Ausbildung nach England und Schottland, um später an der geplanten „Apostelstraße“ mitzuarbeiten. Seine erste Arbeit war in Alexandrien, von wo aus er im Jahre 1867 die Ferien in Jerusalem verbrachte. Anlässlich dieses Besuches ließ er durch seinen Schwager bei Bischof Gobat anfragen, ob die Hand seiner Tochter Dora noch frei sei und ob er die Erlaubnis bekäme, um sie zu werben. Dieser erwiderte, daß von seiner Seite „kein Hindernis“ bestehe. Am 28. November 1867 wurde das Paar in Beuggen von Bischof Gobat getraut. Die erste Etappe ihrer Hochzeitsreise war St. Chrischona, das bald die Stätte ihres gemeinsamen Lebenswerkes werden sollte. In Basel sahen sie noch Christian Friedrich Spittler, den Gründer von St. Chrischona, der ihnen sterbend Segensworte mitgab und wenige Tage später heimging. Mitte Dezember kam das junge Paar nach stürmischer Seereise in Alexandrien an, um die Arbeit in der St. Matthäus-Station zu übernehmen. Aber schon im April des folgenden Jahres siedelten die „Pil-



germissionare“ über zur St. Markus-Station nach Kairo, da die kleine Gemeinde der deutsch-schweizerischen Kolonie sich Rappard als Prediger und Seelsorger erbeten hatte.

### *St. Chrischona*

Von St. Chrischona kamen beunruhigende Nachrichten. Der Hausvater, Kaplan Schlienz, war gestorben mit dem Gebet auf den Lippen: „Meister, laß dein Werk nicht liegen!“ Auch andere schwere Führungen hatten das Werk hart getroffen. Da erhielt Rappard, dessen Herz tief bekümmert war, im Mai 1868 einen Brief vom Nachfolger Spittlers, Jakob Ludwig Jäger, mit der Berufung zum Vorsteher des Werkes: „Du nanntest Dich in Deinen Briefen an Herrn Spittler seinen getreuen Pilgersohn und schriebst mir von Deiner lieben Frau, sie sei eine treue Pilgerseele. Das ist es, was wir auf St. Chrischona brauchen.“

Bereits am 7. August 1868 verließ Rappard mit seiner Frau Ägypten, und am Morgen des 29. August zogen die neuen Inspektorsleute zur St. Chrischona-Kirche, wo für sie ein ganz neuer Abschnitt ihres Lebens beginnen sollte. Rappard hatte gleich ein überreiches Maß von Arbeit. Seiner Frau fiel die Umstellung aus der ausgefüllten Missionstätigkeit heraus nicht leicht. Sie brauchte aber nicht lange auf Aufgaben zu warten. Als „Anstaltsmutter“ hatte sie in kurzer Zeit einen vollen Tätigkeitsbereich, abgesehen von ihrem Anteil an der Lebensarbeit ihres Mannes und der geistigen Arbeit, die in der verborgenen Gehilfenschaft geschehen ist. Bald verwuchs sie ganz mit dem Werk, das von Jahr zu Jahr nach innen und außen immer größer wurde. Die Zahl der Schüler stieg

bis auf hundert; es mußten mehr Lehrkräfte gewonnen und neue Häuser erstellt werden.

Zu dem allen hatte Dora Rappard ja auch die ursprünglichste Aufgabe in der Familie zu erfüllen, „die Pflege und Erziehung meiner Kinderschar. Zehn Kinder schenkte uns Gottes Güte“. Zu den vermehrten Aufgaben kam auch eine vermehrte Zurüstung zum Dienst, ein inneres Wachsen und Reifen. In den Jahren 1874/75 schenkte Gott auf St. Chrischona einen besonderen geistlichen Aufbruch, der die weitere Arbeit ganz entscheidend bestimmen sollte. Viele Menschen kamen, sammelten sich in der Kirche um Gottes Wort und priesen Gott in erwecklichen Gebetszusammenkünften. In dieser Zeit fing Dora Rappard in der Umgebung von Basel mit Frauenstunden an, denen sie sich mit großer Sorgfalt widmete.

Sie war ihrem Mann, der häufig auf Missions- und Dienstreisen war, eine unentbehrliche Helferin, führte die Kasse, erledigte eine umfangreiche Korrespondenz, wirkte als Seelsorgerin und half mit in der Redaktion des „Glaubensboten“. Mit besonderer Freude widmete sie sich dem „Dankamt“, d.h. die Gaben für das Werk wurden in großer Treue dankend bestätigt. Was sie besonders kennzeichnete, war das unumstößliche Festhalten am Wort der Bibel und ihre Liebe zu Jesus, ihrem Herrn. Nachdem sie mit ihrem Mann aus England zurückgekehrt war, wo die beiden an einer Heiligungskonferenz teilgenommen hatten, schrieb sie: „Nichts, gar nichts in uns selber ... nichts als er, nur er! Sein herrliches Erlösungswerk, das er für uns vollbracht hat, *das* ist der Grund des Friedens. Wir freuen uns nicht der Menschen noch der Orte, nicht unserer Gefühle noch unseres Glaubens. Einer ist unsere Freude, unsere Hoffnung, der Hort unseres Heils: Jesus allein!“

Dora Rappard nannte drei besondere Merkmale des

Lebens in der Heiligung: „Die Übergabe des Herzens an den Herrn, das Verleugnen des eigenen Wesens und das freudige Unterwerfen des eigenen Willens unter den Willen Gottes ... Nicht sündlos, aber nicht in die Sünde fallen und immer wieder unterliegend! Zwischen uns und der Sünde steht das Kreuz Jesu Christi.“ Der „härteste Schlag“, wie sie es selbst nannte, traf sie, als Gott ihren Mann am 21.9.1909 anlässlich eines Dienstes in Gießen zu sich in die Herrlichkeit rief. Tief war die Trauer, doch dankbar für die 42jährige Lebens- und Dienstgemeinschaft konnte Dora Rappard sprechen: „Denn nicht des Todes Graun hab' ich gesehn; nein, Lebenskräfte sind's, die mich umwehn.“

Äußerlich veränderte sich nicht viel in ihrem Leben. Der Schwiegersohn Friedrich Veiel, der mit der Tochter Emmy seit 1900 das Haus „Zu den Bergen“ leitete und seit einem Jahr theologischer Lehrer und zugleich stellvertretender Inspektor auf St. Chrischona war, wurde vom Komitee als Nachfolger von Rappard berufen. Im Sommer 1910 bezog die Witwe den oberen Stock des Hauses „Friedau“. Noch manche Reisen konnte Dora Rappard unternehmen zu ihren Kindern und Verwandten, und in großer Treue widmete sie sich weiter der Frauenarbeit. Im Segen wirkte sie auf vielen Konferenzen in der Schweiz, in Deutschland und in Frankreich. Dabei hielt sie sich an die von ihr aufgestellten „Richtlinien über Frauenarbeit im Reiche Gottes“. Was sie darin über die Schranken und Gefahren im öffentlichen Auftreten von Frauen gesagt hat, ist auch heute nicht überholt. Zu ihrer Arbeit gehörte trotz ihres hohen Alters auch die Mitarbeit am „Friedensgruß“, einem Wochenblatt für Frauen und Töchter.

Früh schon zeigte sich bei Dora Rappard die dichterische Begabung. Sie trat freilich erst in der Reife des Alters mit ihren Gaben an die Öffentlichkeit. Bereits als Vierzehnjährige hatte sie ein kleines Büchlein mit ihren ersten Gedichten verfaßt. Es lag ihr, ihrem Erleben und ihren Empfindungen in poetischer Form Ausdruck zu geben. Im Lauf ihres Lebens entstanden vier Manuskriptbücher mit mehr als 500 Gedichten und Liedern, von denen einige Gemeingut weiter christlicher Kreise geworden sind. Die Themen sind weitgespannt: Lebenswirkung, Heilsgewißheit, Innewohnung des Heiligen Geistes, Heiligung, Gemeinschaft, Seelenrettung und der Ernst und die Freude der Wiederkunft des Herrn.

Was Dora Rappard unter der vollen Übergabe des Herzens verstanden hat, bezeugt ihr wohl bekanntestes Lied: „Vor meines Herzens König leg' eine Gab' ich hin ...“ Bei ihrer musikalischen Begabung geschah es, daß ihr gleichzeitig mit den Worten auch die Melodie geschenkt wurde. Mag das Urteil mancher Kritiker ästhetisch-literarisch einiges auszusetzen haben, so haben doch die im Pietismus verankerten Lieder viele Herzen berührt. Es sind Ströme des Segens ausgegangen von dieser Sängerin, deren Dichtung das Sieghafte des Glaubens und die Freude am Herrn als innerste Erfahrung zum Ausdruck bringen.

Im Jahr 1910 erschien das von der Gattin geschriebene zeugnishaftes Lebensbild von Carl Heinrich Rappard und kurz danach das Andachtsbuch: „Sprich Du zu mir!“ Dieses bringt biblische Betrachtungen, die von einer Fülle seelsorgerlicher Erfahrung Zeugnis geben und bei denen das zweifellos bei Dora Rappard vorhandene theologische Rüstzeug nicht verborgen bleibt. Sie verachtete die wissenschaftliche Arbeit an der Bibel nicht, erkannte

aber die Heilige Schrift als ungebrochene Autorität an. Ihr Lehrmeister war vor allem Johann Albrecht Bengel, in dessen „Gnomon“ sie sich sehr gut auskannte. 1916 kam das Büchlein „Die heilige Woche“ heraus, eine Zusammenstellung der Leidensgeschichte Jesu, und im Jahre 1922 ihr letztes Buch „Frohes Alter“. Dieses enthält eine große Fülle von Einsichten in das wirkliche Seelenleben des Menschen, die jeder wissenschaftlichen Psychologie standhalten können. Dora Rappard rühmt das Alter als einen „Segen Gottes“ und stimmt ein eindrückliches Hohelied auf das Lebendürfen an.

### *Einbringen der Ernte*

Auch das letzte „steile Stücklein Weges“ war reich erfüllt von Gottes besonderer Freundlichkeit. Anlässlich ihres fünfzigsten Dienstjahres auf St. Chrischona im Jahre 1918 pries Dora Rappard die Gnadenführung Gottes in ihrem Leben, und die Feier des 100jährigen Gedenktages des Einzuges ihrer Großeltern in Beuggen und der Gründung der dortigen Anstalt war für sie ein besonderes, freudiges Erlebnis. Ihre Kräfte nahmen in den folgenden Jahren schnell ab. Kurz vor ihrem Heimgang in der Frühe des 10. 10. 1923 wünschte sie, daß ihre Töchter das von ihr aus dem Englischen übersetzte Lied singen sollten: „O sel'ge Erlösung! O heiliges Blut ...!“ Sie freute sich, „heimzukehren in Gottes Haus für alle Dauer der Zeiten“ (Ps. 23,6), weil sie nicht auf ihr Verdienst gehofft, sondern mit der Gnade ihres Herrn gerechnet hatte.

Ihr Lied soll auch uns Ruf und Ansporn sein:

„Auf dein Wort will ich beten, wie du es uns gelehrt,  
dem Feind entgegentreten, wie du dich einst gewehrt.“

Auf meinen Erdenpfaden bis hin zur Himmelspfort,  
will ich, Gott aller Gnaden, mich stützen auf dein  
Wort.“

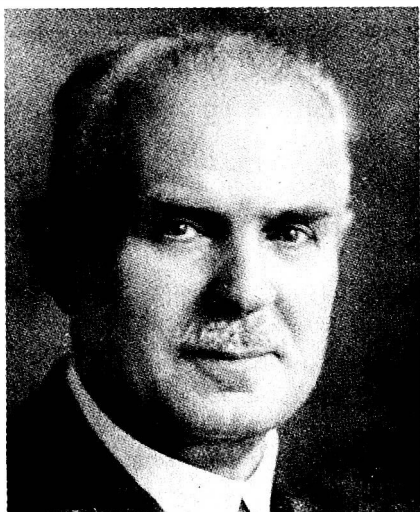
In der „Eben-Ezer“-Halle auf St. Chrischona versammelte sich zwei Tage später eine große Trauergemeinde um den weißen Sarg, in dem Dora Rappards sterbliche Hülle ruhte. In dem von ihr selbst verfaßten Lebenslauf heißt es: „Es ist mir oft ein Bedürfnis gewesen, Gott, dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, von Herzen zu danken dafür, daß er mich hat geboren werden lassen, und zwar in eine Welt, die er geliebt und in eine Menschheit, die er erlöst und zur Herrlichkeit berufen hat. Im Rückblick auf meinen Erdenlauf preise ich ihn, daß er mich gemacht und für die Ewigkeit bestimmt hat.“ Auf dem Friedhof in Riehen, am Fuße von St. Chrischona, wurde Dora Rappard in der Familiengruft beigesetzt, auf deren Grabmal in Stein gemeißelt die Worte stehen: „Sie haben überwunden durch des Lammes Blut.“

Mit Ernst, voller Trost und Freude hat Dora Rappard versucht, im täglichen Leben den Willen Gottes auszurichten. Sie lebte im Wort Gottes und in der Dankbarkeit für seine Gnade, in der Gebetserhörung und im Ringen mit Gott um ihre nicht erhörten Gebete. Mit Freuden stand sie in den Pflichten dieser Welt, nicht mißtrauisch und ängstlich, sondern in Dankbarkeit gegenüber Gott, der ihr ein solch erfülltes Tagewerk bereitet hatte. Durch die harmonisch ausgewogene Geschlossenheit ihrer Persönlichkeit, ihr Verwurzeltein in der Bibel und ihre geistliche Ausstrahlungskraft ist Dora Rappard als Gehilfin ihres Mannes nicht nur zur „Mutter von St. Chrischona“, sondern auch zu einer Mutter der Gemeinschaftsbewegung in der Schweiz und in Deutschland geworden. Die Vergegenwärtigung ihres Lebens und reichen Wirkens ruft uns nicht nur zur Dankbarkeit,

sondern auch zur Verantwortung, indem wir mit unserem Glauben und Leben heute Antwort zu geben haben. Diese Dankbarkeit und diese Verantwortung gelten aber letzten Endes nicht Dora Rappard, sondern dem lebendigen Herrn, der „gestern und heute und derselbe in Ewigkeit ist“ (Hebr. 13,8).

JAKOB SCHMITT (1887-1978)

## Paul Humburg – Ein Herz für die Brüder



Über zwanzig Jahre habe ich Paul Humburg gekannt. Er war ein Mann mit brennendem Herzen für Jesus Christus, ein Zeuge des Wortes auf und unter der Kanzel. Der

männlichen Jugend gehörten in besonderer Weise sein Herz und sein Dienst. Im Dritten Reich stand er als Präses der Bekenntnis-Synode des Rheinlandes an führender Stelle. Dabei blieb er ein Bruder unter Brüdern.

Im Elternhaus Paul Humburgs offenbarte sich etwas von der vorlaufenden Gnade Gottes. Sein Vater hatte als junger Fabrikant in einem Dorfe im Siegerland (Wiederstein-Zeppenfeld) gewohnt. Als er krank war, besuchte ihn ein junger Schmiedegeselle und empfahl ihm, der Unterhaltungsblätter las, das Lesen der Bibel. Kurz darauf erschien der Schuhmacher Franz Rieger, ein schriftkundiger Mann, und erklärte ihm das Gelesene. So kam der Vater Humburgs aus dem Tode zum Leben. Er liebte von da an die Brüder und freute sich der Gemeinschaft mit ihnen.

Im Hause Jakob-Gustav Siebels, eines Fabrikanten in Freudenberg, führte ihm der Herr die rechte Gehilfin zu. Sie war schon früh ein Kind Gottes geworden. Ein paar Jahre später zogen sie nach Mülheim am Rhein. Hier schenkte ihnen Gott Mitte der siebziger Jahre die beiden Jungen Fritz und Paul. Sie wurden gesegnete und weithin bekannte Jünger Jesu.

Da die Eltern Humburgs in Köln-Mülheim kirchlicherseits keine geistliche Heimat fanden, hielten sich sie mit ihren Kinder als „Gäste“ zur „Freien evangelischen Gemeinde“. In der Familie Humburg herrschte eine brüderliche Weite, man unterhielt Beziehungen zur Mission, sowohl zur Rheinischen Mission als auch zur Herrnhuter Brüdergemeine, zur Belgischen Missionskirche und zu den Waldensern. Aus seiner Jugend erinnert sich Paul Humburg noch der Namen der Gottesmänner Fritz von Schlümbach und Georg Müller, Bristol.

„Uns Kindern“, schreibt er, „wurde es von vornherein eingeprägt, daß unsere Heimat bei denen sein muß, die den Herrn Jesus liebhaben.“



Von seiner Mutter hatte er Tersteegens Wort behalten: „Des Heilands kranke Leute sind mir lieber als der Welt gesunde.“

Früh schon arbeitete Gottes Geist am Herzen und Gewissen des Jungen. Als Vierzehnjähriger kam er eines Tages zu seiner Mutter und sagte ihr ganz zaghaft:

„Ich glaube, der Heiland hat mich angenommen.“

Daraufhin kniete die Mutter mit dem Jungen nieder und „betete so inbrünstig und im Glauben“, wie er es nicht wieder erlebt hat. „Solch ein Gebet bindet einen jungen Mann an die Wirklichkeit der ewigen Welt.“

Von da an war Paul Humburg seines Heiles gewiß. So konnte er als Student der Theologie, als Pfarrer in Wuppertal, als Präses des Westdeutschen Jungmänner-Bundes und der Rheinischen Bekenntnis-Synode im Dritten Reich ein Zeuge der Wahrheit und Gnade sein, ein Seelsorger wie wenige.

Im Oktober 1932 fand in Wuppertal der erste Internationale Evangelische Schulkongreß statt. Hier hatte ich einen Vortrag über „Die christliche Erziehung in der Schule“ zu halten. Paul Humburg sagte ein biblisches Wort über Matth. 11,25-30. Ein paar Sätze daraus:

„Unser Lehrer heißt Jesus Christus, der gesagt hat: ‚Lernet von mir!‘ Sein stärkstes Wort war Seine Tat, war Sein Tod mit dem Ruf: ‚Es ist vollbracht!‘“

„Gottes Namen kann nur Gott den Menschen offenbaren. Klugen und Weisen verbirgt er solches. Nur durch das Tor der Gnade in Jesus Christus führt der Weg zur Erkenntnis Gottes.“

„Gott ist keine fragliche Größe.“

„Lehre ohne inneres Leben ist tot; aber Leben ohne Lehre ist blind.“

„Nur im völligen Glaubensgehorsam gegen unseren Meister Jesus Christus sind wir aufgeschlossen für die Tiefen seiner Erkenntnis.“

Das war eine gute Einleitung zu den Kongreßthemen.

Paul Humburg hatte ein weites Herz für die Brüder, ein liebendes Auge und eine helfende Hand für die Verlorenen und Fernen. Sein Wort ist durch die Leitung des Geistes weithin hängengeblieben, wie z.B. auch diese Sätze:

„Wenn es nicht um den Herrn Jesus geht, dann wollen wir es lassen.“

„Es kommt nicht darauf an, daß man in der Stunde der Not etwas erfaßt, sondern das Richtige ergreift zur Rettung. Es gilt, das Heil Gottes in Jesus Christus im Glauben zu erfassen. Glaube, und du wirst leben!“

Welch heiliger Ernst liegt in seinem Gebet: „Herr, bringe mein Leben auf das Niveau meiner Worte.“

Wenn er zu jungen Männern sprach, dann spürte man es: Hier steht ein Mann, gebunden an das Wort Gottes, brennend in der Liebe zu Jesus, der werbend und lockend die Menschen ruft, zu dem Heiland der Verlorenen zu kommen. In Paul Humburg vereinigten sich reformierte Klarheit, Aktivität, Innigkeit und Tiefe. So bewegte er die Herzen und führte zu Jesus. Wie pries er die freimachende, allein rettende Gnade! Aber – und das wurde nicht vergessen – diese „heilbringende Gnade Gottes erzieht uns, daß wir verleugnen sollen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und zuchtvoll, gerecht und gottselig leben in dieser Welt“ (Titus 2, 11). Also: Diese Gnade nimmt uns in Zucht und wirkt Furcht. Das betonte Paul Humburg im Blick auf die Vorwürfe, die Reformierten hätten eine zu billige Gnade.

Als ein an die Schrift gebundener reformierter Pietist wußte er von der großen Wahrheit der Erwählung. Das Lied, das die Väter gerne sangen: „Geht hin, ihr gläubigen Gedanken ...“ mit der bekannten Strophe: „O Wunderliebe, die mich wählte vor allem Anbeginn der Welt ...“ war auch Paul Humburg aus der Seele gesprochen. Er

schreibt: „Wenn wir sie auch nicht ganz verstehen können, so sollen und dürfen wir uns doch über diese tief in unser Glaubensleben eingreifenden Fragen austauschen und einander dienen mit dem, was uns gegeben wurde. Es wird aber noch vieles und das Tiefste für die himmlische Akademie übrigbleiben.“ Diese Wahrheit verwirrt manche und treibt andererseits solche, die aus Gott geboren sind, in die Anbetung.

Luther betont, den Römerbrief nicht bei Kapitel 9 anfangen zu lassen. „Eine jegliche Lehre hat ihr Maß, Zeit und Alter. Säuglinge sollen nicht starken Wein trinken.“ Wer mit geistlichen Augen zu lesen versteht und alles an seinen Platz und in seine Zeit stellt (vergleiche Israel, die Nationen und die Gemeinde), der muß mit Paulus sagen: „O Tiefe des Reichtums, sowohl der Weisheit als auch der Erkenntnis Gottes ... denn von ihm und durch ihn und für ihn ist das All“ (Röm. 11 am Schluß).

Die Überbeanspruchung Paul Humburgs in den dreißiger und Anfang der vierziger Jahre schwächte seinen Körper. Er reifte innerlich mehr und mehr. Eine alte Christin, die er in seine mancherlei Not blicken ließ, sagte ihm ein ernstes, aber wahres Wort: „Wenn der Pastor in der Presse ist, dann hat die Gemeinde das Öl davon.“ Das gilt aber nicht nur für den Pastor. „Unter Leiden prägt der Meister in die Herzen, in die Geister sein allgeltend Bildnis ein.“ Fr. von Bodelschwingh schreibt: „Immer wächst das Beste in uns aus den Leiden heraus.“

HANS BRANDENBURG  
Walter Michaelis –  
Glaube und Denken



*„Das ist ein Mann voll Heiligen Geistes!“*

Als heimatloser Student wurde ich im November 1915 in das Haus des damaligen Leiters der Berliner Stadtmission, Pfarrer David Schwartzkopff, aufgenommen. Ich war durch den Krieg auf der Reise von Dänemark in die Schweiz in Berlin aufgehalten und von der Polizei als „feindlicher Ausländer“ verhaftet worden. Seitdem stand ich unter einer lockeren Polizeiaufsicht, die für mich als Balten aus Livland keine Entwürdigung bedeutete. Durch den Dienst des Missionsinspektors Pastor Hugo Flemming war ich nach langem Suchen zur frohen Heilsgewißheit und damit in den Dienst Jesu gekommen. Nun hatte ich im Schwartzkopffschen Hause eine neue Heimat gefunden, bis ich mein Studium wieder aufnehmen konnte. Bis dahin arbeitete ich mit meinen bescheidenen Kräften in der Stadtmission mit.

Die Stadtmission führte im Ersten Weltkrieg eine sehr umfangreiche Schriftenmission durch, zu der auch zwei gedruckte Wochenpredigten gehörten. „Die sonntägliche Predigt“ – einst die „Stöckersche Pfennigpredigt“ genannt – schrieb der bekannte Evangelist Samuel Keller, der auch alle vierzehn Tage auf der Kanzel des früheren Hofpredigers Adolf Stöcker stand. Die „Frohe Botschaft“ wurde von Pastor Walter Michaelis in Bielefeld herausgegeben. Durch Rückgang der Bezieherzahl während des Krieges waren viele Blätter gefährdet. So erging es auch der „Frohen Botschaft“. Doch der Herausgeber legte der Sendung einen Notruf auf rotem Papier bei, und damit war aller Gefahr gesteuert. Schwartzkopff hatte mit seinen Blättern eine ähnliche Not. Darum imponierte ihm die Wirkung des Aufrufs von Michaelis, und er sprach erstaunt von dessen großem Einfluß.

Auf diese Weise erfuhr ich zum erstenmal von Walter Michaelis. Noch einmal wurde mir sein Name genannt, als ich bei einem kurzen Urlaub in Wernigerode einen Gast aus Bielefeld traf. Dieser sprach mit dankbarer Wärme von den Predigten des Pastors an der Neustädter Kirche in seiner Heimatstadt.

Dann kam für mich der Abschied aus Berlin. Ich wollte an der Theologischen Schule in Bethel weiterstudieren. Am letzten Sonntag in Berlin reichte mir Samuel Keller in der Sakristei der Stadtmissionskirche das Abendmahl. Hernach sagte er zu mir: „Sollten Sie sich einsam fühlen, so gehen Sie zu Pastor Michaelis in Bielefeld, das ist ein Mann voll Heiligen Geistes.“ Keller übte manche Kritik an der deutschen Gemeinschaftsbewegung und hatte deswegen eine scharfe Auseinandersetzung mit Michaelis. Aber er war ehrlich und demütig genug anzuerkennen, daß dieser mit geistlichen Waffen focht und es ihm um die Wahrheit und Liebe ging. Viele Jahrzehnte später erzählte ich Michaelis von Kellers Wor-

ten. Dem alten Bruder füllten sich die Augen mit Tränen, weil ihm die Objektivität Kellers imponierte und sein Urteil ihn beschämte.

### *Eine Gemeinschaft mit „preußischer Disziplin“*

Am Reformationstag 1916 saß ich zum erstenmal unter der Kanzel von Walter Michaelis. Fast war ich im ersten Augenblick enttäuscht. Hier war nichts von der lebhaften Rhetorik Samuel Kellers. Es wurde vielmehr sachlich die Frage erörtert, was von einer christlichen Kirche erwartet werden könnte. Michaelis gab eine tiefgründige Auslegung des Wortes Jesu an Petrus: *„Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben: alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein“* (Matth. 16, 18. 19). Michaelis betonte, daß die Kirche ihren Gliedern die Evangeliumsbotschaft schuldig ist. Sie hat sie so zu predigen, daß sie bindet und löst. Die Predigt gab mir viel Stoff zum Nachdenken.

Bald kam in mir der Wunsch auf, zu einer christlichen Gemeinschaft gehören zu dürfen, wie ich es von Berlin her kannte. Ich suchte Michaelis zum erstenmal in seinem Sprechzimmer auf. Es war ein Zeichen seiner zurückhaltenden Art, daß er weder eine starke Freude über meinen Wunsch äußerte, noch in mich drang, um meine Gründe zu erfahren. Nach wenigen Worten überreichte er mir die Verpflichtungskarte der von ihm geleiteten Gemeinschaft in Bielefeld-Neustadt mit der Bitte, die darauf stehenden Bedingungen ernsthaft im Gebet zu überlegen und ihm dann meine Stellungnahme mitzuteilen.

Mir war diese Art einer geschlossenen Gemeinschaft

neu. Später wurde ich selbst der Leiter einer solchen in der Matthäigemeinde in Lübeck, die einst nach den Ratschlägen von Michaelis geordnet worden war. Der entscheidende Satz des kurzen Bekenntnisses, auf das ich mich verpflichten sollte, lautete: „Ich weiß, daß ich durch Jesus Vergebung meiner Sünden habe, wovon sein Geist mir Zeugnis gibt.“ Das konnte ich fröhlich bezeugen.

Die Mitgliedschaft in der Gemeinschaft, in die ich nun aufgenommen wurde, brachte mir großen Gewinn. Alle vierzehn Tage fand eine Bibelbesprechung unter der Leitung von Walter Michaelis statt. War er verreist oder sonst verhindert, so vertrat ihn der zweite Pastor an der Neustädter Kirche, Wilhelm Kuhlo, ein jüngerer Vetter des bekannten Posaunengenerals. Michaelis und Kuhlo waren beide theologische Schüler des Greifswalder Professors Hermann Cremer. Es bestand zwischen ihnen beiden bei aller sonstigen Verschiedenheit eine echte brüderliche Verbundenheit. Die Bibelstunde schloß mit einer regen Gebetsvereinigung, zu der wir alle vor unseren Stühlen niederknieten. An den Dienstagen zwischen diesen allgemeinen Gemeinschaftsstunden waren wir in häusliche Kleinkreise eingeteilt, deren Besuch ebenso verbindlich war wie der Besuch der großen Stunde, zu der etwa 120 Teilnehmer kamen. War man durch triftige Gründe verhindert, so sollte man eine begründete Entschuldigung einsenden. Diese „preußische“ Disziplin war für Michaelis charakteristisch, der sein Herkommen aus einer alten Beamtenfamilie nie verleugnete.

### *Wie ich „zwei Herren diene“*

Mein Verhältnis zur Neustadt, wie die Gemeinde kurz genannt wurde, sollte noch viel enger werden. Die Theo-

logische Schule in Bethel wurde des „Hilfsdienstgesetzes“ wegen geschlossen. Ich arbeitete daher fortan in den Bodelschwingschen Anstalten „mit der blauen Schürze“, d.h. in der Krankenpflege. Gleichzeitig leitete ich aber einen Schülerbibelkreis in der Neustadt. Im Jahre 1916 fiel der vierte Advent auf den 24. Dezember, an dem abends in der Kirche die gutbesuchte Christvesper stattfand. Michaelis rechnete wohl damit, daß der Morgengottesdienst daher kaum so viele Besucher haben würde, wie es sonst in der Neustädter Kirche Brauch war, und er fragte mich, den jungen Studenten der Theologie, ob ich nicht bereit wäre, die Frühpredigt zu übernehmen. Obwohl ich noch nie auf der Kanzel gestanden hatte, sagte ich mit der Bedenkenlosigkeit der Jugend fröhlich zu – wenn auch nicht ganz ohne Herzklopfen. Im Jahre vorher hatte ich mir in der Berliner Stadtmision schon „meine Sporen“ verdient.

Mit Eifer schrieb ich nun in meinen freien Stunden an der Predigt über die herrliche Epistel des vierten Advents: Phil. 4,4-7: „*Freuet euch in dem Herrn allewege ...*“ Ich lernte meine Niederschrift mit viel Mühe wortwörtlich auswendig, sagte sie meinem jungen Mitpfleger auf und wiederholte sie in schlaflosen Stunden der Nacht. Als ich auf der Kanzel meine Aufregung einigermaßen überwunden hatte und ohne Stocken meine Predigt hielt, entdeckte ich plötzlich Pastor Michaelis, der sich hinter eine Säule gesetzt hatte, um mich nicht befangen zu machen. Unvergeßlich ist es mir, wie er nach dem Gottesdienst in die Sakristei kam und mit fröhlichem Lächeln sagte: „Ach, wie sehr wird man an die erste Predigt erinnert, die man selber hielt!“ Kein Lob und kein Tadel, aber ein Stückchen Ermutigung klang mir doch entgegen – und ich hatte sie nötig.

Bald nach Neujahr wurde ich telefonisch zu Pastor Kuhlo gerufen, der damals der Vorsitzende des Bielefel-



der CVJM war. Dieser hatte sein Heim in der sogenannten „Volkshalle“, dem Gemeindehaus der Neustadt. Die „Volkshalle“ war einst ein übelbeleumdertes Lokal gewesen, wo es sogar am Sonntagmorgen Szenen der Trunkenheit und Raufereien zu sehen gab, wenn andere Leute zur Kirche gingen. Michaelis hatte es dann erreicht, daß sich ein Kreis von Kaufleuten mit ihm zusammenschloß, die das Haus kauften und kirchlichen Zwecken zuführten. Hier kam auch mein Schüler-Bibelkreis (BK) zusammen.

Durch diese meine Jugendarbeit war ich Kuhlo ein wenig nähergekommen. Das überraschende Gespräch mit ihm und eine darauffolgende Sitzung mit dem Gesamtvorstand führte dazu, daß ich Sekretär des CVJM wurde. Der bisherige Berufsarbeiter war zum Kriegsdienst eingezogen worden. Das knappe Jahr 1917 – im Herbst bezog ich die Universität Tübingen – gehört für mich zu den schönsten Erinnerungen. Das Ravensberger und Lipper Land und der Teutoburger Wald, der zu allen Jahres- und Tageszeiten durchwandert wurde, ist mir ein Stück Heimat geblieben. Viel danke ich Kuhlo, der mein unmittelbarer Vorgesetzter war.

Das war aber auch Michaelis, so daß ich – ganz gegen das Wort der Bergpredigt – „zwei Herren diene“. Mein Geldbeutel war schmal, darum konnte ich meinen Lebensunterhalt nicht selber bestreiten. So erhielt ich freie Wohnung in der „Volkshalle“ und ein Taschengeld von Michaelis. Das verschaffte mir den wirtschaftlichen Status eines Vikars der Kirche der Altpreußischen Union. Ich war also auch Michaelis verpflichtet. Ich hatte sonntags den Kindergottesdienst zu halten, wenn Michaelis verhindert war, regelmäßig aber den liturgischen Teil zu bestreiten. Dazu kam einmal im Monat eine Predigt im Hauptgottesdienst. Ich bewundere im Rückblick den Mut von Walter Michaelis. Der meinige war zwar nicht kleiner! Was wagt nicht alles ein junger Mann von 22 Jahren! Ich hatte von der Theo-

rie der Predigt, ihrer Vorbereitung und Einteilung nicht mehr Ahnung als jeder aufmerksame Zuhörer. Michaelis war nachsichtig und ließ mich gewähren. Wahrscheinlich rechnete er auch damit, daß ich ja noch durch die „professorliche Mühle“ hindurch müßte.

Einige Male nahm ich an seinem Konfirmandenunterricht teil. Hätte ich es doch regelmäßig getan! Heute noch erinnere ich mich seiner plastischen Gleichnisse und Bilder.

Meine „Bude“ hatte ich ja in der „Volkshalle“. Damit war ich fast unmittelbarer Nachbar des Hauses Michaelis. Daraus ergab sich ein reger Verkehr, zumal der älteste Sohn Paul, auch stud. theol., von der Front in Mazedonien nach schwerer Malariaerkrankung einen längeren Heimaturlaub erhalten hatte. Die beiden nächsten Söhne, Karl und Gottfried, waren eifrige Glieder des BK. So entstand eine herzliche Freundschaft mit dem ganzen Hause Michaelis, die Jahrzehnte dauerte.

Das Jahr 1917 war ein erregendes Jahr. Da war nicht nur der nicht enden wollende Krieg und der besonders für junge Menschen bittere Steckrübenwinter mit seinem erheblichen Hunger. Auch innenpolitische Kämpfe erschütterten das Kaiserreich, das ein Jahr später versank. Ich erinnere mich, wie der Untertertianer Gottfried Michaelis erregt in mein Zimmer stürzte: „Herr Brandenburg, mein Onkel Georg ist – Reichskanzler geworden!“ Politische Gespräche blieben nicht aus. Und doch standen sie nicht im Mittelpunkt.

### *Glaube und Denken geeint*

Mit tiefem Dank erinnere ich mich an einige Male, wo Walter Michaelis, von der Reise zurückkommend – einmal hatte er seinen Bruder im Reichskanzlerpalais in der

Wilhelmstraße in Berlin besucht – mich zu einem Spaziergang einlud. Damals kam man schnell aus der Bielefelder Neustadt in die Täler und auf die Höhen des Teutoburger Waldes. Michaelis wollte offenbar laut denken und dabei Eindrücke und Sorgen innerlich verarbeiten. Dazu suchte er neben sich das hörende Ohr.

Am wertvollsten war es, wenn er mir über die kirchliche Lage, über die Gemeinschaften des Gnadauer Verbandes, dessen Vorsitzender er lange Jahre war, aber auch über theologische Probleme berichtete. Er war ein gründlicher Denker. Die schweren Fragen des Verhältnisses der Landeskirche mit ihrem damaligen Monopolananspruch zu den freien Werken der Gemeinschaften und die Kämpfe zwischen Pietismus und Konfessionalismus – alles hatte er existenziell durchdacht. Ich hörte aus be-rufenem Munde die Geschichte der sogenannten „Berliner Erklärung“ gegen die Pfingstbewegung, die die Gemeinschaften spaltete. Michaelis war ein Schüler Otto Stockmayers, den er lange als sein Vorbild schätzte. Sein warmer pietistischer Glaube war verbunden mit einem sehr bewußten Heiligensleben. Zugleich aber war er ein gründlicher theologischer Denker. Es war nicht leicht, ihn zu widerlegen.

Er kannte alle Einwände gegen den Pietismus, erkannte auch die Schwächen und Gefahren der Gemeinschaftsbewegung und hatte doch ein brennendes Herz voller Bruderliebe für ihre Glieder. Er, der fest in der Landeskirche wurzelte, war in herzlicher Freundschaft mit freikirchlichen Brüdern verbunden, etwa mit dem Generalleutnant von Viebahn oder mit dem Missionsdirektor Mascher von der baptistischen Mission. Er blieb seiner Kirche treu, obwohl er heiß bekämpft wurde und auch selbst den Kampf nicht scheute. Als ihm z.B. die Konfirmationsnot, die durch das jungen Menschen abgenötigte Bekenntnisgelübde entstand, auf den Nägeln brannte,

führte er jahrelang einen heftigen Streit mit dem königlichen Konsistorium in Münster und weigerte sich, diesem zu gehorchen. Das bedeutete in jener Zeit etwas anderes als heute in der Zeit des schrankenlosen Subjektivismus.

Michaelis hatte keine starke Gesundheit. Als er einst im Jahre 1919 krank von einer Reise heimkehrte, fand er mich allein in seiner Wohnung, wo ich mich in der Stille auf mein erstes theologisches Examen vorbereiten durfte. Damals habe ich einige Tage ihm als freiwilliger Krankenpfleger dienen müssen. Es war nichts von Wehleidigkeit an ihm. Er konnte mit fröhlichem Humor über die eigene Schwachheit lächeln. Er erlebte ja alles im Glauben.

Der Glaube war in Wahrheit sein Lebenselement. Dieser Glaube des geistvollen, klugen und erfolgreichen Mannes war ungemein kindlich. Jedes wohlüberlegte Zeugnis oder Urteil sprach er aus in der Gegenwart seines Herrn. Später wurde Michaelis Dozent für Praktische Theologie an der Theologischen Schule in Bethel. Damals wurden wir für anderthalb Jahre Nachbarn, während ich Repetent und Lehrer für Kirchengeschichte war. Ich erlebte Michaelis im Gespräch über theologische Fragen mit seinen Kollegen und erkannte noch deutlicher, wie bei ihm Glauben und Denken geeint waren. Da wir auf dem Friedhofsweg einander gegenüber wohnten, kam es erneut zu einem regen Verkehr zwischen den Familien und zu viel persönlichem Austausch.

### *Jede Begegnung eine Glaubensstärkung*

Damals wurde unser Ältester geboren, der später ein Opfer des Zweiten Weltkrieges wurde. Meine Frau und ich, die wir beide den Traditionsglauben unserer Eltern-

häuser als ungenügend empfanden, standen vor der Frage der Kindertaufe. Die bloße bürgerliche Gewöhnung weckte unsere Opposition. Sollten wir nicht warten, bis unser Kind einst persönlichen und bewußten Anschluß an Jesus fand? Bei Michaelis fanden wir Verständnis für unsere Frage. Und er half uns zur Klarheit. Das Schenken Gottes ist nicht von unserer persönlichen Reife abhängig und geht immer unserem Glauben voraus. Zu leicht kann der Täufling sich über seine eigene Reife täuschen, wenn erst diese die Taufgnade wirksam machen soll. Michaelis übernahm dann die Taufe unseres Kindes und sprach über den 23. Psalm, der den Namen unseres Jungen, Traugott, auslegt. Als dieser etwa vierzehn Jahre später, sehr überraschend für uns, zu einer entschlossenen Wendung zu Jesus kam, wurde ihm der 23. Psalm ein Grund immer neuer Dankbarkeit bis zu seinem Tode. Ohne unser Zutun, die wir an unsere eigene Taufe wenig gedacht haben mögen, hat er als Student und Soldat sich oft dankbar dessen erinnert, daß Gott sich in der Taufe zu ihm bekannt hatte – lange ehe er selbst den Gehorsamsschritt des Glaubens tat.

Michaelis danke ich, daß ich Pastor an der St.-Matthäi-Kirche in Lübeck wurde. Mein verstorbener Vorgänger Alfred Haensel war durch das Zeugnis von Michaelis einst zum lebendigen Glauben durchgedrungen. Die Haltung und das Wirken von Michaelis waren ihm zum Vorbild geworden. Nach seinem frühzeitigen Tode wandte sich die Gemeinde an Michaelis mit der Bitte um Vermittlung eines Nachfolgers. So kam der Schüler von Walter Michaelis auf die Kanzel dessen, der seine Jesuserkenntnis Michaelis dankte!

Wir sind uns später noch oft begegnet. Als meine Frau schwer krank in der Betheler Anstalt lebte, habe ich oft die Gastfreundschaft des Hauses Michaelis erfahren, sogar meinen Urlaub dort verleben dürfen. Michaelis' vä-

terlicher Beistand half mir, die Lasten gehorsam zu tragen, die Gott mir auflegte. Auch meinen nicht leichten Entschluß, in eine zweite Ehe zu treten, faßte ich erst, nachdem ich einige Tage bei ihm gewesen war und wir miteinander um die Weisung des Herrn gebetet hatten.

Jede Begegnung mit Michaelis in seinem Alter wurde mir eine neue Glaubensstärkung. Ob er uns nun in Berlin-Lichtenrade besuchte und an meinen Evangelisationsvorträgen teilnahm oder ob ich ihn nach meiner Gefangenschaft im Zweiten Weltkrieg in Göttingen aufsuchte. Unvergeßlich sind mir die Sitzungen des Gnadauer Vorstandes, bei denen ich als Vertreter des Bundes der Gemeinschaftsdiakonissenhäuser anwesend war. Brüderlichkeit, Geduld und Festigkeit zeichneten seine Leitung aus, wobei wir immer wieder merken konnten, daß es ihm zutiefst um die Führung durch den Heiligen Geist ging.

Das letzte Mal traf ich meinen väterlichen Freund als schwer Leidenden in Königsfeld im Schwarzwald. Seine Freude am Herrn war ihm geblieben. Und die Liebe zu den Brüdern strahlte von ihm aus.

KURT HEIMBUCHER

## Unsere Tante Anna – Leben aus Dankbarkeit



Wir haben sie nur „unsere Tante Anna“ genannt. Sie war in Nürnberg stadtbekannt. Ein Leben lang hat sie in dieser wunderschönen fränkischen Metropole gelebt. Hätte der Krieg nicht auch ihr Elternhaus zerstört und sie genötigt, für einige Zeit, bis zum Wiederaufbau des Hauses am Obstmarkt 24, in einen Vorort von Nürnberg zu ziehen –, sie wäre wohl ununterbrochen in jener Wohnung geblieben, in der sie am 9. März 1888 das Licht der Welt erblickte. Der Obstmarkt liegt mitten in der Stadt, in unmittelbarer Nähe der beiden herrlichen gotischen Dome, St. Lorenz und St. Sebald. Zur Kaiserburg ist es nicht weit. Das Rathaus, 1617 in seiner endgültigen Form erstellt, liegt vor der Haustüre. Wenn man aus dem Fenster des Wohnzimmers schaut, hat man die Frauenkirche, die im 14. Jahrhundert erbaut wurde, vor Augen. Zu ihren Füßen breitet sich jährlich in der Adventszeit der

bekannte Nürnberger Christkindlesmarkt aus. Vor allem in der Ferienzeit stehen viele Besucher Nürnbergs auf dem Hauptmarkt, um das „Männleinlaufen“ mitzuerleben. Jeden Tag um die Mittagsstunde ziehen auf einer Spieluhr die sieben Kurfürsten am Kaiser Karl IV. vorüber.

Und mitten in dieser geschichtsträchtigen Umgebung lebte unsere Tante Anna Bauer. Schelmisch erzählte sie manchmal, daß sie zwei Geburtstage habe, nämlich den 9. und den 12. März. Das kam so: An ihrem Geburtstag starb gerade Kaiser Wilhelm I. Wegen der Staatstrauer waren alle Behörden für etliche Tage geschlossen. So wurde sie erst am 12. März ins Standesregister eingetragen und trotz aller Beteuerungen, daß doch der 9. der eigentliche Tag der Geburt wäre, ließen sich die Herren Beamten keines Besseren belehren. Schließlich erschien der Vater erst am 12. März bei ihnen. So wurde der liebe Gott korrigiert – die Beamten der Kaiserzeit waren Autoritäten!

Über dem Lebensanfang unserer Tante Anna liegt eine tiefe Tragik. Ihr ganzes Leben wurde dadurch bestimmt und gezeichnet. Aber vielleicht wäre diese Frau unzähligen Menschen nicht das geworden, was sie ihnen gewesen ist, wenn nicht diese dunklen Schatten ihren Lebensanfang bestimmt hätten. Die Mutter bekam nach der Geburt das Kindbettfieber und verstarb. Der Vater stand mit drei kleinen Kindern da. Eine Schwester und ein Bruder waren bereits vor Anna geboren. So nahm der Vater, ein bekannter Geschäftsmann in Nürnberg – er hatte am Obstmarkt eine Schürzenfabrikation und einen gut florierenden Laden –, eine Kinderfrau ins Haus. Sie sollte die drei Kleinen versorgen und auf sie aufpassen. Bald setzte sich die Kinderfrau den Gedanken in den Kopf, die Ehefrau des verwitweten „Schürzen-Bauer“, so wurde der Vater in Nürnberg genannt, zu werden. Aber Herr



Bauer hatte an ihr kein Interesse. Da schwor die Kinderfrau Rache.

Eines Tages saßen der Bruder und die Schwester unserer Tante Anna auf der Treppe des Hauses und weinten bitterlich. Da kamen Hausbewohner und fragten: „Kinder, was habt ihr? Ihr gehört doch längst ins Bett!“ Es war schon spät abends. Heulend brachten die Kinder heraus: „Unsere Kinderfrau ist mit unserer Anna weggelaufen und hat gesagt: Ich werfe sie ins Wasser.“

Die Kinderfrau und die hilflose Anna waren verschwunden. Die Polizei wurde eingeschaltet und suchte. Als die Kinderfrau schließlich gefunden wurde, jagte der Vater sie fort.

Der Vater heiratete dann wieder eine ehrbare Frau, die den Kindern eine gute Mutter wurde. Sechs Kinder gingen aus der zweiten Ehe hervor. Es war die Devise des Vater: „Bei mir gibt es keinen Streit in der Familie. Wir wollen uns immer aussprechen. Ihr dürft nicht sagen: Wir haben eine Stiefmutter; ihr habt eine Mutter.“

Kindheit und Jugend unserer Tante Anna waren von vielen Krankheitsnöten überschattet. Man stellte ein verkürztes Bein fest. War sie vom Tisch gefallen oder hatte die Kinderfrau ihr doch etwas angetan? In früher Kindheit entdeckte man zudem eine Hüftgelenkentzündung. In ihrem 6. Lebensjahr wurden die ersten Operationen nötig. Die Augen waren schlecht und mußten operiert werden. Und nun versuchten Ärzte auch, Hüfte und Bein in Ordnung zu bringen. Mit 21 Jahren mußte Anna sich einer mehrmaligen Ohrenoperation unterziehen.

Der Vater sagte schon im Kindesalter zu ihr: „Kind, was soll man mit dir machen?“ Darauf antwortete sie: „Ich möchte am liebsten sterben.“ Als ihre älteste Schwester das hörte, meinte sie: „Nein, du wirst nicht sterben, wer weiß, für wen du noch da sein mußt!“ Wie sollte sich

dieses Wort im Leben dieser Frau erfüllen, die dann fast 97 Jahre alt wurde!

Die Operationen, vor allem am Bein und an den Hüften, verliefen katastrophal. Anna mußte ihr Leben lang an Krücken gehen. Mit zunehmendem Alter wurden die Schmerzen fast unerträglich. Sie konnte nur gebeugt gehen. Die Knie waren übereinandergeschlagen und konnten nicht mehr auseinandergebracht werden.

Diese Frau hätte allen Grund gehabt, mit Gott und der Welt zu hadern, zu resignieren, das Leben wegzuwerfen. Aber im Gegenteil: Ihr Leben wurde vielen Menschen zum Segen. Vielen gab sie Mut zum Leben. Freude zu schenken, wurde ihre Lebensaufgabe. Ihr sonniges Wesen hat unzählige Menschen aus der Dunkelheit geholt. Trotz ihrer gesundheitlichen Begrenzungen zog sie sich nicht zurück, um irgendwo zu vereinsamen. Sie lebte unter den Menschen, suchte sie, und sie wurde von vielen aufgesucht.

Bei ihrem Vater hatte sie Buchhaltung gelernt. Da ging es um 7.00 Uhr in der Frühe an. Schon um 6.00 Uhr stand sie auf, um vor der Arbeit ein wenig in der Stadt spazieren zu gehen und sich immer wieder an den Sehenswürdigkeiten des alten Nürnberg zu erfreuen. Es wurde bis abends 20.00 Uhr gearbeitet, samstags bis Mittag.

Wenn dann um 20.00 Uhr Feierabend war, ging unsere Tante Anna meist zu Vorträgen. „Jetzt rennt das Bäumle wieder zum Vortrag“, so sagten dann die Arbeitskollegen. Vorträge über Kunstgeschichte, Astronomie, aber auch über andere wissenschaftliche Gebiete besuchte sie. Sie wollte sich weiterbilden und nützte alle Gelegenheiten.

Geistlich war Tante Anna durch ein frommes Elternhaus geprägt. Der Vater entließ seine Kinder nie in die Schule, ohne ihnen einen frommen Spruch mitzugeben. Früh kam unsere Anna in den CVJM, wo auch ihre Brü-

der daheim waren. In den ersten 30 Jahren des Jahrhunderts haben zwei Pfarrer das geistliche Leben Nürnbergs entscheidend geprägt: der Hauptprediger Dr. Geyer in St. Sebald und der Prediger an der Heilig-Geist-Kirche, Pfarrer Rittelmeyer. Die Gottesdienste Geyers in St. Sebald waren überfüllt. Einfache und gebildete Menschen saßen unter seiner Kanzel. Geyer predigte einfach und klar und sprach dadurch die Menschen an. Auch Rittelmeyer hatte einen großen Zulauf. Geyer und Rittelmeyer hielten auch viele theologische und weltanschauliche Vorträge, die starke Beachtung fanden. Freilich kam es im Jahr 1928 zum Bruch zwischen diesen beiden bedeutenden Männern. Rittelmeyer wandte sich der Anthroposophie zu. Geyer war im Luthertum verankert und konnte Rittelmeyer nicht folgen. Ein dritter Nürnberger Pfarrer war ganz im Pietismus beheimatet: Pfarrer Hermann Galsterer. Er war ein Freund der Jugend, ebenfalls hoch gebildet, mit einem starken sozialen Einschlag. Viele Jahre war er der Vorsitzende des CVJM Nürnberg. Galsterer hielt immer Verbindung zu den Gemeinschaftskreisen und zu den Kreisen der Nürnberger Allianz. Das war das geistig-geistliche Milieu, in dem unsere Tante Anna aufwuchs.

Trotz ihrer schweren Behinderung behauptete sie sich in ihrem Beruf. 1914 übernahm ein Jude namens Gundelfinger das Geschäft ihres Vaters. Für die gesamte Buchhaltung war schließlich sie verantwortlich. Ihr Chef sagte über sie: „Sie hat nie eine geschäftliche Unregelmäßigkeit getan.“ Die Reichskristallnacht konnte sie innerlich nie verwunden. Natürlich wurde auch „ihr“ Geschäft, das ja nun einem Juden gehörte, geplündert. Ihr Chef konnte noch in die USA flüchten. 1982 besuchte er sie noch einmal in Deutschland. Als er ihr 1983 schrieb und 20 Dollar sandte, bemerkte er in seinem Brief: „Weil Du immer so ehrlich warst.“

Vierzig Jahre lang arbeitete sie mit einer Frau im selben Zimmer zusammen, sie saßen sich am Schreibtisch gegenüber. „Wir haben in all den langen Jahren nie Streit gehabt“, erinnerte sie sich an ihrem Lebensabend.

Gott hatte dieser kranken, verkrüppelten, behinderten Frau eine Gabe mitgegeben, durch die sie viele Menschen erfreute: sie schrieb Gedichte. Mit 11 Jahren verfaßte sie das erste Gedicht. Noch im Alter wußte sie davon zu erzählen, daß sie darin Land und Haus und Tiere beschrieb. Als sie ihr kleines Werk dem Großvater überreichte, schenkte er ihr vor Freude eine Mark – damals ein Vermögen – und sagte: „Das ist dein erstverdientes Geld.“

Unzählige Gedichte hat sie im Laufe ihres Lebens verfaßt. Die großen Feste der Christenheit – Weihnachten, Karfreitag, Ostern, Pfingsten – oder die Geburtstage von Bekannten waren Anlässe, zu denen sie Verse schrieb. Menschen, die ihr nahe kamen oder ihr dienten, wie ihre Ärzte, Schwestern, Krankenpfleger, erhielten Gedichte. Die Schönheit der Jahreszeiten, besondere Erlebnisse und Erfahrungen, Reisen und Freizeitaufenthalte – alles wurde in Verse gefaßt. Oft kamen ihr nachts die Reime in den Sinn, wenn sie vor Schmerzen nicht schlafen konnte. Was ihr des Nachts einfiel, das schrieb sie am Morgen nieder.

Eines ihrer schlichten und doch so innigen Gedichte ist überschrieben: „In einer schlaflosen Nachtstunde geboren.“ Es lautet:

Ist auch der Schmerz ein großes Leid –  
bin doch geborgen allezeit  
in meines Heilands Armen,  
der mir schenkt sein Erbarmen.

Was lange währt, wird endlich gut –  
was Gottes weiser Wille tut,  
hat tiefen Sinn im Leben,  
sonst würde er's nicht geben.

Und kommt dereinst die frohe Zeit,  
wann Gott wird stillen alles Leid,  
und darf sein Kind ich heißen,  
will ich voll Dank ihn preisen.

Das kleine Gedicht ist unterschrieben:

„In herzlicher Dankbarkeit,  
Tante Anna.“

Das war das Große an dieser Frau: Sie lebte aus der Dankbarkeit. An ihr wurde deutlich, wie ein dankbares Leben trotz Leiden und Schmerzen fröhlich und zufrieden stimmt. Dieser Frau nahm man es ab, wenn sie Leidende tröstete und zur Dankbarkeit ermunterte, weil Gott doch unser Leben in der Hand hat und Gedanken des Friedens mit uns hat.

Ihre Brüder besuchten in Nürnberg die Realschule. Da kam sie auf den Gedanken und machte ihren Brüdern den Vorschlag: „Wir können uns doch öfter in meinem Zimmer treffen. Ich richte eine Tee-Ecke ein, da gibt es dann Tee und Butterbrot, und wir können fröhlich beisammen sein.“ Der Vorschlag wurde akzeptiert. Immer war eine bunte Schar junger Mädchen und Männer beisammen. Über viele, viele Jahre hinweg, als aus den Jungen und Mädchen längst Männer und Frauen geworden waren, bestand diese Tee-Ecke. Man sprach über Gott und die Welt, man sang und musizierte. Als dann die jungen Männer in den Ersten Weltkrieg zogen, sah sie ihre Aufgabe darin, ihnen und vielen anderen Soldaten Gedichte zu senden sowie Strümpfe und Kniewärmer zu stricken. Unermüdlich hat sie das getan, auch in der Zeit

des Zweiten Weltkrieges. Da Tante Anna ganz bescheiden lebte – sie aß und trank nur ganz wenig, damit sie an Gewicht nicht zunahm, sonst hätte sie sich nicht mehr auf den Beinen halten können –, konnte sie von den wenigen Nahrungsmitteln, die man auf die Lebensmittelkarten bekam, noch manches einsparen und den Soldaten nach draußen schicken.

Weil sie von der Barmherzigkeit Gottes lebte, darum wollte sie immer Gutes tun, und sie wurde dabei nicht müde. „Man muß den Menschen Freude machen“, war eine ihrer Lebenslosungen. Was hat diese Frau von ihrer kleinen Rente für das Reich Gottes geopfert!

Ich bin oft bei Tante Anna am Obstmarkt gewesen. Jede Stunde mit ihr war kostbar. Ihr 80. Geburtstag fiel auf einen Sonntag. Jeder in der Gemeinde kannte und schätzte Tante Anna, denn sie versäumte kaum einen Gottesdienst oder eine Bibelstunde. Ich hatte in der Lutherkirche zu predigen, und ehe ich den Predigttext verlas, sagte ich: „Heute fährt unsere Tante Anna zu ihrem 80. Geburtstag auf die Zugspitze ...“ Die Gemeindeglieder schmunzelten. So war unsere Tante Anna: lebensbejahend, lebensmutig, lebensfroh. Und das alles aus dem Glauben an den Herrn, bei dem sie sich geborgen wußte.

Es war schon fast Tradition, daß ich am Heiligen Abend vormittags ein wenig über den Nürnberger Christkindlesmarkt schlenderte. Da war der Markt menschenleer. Die Besuchergruppen von auswärts kamen nicht mehr, und die Nürnberger Hausfrauen hatten alle Hände voll zu tun, um das Christfest in der Familie vorzubereiten. Nach meinem Bummel über den Weihnachtsmarkt ging ich dann zu Tante Anna. Sie erwartete mich schon. Sie hatte ihr wunderschönes altes Puppenhaus aufgebaut. Die Krippe war aufgestellt. Viele Engel (sie liebte diese so sehr) standen da, und viele Kerzen brannten. Da feierten wir in ihrer Stube Weihnachten,

sangen die alten Lieder, ich las die Weihnachtsgeschichte, dann beteten wir. Und natürlich erfreuten wir uns auch gegenseitig durch ein kleines Geschenk. Das waren unvergeßliche Stunden bei dieser alten, leidenden Frau, die so viel Herzlichkeit, Güte und Wärme ausstrahlte.

Am 22. Februar 1985 hat ihr Herr sie heimgeholt. Die letzten Wochen mußte sie in einem Pflegeheim zubringen. Aber auch das machte sie nicht bitter, sie blieb ein dankbarer Mensch. An Weihnachten 1984 feierten wir noch das Heilige Abendmahl. Auf dem alten Nürnberger St. Johannis-Friedhof habe ich sie beerdigt mit dem Wort aus dem 91. Psalm: „Denn er hat seinen Engeln befohlen, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen.“ Eine große Trauergemeinde nahm dankbar Abschied von einem schlichten Menschen, dessen behindertes Leben vielen zum Segen geworden ist. Ihre Lebensdevise lautete: „Man muß jede Stunde bewußt leben.“

Als Tante Anna im Jahre 1902 in der ehrwürdigen St. Sebalduskirche konfirmiert wurde, bekam sie den Spruch mit, den sie ihr Leben lang nicht vergaß: „Ich will ihnen meine Furcht ins Herz geben, daß sie nicht von mir weichen“ (Jer. 32,40).

Mit einem Gedicht soll die Erinnerung an dieses Nürnberger Original, das Gott geprägt hat, schließen.

### Geburtstagsdank

Nun sind es zweiundneunzig Jahr!  
Welch' eine lange Lebenszeit.  
Da war viel Freud' und Sonnenschein  
und auch viel Sorgen, Schmerz und Leid.

Ich weiß, daß Gottes treue Hand  
mich führte schon von Jugend auf,  
und seine Liebe Tag für Tag  
durchsonnte mir den Lebenslauf.

Die besten Menschen meiner Zeit  
sind oftmals mir begegnet!  
Ich lernte viel und freute mich,  
und Gott hat es gesegnet.

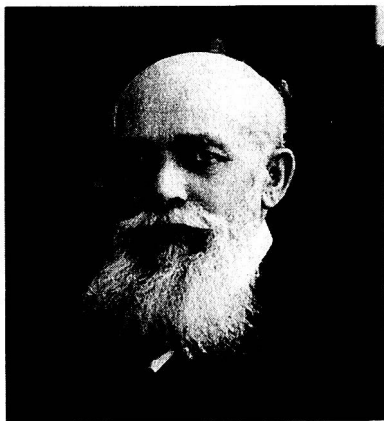
Mit inn'gem Dank schau ich zurück  
auf dieses lange Leben.  
Der Herr wird mir den Wanderstab  
gar bald zur Heimat geben.

März 1980  
In herzlicher Dankbarkeit  
Tante Anna.



KURT HEIMBUCHER

## Eduard von Pückler – Ein Reichsgraf wird Stadtmissionar



**E**duard von Pückler hatte eine glänzende Laufbahn vor sich. Er gehörte zum Hochadel. Auf der Ritterakademie in Liegnitz erhielt er seine Schulbildung. In Bonn und Leipzig studierte er anschließend Rechtswissenschaften. Nach dem Assessorenexamen trat er in den staatlichen Dienst. Als junger Jurist wurde er von seinem Minister hoch geschätzt. Die Zukunft stand ihm offen. Doch dann griff der lebendige Gott in sein Leben ein und führte ihn einen ganz anderen Weg. Aus dem Juristen mit einer großen Karriere wurde ein gesegneter Stadtmissionar in Berlin – einer der Väter der deutschen Gemeinschaftsbewegung.

Gemeint ist Eduard Reichsgraf von Pückler, Herr auf Schedlau-Lenschütz und Rothlach in Schlesien. Im preußischen Ministerium bedauerte man es tief, als von Pückler 1886 seinen Abschied von der juristischen Laufbahn

und damit vom Staatsdienst nahm. Wie kam es zu diesem Entschluß?

Im Jahre 1882 hielt der Deutsch-Amerikaner Friedrich von Schlümbach große und gesegnete Evangelisationsvorträge in Berlin. Christlieb und Adolf Stöcker hatten ihn nach Deutschland geholt. Nicht in Kirchen sprach er, sondern in Wirtshaussälen. Die Veranstaltungen waren überfüllt. Vor allem einfache Leute, Arbeiter, drängten sich in seine Versammlungen. Am Wedding, in einem typischen Arbeiterviertel, hatte er den größten Zulauf. In den Evangelisationen kamen viele Menschen zum lebendigen Glauben. Wer sollte sie nun weiterbetreuen, um ihren Glauben zu vertiefen und um mit den Gläubig gewordenen weiter in Berlin zu missionieren?

### *Berlin*

Die geistliche Lage in Berlin war schlimm. Der Reichsgraf äußerte: „Berlin ist so verdorben, daß es alles Maß überschreitet, ganz abgesehen davon, daß die Sünden Sodoms am offenen Tage ungestraft unter den Augen der Obrigkeit wuchern. Wer beten kann und nicht eintritt für diese Not, ist mit Blindheit geschlagen. Ich kenne viele Großstädte, aber keine scheint mir so gesunken und so diabolisch wie Berlin. Unser Volk hat ebenso Gott verlassen, wie das Volk zur römischen Kaiserzeit es tat, darum sinkt es auch ebenso. Aber wenn auch unter uns der Abgrund brodelt, der gekreuzigte Heiland kann retten.“

Die Kirche war nicht imstande, mit dieser sozialen und geistlichen Not fertig zu werden. Einerseits fehlte das Verständnis für die Menschen, vor allem in den schrecklichen Arbeitervierteln. Andererseits war die Kirche personell nicht in der Lage, den vielen entwurzelten Men-

schen nachzugehen. Man bedenke, daß auf 25000 Menschen nur ein Pastor und ein Hilfsprediger kamen. Untragbare Zustände!

Eduard von Pückler war erfüllt von einem heiligen Missionseifer. Das Einladungsschreiben zur ersten Gnadauer Konferenz, das aus der Feder von Pücklers stammt und das dann von vielen Brüdern unterzeichnet wurde, beginnt mit den Worten: „Wir leben in einer ernsten, bewegten Zeit, die erfüllt ist von tiefgreifenden Fragen, von scharfen Gegensätzen in allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Auch in dem religiösen Leben unseres Volkes tritt dieser Grundcharakter zutage. Wie die Schar der Gläubigen wächst, so auch die Macht bewußten Unglaubens. Alte und neue Bedürfnisse, tiefe Notstände, wie sie ganz besonders in unseren großen Städten und in den bevölkerten Fabrikbezirken in eigentümlicher Weise zutage treten, stellen neue Aufgaben an alle, die der Überzeugung sind, daß das Evangelium von Christo Jesu eine Kraft Gottes zur Rettung und Seligmachung aller Menschen in allen Zeiten ist ...“

Fünf Monate hat Friedrich von Schlümbach in Berlin evangelisiert. Die Frucht der Arbeit waren die Gründung der St. Michaels-Gemeinschaften am Wedding im Berliner Norden unter der Leitung von Eduard von Pückler und der erste deutsche Christliche Verein junger Männer unter der Leitung von Eberhard von Rothkirch. Beide Männer, von Pückler und von Rothkirch, waren Brüder im Herrn, die in einer engen und innigen Arbeitsgemeinschaft zusammenstanden.

Die Gemeinschaftsarbeit wurde von von Pückler nach dem Erzengel St. Michael benannt. Als Pastor Paul Humburg, der mit von Pückler vor allem durch den Dienst an den Studenten herzlich verbunden war, vor dem Bild des Erzengels Michael im Hospiz stand, fragte er den Grafen, warum er seinem Werk diesen Namen ge-

geben habe. Der Graf schaute ihn mit einem vielsagen- den Blick an und bemerkte: „Ein Jugendtraum.“ Mehr konnte Paul Humburg nicht aus ihm herausbringen. Der Erzengel Michael ist ja nach Offenbarung 12 der Engel, der sich dem Drachen entgegenstellt. Später sagte von Pückler: „Wenn wir Christus in uns Gestalt gewinnen lassen, wenn seine Kraft fortan uns belebt und bewegt, ist auch bei uns der Glaube der Sieg, der die Welt über- wunden hat.“

### *„Fürst Blücher“*

Man brauchte nun einen Raum oder ein Haus, in dem die Gläubigen im Berliner Norden sich versammeln konnten. Es ist eine abenteuerliche Geschichte. Das Komitee, das sich gebildet hatte, um die Gemeinschaftsarbeit auf- und auszubauen – von Schlümbach, Pastor Diestelkamp und von Pückler – entdeckte das geräumige Lokal „Fürst Blücher“ am Weddingplatz. Es war ein Tanzlokal und wegen seiner Zuchtlosigkeit in der ganzen Gegend ein Ärgernis. Man nannte dieses üble Lokal auch den „blutigen Kno- chen“, weil dort ein Mord vorgekommen war. Zwischen Weihnachten und Neujahr 1882 wurde das Haus gekauft. Am Neujahrstag 1883 wurde zum letztenmal darin ge- tanzt. Am 8. Januar 1883 fand bereits die erste Evangelisa- tionsveranstaltung statt. Tausend Menschen fanden in den beiden Sälen Platz. In dem zweistöckigen Haus gab es noch eine Reihe kleinerer Räume. Im 1. Obergeschoß wurde z.B. eine Restauration für Arbeiter eingerichtet. Aus dem „Fürst Blücher“ wurde das „Christliche Vereinshaus“.

### *Was er tat, das tat er ganz*

In Kreisen, die dem geistlichen Aufbruch mit innerem Widerstand entgegentraten, gab es mancherlei Aufruhr

gegen die neue Bewegung. Auch in der Presse wurden böse und kritische Stimmen laut.

Eduard von Pückler ließ sich nicht beirren. Freunde bezeugten von ihm: „Was er tat, das tat er ganz.“ Man kann nur staunen, in welcher Vielfalt der Graf mit seinen Mitarbeitern den evangelistischen Dienst tat, um Menschen für den Herrn Jesus zu gewinnen. Das war das Ziel aller Evangelisation: Menschen sollten Jesus, den Heiland der Sünder, kennenlernen, sein Eigentum werden und dadurch das ewige Leben empfangen.

Jeden Sonntag war eine Evangelisationsveranstaltung im Vereinshaus. Auf verschiedene Weise wurden Christus fernstehende Menschen eingeladen. In der Woche gab es eine Bibelstunde zur Vertiefung des Glaubenslebens. Am Karfreitag und am Bußtag wurden große Evangelisationen in den Germania-Sälen abgehalten.

### *Hofmission*

Evangelisiert wurde aber nicht nur in christlichen oder weltlichen Räumen. Ein besonderer Zweig seiner Arbeit war die Hofmission am Sonntagmorgen. Man denke an die engen Hinterhöfe in den Berliner Arbeitervierteln. Häuserblock hinter Häuserblock – dunkle Wohnungen, kleine Räume. Armut und Krankheit herrschten hier. Diese Höfe und Häuser wurden zum Missionsgebiet des Grafen und seiner Mitarbeiter. Man sang in den Höfen die frohen und frischen Erweckungslieder, die sich leicht einprägten: „Gott ist die Liebe ...“ und wie sie alle heißen. Die Fenster gingen auf. Dann wurde das Evangelium in einer Kurzbotschaft verkündigt. Nicht immer wurde der Missionstrupp freundlich empfangen. Manchmal hagelten Schimpfworte oder sogar Gegenstände auf die kleine Schar herunter. Stets war der Graf

mit Freuden dabei! Natürlich wurde dann eingeladen zu den öffentlichen Evangelisationsveranstaltungen in den Sälen. Und viele ließen sich rufen. Man lebte ja noch nicht in bequemen Wohnungen und hatte noch nicht „die Welt im Hause“ (sprich: Fernsehen).

Aber auch in den Parks und auf unbebauten Plätzen wurden Evangelisationsversammlungen durch Wort und Lied abgehalten.

Besonders eindrucksvoll war der Himmelfahrtstag gestaltet. Da zog man in einer großen Prozession zur Jungfernheide. Der Zug bewegte sich durch die Arbeiterviertel, meist waren es mehr als tausend Menschen. Allen voran schmetterte der Posaunenchor Heilslieder. Es wurde viel gesungen. An der Spitze des Zuges wurde das St. Michaelsbanner getragen. Mancher schloß sich dem Zug an. In der Jungfernheide wurde dann das Thronbesteigungsfest Jesu gefeiert und evangelistisch das Wort bezeugt.

### *Zielgruppen-Evangelisation*

Wir reden heute viel von „Zielgruppenevangelisation“. Wir meinen damit bestimmte Berufs- oder Gesellschaftsgruppen, die wir mit dem Evangelium erreichen wollen. Eduard von Pückler hat eine solche Arbeit vielfältig geleistet.

Da waren die Kinder, die er in Sonntagsschulen sammelte. Im Jahresbericht 1903 wird von sieben Sonntagsschulen mit über zweitausend Kindern berichtet. Das war Evangelisation an den Kindern!

Der Graf wandte sich den Alkoholikern zu und gründete eine Trinkerrettungsabteilung. Welch eine wichtige Aufgabe! Trinker wurden in Kaffeestuben eingeladen. Eine Mitternachtsmission entstand. Dabei hatte man die Kellnerinnen im Blick, die bis in die späte Nacht arbeiten

mußten. Man kümmerte sich aber auch um die Dirnen und sammelte sie um das Wort Gottes.

Weiter wurden Straßenbahnschaffner und -fahrer angesprochen. Für Droschkenkutscher gab es evangelistische Zusammenkünfte. Auf diese Weise konnte besondere Rücksicht auf die verschiedenen Arbeitszeiten der einzelnen Berufsstände genommen werden.

Es wurden Hospize gegründet. Im Norden und Osten Berlins entstanden „Herbergen zur Heimat“ für Männer, die kein Zuhause hatten. Ein Zufluchtsheim für gestrandete Mädchen wurde eingerichtet. Man nutzte aber auch besondere öffentliche Veranstaltungen zur Evangelisation – z. B. bei der Berliner Gewerbeausstellung.

Auch die Gebildeten hatte von Pückler nicht vergessen. So gab es im Sommer Gartenfeste im Hausministerium, zu denen Offiziere mit ihren Frauen, Adlige und Hochgestellte eingeladen waren. Der Reichsgraf konnte sich auf diesem Parkett bewegen. Aus diesen Kreisen, die er bei Kaffee und Tee evangelistisch ansprach, bildete sich ein Freundeskreis, der die ganze Arbeit finanziell wesentlich unterstützte.

Nicht vergessen werden darf die Blättermission. 40 000 Blätter wurden sonntäglich verteilt, um das Evangelium unter die Leute zu bringen. Daneben wurde wöchentlich in 15 000 Exemplaren „Der Wegweiser durch Berlin“ herausgegeben. Er enthielt neben einem Plan von Berlin in jeder Nummer auch ein Verzeichnis der Herbergen, Hospize, Kaffeestuben und Versammlungshäuser.

Die evangelistische Arbeit blieb nicht ohne Frucht. So entstanden Zweiggemeinschaften, neue Häuser wurden gekauft. Durch Bibelkolporteurs und Reiseprediger wurde die Arbeit über die Grenzen Berlins hinausgetragen, und es entstand der „Märkische Verband für Gemeinschaftspflege und Evangelisation e. V.“

## *Studenten für Christus*

Wenn von der evangelistischen Arbeit von Pücklers die Rede ist, dann darf eines unter keinen Umständen vergessen werden, nämlich der Dienst des Grafen an den Studenten. „Deutschlands studierende Jugend für Christus!“ hieß eine seiner Losungen.

1885 hatte von Pückler in Amerika die christliche Studentenarbeit kennengelernt. Baron von Starck besuchte 1889 die 4. christliche Studentenkonferenz in Amerika. Die beiden luden zusammen mit Eberhard von Rothkirch und dem Grafen Lüttichau im Jahre 1890 zur ersten deutschen christlichen Studentenkonferenz nach Niesky in Schlesien ein. Man traf sich unter dem Thema: „Die Herrlichkeit einer dem Herrn Jesus geweihten Jugend.“ Es entstand die Deutsch-Christliche Studentenvereinigung (DCSV), deren erster Vorsitzender von Pückler wurde. Es begann eine missionarische Studentenarbeit an den deutschen Hochschulen, Generalsekretäre waren Männer wie Paul Humburg, Karl Heim, Hanns Lilje.

Leider wurde diese Arbeit durch den Nationalsozialismus aufgelöst; nach dem Zweiten Weltkrieg wurde versäumt, sie wieder ins Leben zu rufen.

Es wird berichtet, daß der Graf oft einem Studenten mit der Frage begegnete: „Was könnte aus dir werden, wenn du dein Leben ganz, ganz, ganz dem Heiland hingäbst?“

Generalsuperintendent Braun, mit dem von Pückler herzlich befreundet war, riet dem jungen Grafen, noch Theologie zu studieren. Eduard von Pückler konnte sich dazu nicht entschließen: Er wollte „Laie“ bleiben. Und wie hat Gott ihn, trotz mancher Eigenarten gesegnet! Er war ein Mann der Bibel und des Gebetes. Ein Mann der Seelsorge und der Evangelisation. Wir haben nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Leben und den vielen Aktivi-



täten des Grafen angerissen. Eins aber sollte deutlich werden: Wie Gott einen Mann gebrauchen und beglaubigen kann, der ihm alles zutraut, der sich völlig von ihm abhängig weiß und der nicht sich selber, sondern die Ehre seines Herrn sucht. Es wäre schön und wichtig, wenn das missionarische Engagement unserer Väter uns zu gleichem Tun anspornen würde – nämlich mit dem lebendigen Christus in die evangelistische Offensive zu gehen.

PAUL DEITENBECK

## Auch die „Väter im Glauben“ waren Menschen

Gewöhnlich befällt uns eine Art heilige Ehrfurcht, wenn wir Namen wie Volkening, Samuel Keller oder Charles Haddon Spurgeon hören. Dieses Staunen ist gerechtfertigt, wenn es dem Gott gilt, der durch diese Männer gewirkt hat. Es ist überall da – auch in den handelsüblichen Biographien – fehl am Platz, wo es diesen Menschen einen Heiligenschein aufsetzt, der sie ihrer Menschlichkeit entkleidet.

*Volkening:  
„Das herrliche Elend der Kinder Gottes“*

Bei meinen Diensten im Ravensberger Land stieß ich immer wieder auf Spuren des Erweckungspredigers Volkening. Vielleicht ist er ein besonderes Beispiel dafür, daß Erweckung und Menschlichkeit sich nicht ausschließen. Jedenfalls war er von jedem Heiligenschein-Christentum weit entfernt. Eine seiner Predigten stand unter dem Leitsatz: „Die elende Herrlichkeit der Kinder dieser Welt, und das herrliche Elend der Kinder Gottes.“ Er war ein Mann der Wirklichkeit, für den beides zusammengehörte: die Herrlichkeit Gottes und die Erbärmlichkeit des Menschen.

Oft sind Leute schon am Samstagabend in Scharen aufgebrochen und mit der Stallaterne in der Hand die ganze Nacht hindurch gewandert, um am nächsten Morgen rechtzeitig zum Gottesdienst in Jöllenbeck zu sein. Eine jener Gruppen kam trotz aller Strapazen zu spät, die Kirche war schon überfüllt. Von außen waren bereits Leitern an die Kirchenfenster gelehnt, durch die sich verspätete Besucher um einen Blick ins Innere der Kirche bemühten. Draußen verstand man immer nur den öfters wiederholten Satz: „Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.“

Enttäuscht traten jene Männer den Rückweg an. Wir sind die ganze Nacht gewandert, sagten sie sich, und wir haben den Mann nicht einmal zu Gesicht bekommen. Bis einer plötzlich fragte: „Wie hieß eigentlich der Text, über den er gepredigt hat? Dieses Wort, das wir auch draußen verstanden haben?“ Bereitwillig gaben die anderen Auskunft: „Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.“ – Das brachte den ersten Fragesteller zu einer überzeugenden Schlußfolgerung: „Ja, was war es denn, das uns durch die Nacht in den Gottesdienst ge-

trieben hat? Dann kann es doch nur der Geist Gottes gewesen sein, der uns in Bewegung gesetzt hat – und dann sind wir Kinder Gottes!“ Da knieten sie alle am Waldrand nieder und dankten Gott. Das war der Anfang der Erweckung in ihrem Heimatdorf. So klein, so scheinbar nebensächlich kann Gott die Ausbreitung seines Evangeliums in einem Ort beginnen.

### *Der Erweckungsprediger, der Angst hatte, verlorenzugehen*

Durch die Predigten und die Seelsorge Volkenings haben Tausende von Menschen den Weg zum Glauben an Christus gefunden.

Er selbst aber war zutiefst angefochten von der Sorge, ob er nicht doch noch verlorengehe, und zwar nicht nur in den Tagen des Aufbruchs, sondern gerade in der Zeit der Reife, des Alters. Oft verließ er morgens die eigene Kammer in tiefer Niedergeschlagenheit, und seine Bedrückung spiegelte sich in seinem Gesicht, wenn er die Küche betrat. Einmal fragte ihn seine Frau, ob es wieder die alte Sorge sei, die ihn quäle. – „Ja“, gab er zu, „ich glaube, ich gehe doch noch verloren.“ Und seine Frau, die ein feines Gespür für echte Seelsorge hatte, antwortete darauf: „Dann geht Jesus mit dir in die Hölle.“ Sie erinnerte ihn nicht an die vielen Menschen, die durch ihn Christen geworden waren. Sie wußte, daß in vielen Gemeinden für ihn gebetet wurde, aber auch darin sah sie keine Garantie für seine Erlösung. Sie hat ihm vielmehr geholfen, den Blick auf eben jenen Jesus zu richten, den er selbst zeit seines Lebens verkündigt hatte: „Dann geht der eben mit dir in die Hölle.“

Das war der Erweckungsprediger Volkening: ein Mensch, den Gott gebrauchte, gleichzeitig ein Mensch, der trotz allem, was Gott durch ihn gewirkt hatte, um

sein eigenes Heil in Sorge blieb. Ein Mensch also wie wir. Kann Gott – mitten in einer Erweckung – barmherziger sein?

### *Ein Glas Zuckerwasser*

Volkening war zugleich ein sehr nüchterner Mann. Von ihm stammt der Rat, Krankenbesuche nicht über fünf Minuten auszudehnen, weil Kranke aufgrund ihrer körperlichen Schwächung in der Regel nicht in der Lage seien, mehr zu ertragen.

Einmal hat der Seelsorger Volkening die fünf Minuten eines solchen Krankenbesuches still abgesehen. Lediglich eine Bemerkung kam ihm über die Lippen: „Ihr habt hier aber viele Fliegen.“ Beim nächstenmal brachte er ein Glas Zuckerwasser mit, das die Fliegen anzog und zu jener Zeit als „Fliegenfänger“ diente. Volkening hat mit der Kranken, die in jenem Zimmer lag, nicht gebetet. Trotzdem ist für diese Frau gerade das der Anstoß zum Glauben geworden: daß ein Erweckungsprediger an den Kleinigkeiten des Alltags einer Kranken nicht vorbeiging. Dadurch, daß er sich um so banale Dinge wie Fliegen im Krankenzimmer kümmerte, hat er Jesus zum Einlaß in das Herz eines Menschen geholfen.



*Samuel Keller:*

*„90 Prozent meiner Scherze muß ich unterdrücken“*

Der Evangelist Samuel Keller hat verschiedentlich in Lüdenscheid und auch in mehreren Orten der Umgebung gesprochen. Er besaß die Gabe, von den Gotteserfahrungen in seinem Leben so plastisch zu berichten, daß viele Menschen dadurch angesprochen wurden. Gleichzeitig verfügte er über eine gehörige Portion Mutterwitz, und das hatte zur Folge, daß auch seine Evangelisationsansprachen mit Scherzen gewürzt waren. Eines Tages – wie könnte es anders sein – beschwerte sich eine Dame mit den Worten: „Herr Pastor, das ist aber doch anstößig; zehn Prozent Ihres evangelistischen Vortrags bestanden aus Scherzen.“ Keller soll der entsetzten Dame geantwortet haben: „Sie werden sich wundern, liebe Frau, die restlichen 90 Prozent mußte ich unterdrücken.“

*„Es wird ein Junge!“*

Samuel Keller empfing oft schon während des Betens die

Gewißheit, erhört worden zu sein. Zu seinen Freunden zählte ein Arzt, dessen Frau ein Kind erwartete. Es stand zu befürchten, daß die Geburt nicht ohne Schwierigkeiten verlaufen würde, da sich die Wehen nicht in der gewünschten Weise einstellten (die heutigen Mittel, um dies medizinisch zu beeinflussen, kannte man damals noch nicht). Also teilte der Arzt Keller telegrafisch mit, daß sich bei der Geburt Komplikationen einzustellen drohten. Wenige Stunden später erhielt er folgendes Antwort-Telegramm: „Habe gebetet. stop. Wird ein Junge. stop. Gratuliere! Keller.“

Vermutlich sind wir versucht, eine solche Antwort als Unverschämtheit zu bezeichnen. Dem Arzt, der sie empfing, ging es nicht anders. Er knüllte das Telegramm wütend zusammen und warf es in den Papierkorb. Seine Frau, die im Nebenzimmer lag, hörte die Geräusche und wußte sie nicht zu deuten. „Was hast du?“ fragte sie. – „Ach, nichts“, versuchte er sie zu beschwichtigen, doch als er in ihr Zimmer trat, gab sie sich mit der Antwort nicht zufrieden. „Du hast einen ganz roten Kopf, das muß doch einen Grund haben?“ forschte sie. Da erzählte er ihr von dem Telegramm, das er eben erhalten hatte. Sie konnte sich nicht anders helfen, sie mußte herzlich lachen. Durch das Lachen wurden die Wehen ausgelöst, und diese ihrerseits verhalfen einem gesunden Jungen ans Tageslicht.

### *Apfelsinen frei Haus*

Keller, der auch in vielen russischen Städten evangelisiert hat, kam eines Abends nach einer Evangelisation müde ins Hotel einer russischen Stadt. Er hätte für sein Leben gern noch etwas Obst gegessen, aber das Restaurant war bereits geschlossen, und der Hotelservice war nicht mit

dem zu vergleichen, was wir heute gewohnt sind. Von da hatte Keller also wenig Hilfe zu erwarten. Deshalb wandte er sich an eine andere Instanz: Er besaß die Kühnheit, Gott um einige Apfelsinen zu bitten.

Kurz nach zehn klopfte es an seine Zimmertür. Der Hoteldiener meldete, daß ein Paket abgegeben worden sei. Daraufhin bat Keller ihn seelenruhig: „Machen Sie es doch bitte auf, es sind Apfelsinen drin.“

Es steht jedem frei, die Kühnheit oder Unverschämtheit – ganz wie er will – Kellers zu kritisieren. Nur: in dem Paket waren tatsächlich Apfelsinen. Keller hatte während seines Gebets die Gewißheit erhalten, daß Gott es erhören würde. Wer will die Auserwählten Gottes – auch in ihrer Menschlichkeit – beschuldigen?



*Spurgeon: Zuviel Raum in den Brötchen*

Ein Original unter den Predigern war zweifellos Charles Haddon Spurgeon. In seinem Tabernakel in London hat er vor Tausenden von Menschen gepredigt.

Einmal traf er mit einem Bäckermeister seiner Ge-

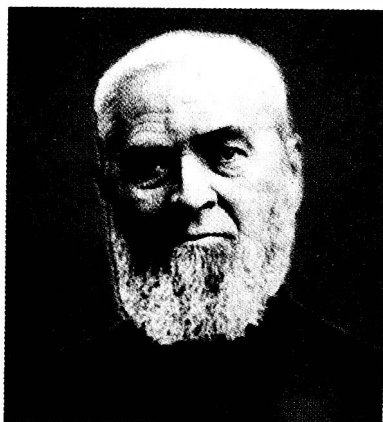
meinde zusammen, der beredt davon sprach, daß man der Gnade immer neu Raum geben müsse. Darauf entgegnete Spurgeon: „Ja, ja, mein Lieber, das heißt aber nicht, daß Sie in Ihren Brötchen so viel leeren Raum lassen müssen.“

*Besser rauchen als brennen*

In den frühen Jahren seines Dienstes konnte Spurgeon gelegentlich zu seiner Entspannung eine Zigarre rauchen. Einmal wurde er deshalb von einem anderen Christen zur Rede gestellt. Spurgeon antwortete ziemlich knapp: „Better to smoke here, then to smoke thereafter.“ (Besser jetzt rauchen, als später ewig brennen.)

Um eines anderen Menschen willen, der daran gebunden war, hat Spurgeon das Rauchen später völlig aufgegeben. Das ist königliche Freiheit.





*Elias Schrenk:  
Steckengebliebene Evangelisationen –  
ein Werkzeug des Teufels*

Elias Schrenk, einer der Väter der Evangelisation, weigerte sich in den ersten Jahren seines Dienstes, feste Vereinbarungen zu treffen; er war der Meinung, daß er für die Führungen Gottes offen bleiben müsse. Manchmal hat er an einem Ort sechs Wochen lang evangelisiert, weil er den Eindruck hatte, unter seiner Verkündigung entstünde ein Vertrauensverhältnis zu den Besuchern, und es käme geistlich etwas in Gang. Das wirkte sich auch auf seine Predigten aus, die von einem zunehmenden geistlichen Anspruch geprägt waren. Er hielt es für falsch, die Leute gewissermaßen „geistlich anzuwedeln“ und dann wieder wegzugehen.

Ähnliches habe ich bei einer Zeltevangelisation mit Gerhard Bergmann in Lüdenscheid erlebt. Am zehnten Abend etwa kam es zu einem ersten Durchbruch. Auch akademisch gebildete Zuhörer befanden sich nun regelmäßig unter den Besuchern, und Gerhard Bergmann meinte: „Eigentlich müßten wir jetzt mit der Evangeli-



*Dr. Gerhard Bergmann*

sation erst richtig beginnen.“ Aber die Zeit war vorbei, das Zelt wurde abgebrochen, weil die Pläne keinen Aufschub duldeten.

In diesem Sinn können steckengebliebene Evangelisationen ein Werkzeug des Teufels sein. Bei den Menschen ist etwas in Gang gesetzt worden, es hat etwas begonnen, was nicht fortgesetzt wird. Natürlich dürfen wir Gott zutrauen, daß er nun die weitere Betreuung der angesprochenen Menschen selbst übernimmt. Die Frage ist lediglich, wie weit uns das von unserer evangelistischen Verantwortung entbindet.

Sollten wir im Blick auf unsere evangelistischen Termine nicht so beweglich bleiben, daß eine Arbeit verlängert werden kann, wenn sich die Notwendigkeit dazu ergibt? Manche Evangelisten haben entsprechende Konsequenzen gezogen. Sie sagen: „Ich lasse mir zwischen den einzelnen Evangelisationen soviel Zeit, daß ich immer in der Lage bin, um einige Tage zu verlängern.“

Ich weiß, daß dies manchmal aus rein technischen Gründen nicht geht: große Hallen muß man für eine bestimmte Zeit mieten, und Verlängerungen sind hier kaum zu erreichen. Die Gefahr terminlich begrenzter

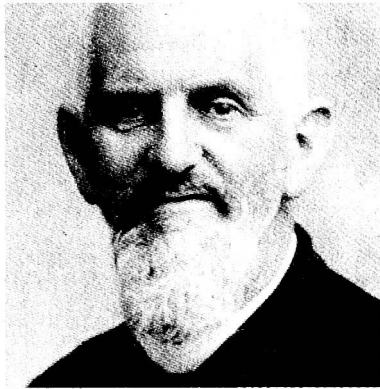
Evangelisationen besteht darin, daß man unreife Früchte pflücken will, daß Evangelisationen durch den definitiv gegebenen Abschlußtermin in eine Hektik geraten und der Aufruf zur Entscheidung vom Schlußtermin und nicht vom geistlichen Rhythmus der Evangelisation abhängig gemacht wird.

Andererseits werden evangelistische Großveranstaltungen, die sich über einen längeren Zeitraum erstrecken, von Menschen vor den Toren der Kirche heute oft nur an einem Tag besucht. Das gibt einzelnen Evangelisationsabenden, wie sie z.B. Anton Schulte durchführt, durchaus eine Berechtigung. Gerade ein solcher einzelner Abend kann die Fortsetzung sein, die das Steckenbleiben einer früher begonnenen Evangelisation verhindert.

Zwei Dinge haben sich seit den Tagen der Väter geändert, die wir bei diesen Überlegungen berücksichtigen müssen:

1. Planung und Organisation spielen heute insgesamt eine wichtigere Rolle als damals. Deshalb rechnen wir heute verstärkt mit der Führung Gottes bereits bei der Planung einer Evangelisation und dem daraus sich ergebenden Rhythmus.

2. Wir haben neu entdeckt, daß Evangelisation ein „permanentes Geschehen“ sein muß, in dem sich volksmissionarische Aktivitäten auf Gemeindebasis, evangelistische Großveranstaltungen und einzelne Evangelisationsabende abwechseln. Wenn uns permanente Evangelisation wirklich gelingt, ist die Gefahr des Steckenbleibens gebannt.



*Vikar Christlieb:  
„Der Zuhörer“*

Von Alfred Christlieb ist uns eine Geschichte aus seiner Vikariatszeit bei Pastor Jakob Engels in Nümbrecht erhalten. Engels hatte als Folge einer Erkältung seine Stimme verloren und Christlieb gebeten, er möchte am nächsten Tag an seiner Stelle die Predigt übernehmen. Die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt, und Christlieb stand vor der undankbaren Aufgabe, von heute auf morgen und ohne daß die Gemeinde unterrichtet worden war an die Stelle des allgemein beliebten Pastors zu treten.

Der heisere Engels saß mitten unter den Zuhörern, und Christlieb erzählte später: Eins werde ich nie vergessen: das strahlende Gesicht von Engels, als er merkte, wie die Gemeinde bei der Predigt seines jungen Vikars mitging.



*Wilhelm Busch d.Ä.:  
Die Katze*

Der Vater der bekannten Söhne Wilhelm und Johannes Busch war Pfarrer in Wuppertal. Er bemühte sich vergeblich, mit einem alten, verbitterten Mann in Kontakt zu kommen, dessen Lieblingstier eine Katze war. Eines Tages hörte Wilhelm Busch, daß sie eingegangen war. Ein paar Wochen später hatte der alte Mann Geburtstag. Busch besorgte sich eine junge Katze, schickte ein paar Jungen hinüber, die dem Geburtstagskind ein Lied sangen und die Katze als Geschenk überreichten. Das hat bei jenem alten Mann das Eis gebrochen; er öffnete sich für das Evangelium.

*„4. Klasse fährt die Masse“*

Wilhelm Busch der Ältere war ein Original wie später seine Söhne auch. In den Ferien unternahm er mit seinen Kindern Wanderausflüge. Dabei konnte es vorkommen, daß er sagte: „So, Kinder, jetzt muß ich mich mal erst so

richtig ausbrüllen.“ Und dann veranstaltete er mit den Herren Söhnen ein wüstes Geschrei.

Wanderausflüge hatten damals ihre Eigenarten. Busch, den Rucksack auf der Schulter, bestieg mit Frau und Kindern ein Abteil 4. Klasse. Auf jeder Station kamen mehr Menschen in den Zug, die einzelnen Abteile waren überfüllt und die Insassen darüber nicht gerade begeistert. Einen der fluchenden und schimpfenden Mitfahrer fragte Wilhelm Busch, warum er sich denn so aufrege.

„Na, lieben Sie denn etwa dieses Gedränge?“

„Nee“, antwortete Busch, „ich liebe meine Frau.“

Das Gelächter, das sich anschloß, entkrampfte im ganzen Abteil die Situation.



*Hermann Bezzel:  
Heiligung heißt zeitlos sein*

Vielleicht sollte ich noch den süddeutschen Theologen und Kirchenvater Hermann Bezzel erwähnen. „Heili-

gung“, hat er gesagt, „heißt im Grunde, zeitlos sein.“ – Wer sich in der Nähe Gottes aufhält, von dem fällt letztlich nicht nur jeder Termindruck ab, auch die Eindrücke, mit denen seine Zeit (und seine Zeitgenossen) auf ihn einstürmen, haben keine letzte Gewalt über ihn, wie sehr sie ihn auch bedrängen mögen. Sein letzter Halt ist Gott, und der kann ihm mitten darin einen Freiraum schaffen.

Noch ein anderes Wort von Bezzel begleitet mich: „Wenn eine Gemeinde zugrunde geht, so an der Fülle ihrer unberufenen Diener.“ – Es ist also nicht die geistliche Armut seiner Leute, die die Gemeinde Gottes ernsthaft gefährdet; denn Gott kann Arme reich machen. Was ihr zur ernststen Gefahr wird, sind Menschen, die sich in geistlicher Überheblichkeit und Selbstüberschätzung selbst beauftragen. Wer sich selbst beruft, muß eine hohe Meinung von sich haben. Wer von Gott berufen wird, bleibt sich der eigenen Armseligkeit bewußt. Die „Fülle“ der selbtherrlichen Diener steht dabei in groteskem Gegensatz zu jener Fülle, die Gott seinen armen Leuten schenken will.

ERHARD DIEHL

## Paul Deitenbeck – Eigentlich nichts Besonderes

*Eigentlich nichts Besonderes – das ist der Titel eines Buches über Paul Deitenbeck. „Eigentlich nichts Besonderes“ – das klingt nach zu wenig für einen Mann, der in den zurückliegenden Jahrzehnten in der Gemeinde Gottes deutliche Spuren hinterlassen hat.*

Paul Deitenbeck: Ich bin durch bestimmte Lebensführungen so in der Gemeinde Christi bekanntgeworden, daß mir das schon fast unangenehm ist. Elias Schrenk hat einmal gesagt: „Wir wollen kleine Leute bleiben.“ Es gibt auch im Reiche Gottes ein Stardenken. Ich habe eine gewisse Scheu davor. Ich habe einmal von einem indonesischen Evangelisten – Oktavianus heißt er – aus Java das Wort gehört im Gebet: „Herr, laß mich hinter Deinem Kreuz stehen, daß ich mit meiner Person Dein Kreuz nicht verdunkele.“ Ich habe eine Scheu davor, daß man immer noch bekannter wird. Ich möchte nicht eine falsche Popularität. Wenn Gott sie gibt, Popularität oder Bekanntheit, gut. Ich darfsagen, ich erleide sie ein Stück, weil ich die Sorge habe, daß dadurch die Ehre Jesu verdunkelt werden könnte.

*Jesus Christus, das ist das große Thema im Leben des urwüchsigen Sauerländers. Dafür ist ihm kein Weg zu weit, kein Wort zu viel und keine Tat zu aufreibend. Und das alles nach der Weise des Paul Deitenbeck. Humorvoll und spontan, einfach unnachahmbar. Ich spreche ihn daraufhin an, sage ihm, er sei doch ein Original, eines der wenigen, das uns Christen geblie-*



*ben sei. Aber er korrigiert mich. Original finde er nicht so gut.  
„Sagen Sie lieber Unikum zu mir“, meint er.*

Ich habe mal ein französisches Sprichwort gehört: „Ayez le courage d’être vous-même!“ – Habe den Mut, du selbst zu sein! Das Wort hat mir viel gesagt, denn ich bin von Natur schüchtern, das werden Sie mir nicht glauben. Das verbindet mich mit Wilhelm Busch, dem bekannten Evangelisten und Pfarrer, der mir das auch gesagt hat: „Bruder Paul, ich bin so schüchtern, du ahnst nicht, wie schüchtern ich bin, und mein Offensein und Draufgängertum ist nur überwundene Schüchternheit.“

Das könnte ich auch von mir sagen. Ich habe noch im Theologiestudium jeden als achtetes Weltwunder angestaunt, der drei Sätze, ohne vom Konzept zu lesen, auswendig sprechen konnte. Doch eines Tages wurde ich einfach ins Wasser geschmissen, mußte anfangen zu sprechen. Und habe gedacht, die fallen alle ohnmächtig um, wenn du da öffentlich sprichst. Aber sie sind nicht umgefallen. Da habe ich gedacht: Also, mach weiter in Gottes Namen! Und so habe ich versucht, mich so zu akzeptieren, wie Gott mich mit meinen Gaben und Grenzen gemacht hat. Ich wäre gerne lang aufgeschossen gewesen wie Billy Graham und bin nun klein und gedrungen geraten. Aber das Gedicht von Wilhelm Busch, dem Humoristen, hat mich sehr getröstet:

„Schnell wachsende Keime welken geschwinde.  
Zu lange Bäume brechen im Winde.  
Schätz nach der Länge nicht das Entsprungene,  
fest im Gedränge steht das Gedrungene.“

Nicht war, das paßt zu mir. Also habe den Mut, du selbst zu sein. So ist es dazu gekommen, daß ich als unregelmäßiges Verbum herumlaufe und mich trotzdem akzeptiere.

*Wenn man als unregelmäßiges Verbum herumläuft – wie es Paul Deitenbeck nennt –, muß man wohl auch unregelmäßige Wörter erfinden. Er ist darin so sehr Meister, daß ich bei der Ausarbeitung dieses Interviews überlegte, ob ich nicht zu einigen seiner Wortschöpfungen die Übersetzungen mitliefern müßte. Doch warum diese verbale Akrobatik? Ganz sicherlich will er nicht originell um jeden Preis sein. Ihm geht es um etwas anderes. Er möchte seine Zeitgenossen mit der guten Nachricht von Jesus Christus bekanntmachen, und zwar auf eine Weise, die sie aufhorchen läßt und mitreißt. Woher aber nimmt er diese Wortschöpfungen – so spontan und so ungekünstelt, wie sie auf den Zuhörer wirken? Fallen sie ihm zu, wenn er etwa am Schreibtisch seine Predigten vorbereitet?*

Ja, das fließt mir einfach zu, und das hängt mit dem Verlangen zusammen, dem modernen Menschen möglichst nicht in der Sprache Kanaans, sondern in einer ihn überraschenden Weise das Evangelium zu sagen. Also, wenn Sie mich fragen würden nach meinen homiletischen Regeln, dann würde eine davon lauten, daß ich das Evangelium von Christus am Detail des Textes überraschend neu sage.

Ich bin immer am „Heumachen“, wenn ich das einmal so sagen darf. Auch wenn ich im Urlaub bin oder mit meiner Frau oder meinem Hund ausgehe. Auch unterwegs im Auto oder bei bestimmten Nachrichten aus dem Fernsehen oder Rundfunk. Ich sammle auch Zitate aus Büchern. Im Grunde geht es mir immer darum: Wie kann ich es noch wieder anders sagen, damit ich keine orthodoxen Richtigkeiten von mir gebe? Die sind ja stinklangweilig. Was der Betreffende sagt, ist geistlich goldrichtig, aber ich weiß im voraus schon ungefähr, was kommt. Ich will es überraschend anders sagen.

Ich habe mal gelesen: Evangelium heißt frohmachende Glücksnachricht. Oder: Glauben heißt durch den

Horizont sehen. So hat ein Missionar das mal übersetzt. Das ist doch ein wunderbares Wort. In Taiwan heißt „Auf Wiedersehen“: „Ich will deinen Namen weitergeben.“ So möchte ich den Namen Jesu weitersagen. Oder das Wort „Platzanweisung“. Irgendwo habe ich mal gelesen, daß jeder Christ seine bestimmte Platzanweisung hat, seine Position, und daß Gott nicht an uns herumflickt, damit wir ein bißchen anders werden. Er operiert uns nicht Drüsen heraus, wenn wir zum Glauben kommen, sondern er gibt uns ein neues Leben und eine Aufgabe. Das neue Leben ist er. Ich bedarf jede Sekunde der Ver-söhnung durch Jesu Blut, jede Sekunde – ich sage das ohne Übertreibung. So wie es im Heidelberger Katechismus heißt, daß Christus mich so ansieht, als hätte ich nie eine Sünde begangen. Und das, obwohl ich nach wie vor zu allem Bösen geneigt und fähig bin.

*Worte sind für Paul Deitenbeck wichtig, aber er bleibt nicht bei ihnen stehen. Häufig genug fängt er nicht einmal mit ihnen an. Als ein Kollege und ich ihn in seinem Lüdenscheider Pfarrhaus aufsuchten, hatten wir uns kaum begrüßt, als schon jeder von uns einen Kasten Pralinen in der Hand hielt. Das war geradezu typisch für den Pfarrer, der, so kleinwüchsig er auch ist, in seiner Heimatstadt Lüdenscheid von niemand übersehen wird. Was kein Wunder ist, denn auch er übersieht niemanden. Es muß nicht immer Schokolade sein. Mal ist es ein Blumenstrauß oder eine Postkarte aus dem Urlaub. Bis zu 500 verschickt er davon schon auf einmal. Ein paar Pfennige für eine Kinderspardose oder auch einen Zehnmarkschein für die Frau des Kollegen, weil sie einen ganzen Tag auf ihren Mann verzichten mußte. Stets ist das spontane Geste. Er will andern glauben helfen. Das aber heißt für ihn zugleich: anderen leben helfen.*

Die Nachfolge Jesu ist keine Kleinigkeit, realisiert sich aber in tausend Kleinigkeiten. Die Liebe Christi ist un-

ausdenkbar, darf sich aber durch unser Leben realisieren in den kleinen Münzen alltäglicher Begegnung. Wie auch Vergebung, Freude, Friede, Geduld, all die Grundworte des Neuen Testaments im Grunde ja sich aktualisieren in dieser Welt, im Alltag. Und von daher möchte ich einfach meinem Herrn seine große Liebe ab danken in Gestalt menschlichen Freudemachens. Und wo es geeignet ist, gebe ich auch das Stichwort, warum ich fröhlich und dankbar bin.

Vor einiger Zeit sah ich eine Dame. Sie trug einen schweren Koffer auf dem Weg zum Krankenhaus. Ich sagte: „Darf ich Ihnen den Koffer abnehmen?“ „Ach wie schön, es gibt immer noch Kavalier.“ Das stach mich etwas. Ich dachte, nein, als Kavalier tue ich das nicht, obwohl ich auch Kavalier sein möchte. Am Ende des Weges sagte ich nur: „Wir haben dem Herrn Jesus doch soviel zu danken.“ Wir kamen um die Ecke, ich sagte „Auf Wiedersehen“ und ging.

Ein andermal sah ich ein paar Erdarbeiter, die da unten rumbuddelten, so zwei Meter in der Erde. Und da denke ich: Mensch, denen mußt du doch ein paar Traktate geben. Ich hatte ein paar Zigarillos bei mir, die gab ich denen und Traktate zum Lesen. Nach ein paar Tagen hörte ich tatsächlich ein Echo. Da besuchte ich nämlich den Baumeister, dem diese Erdarbeiter unterstellt waren, und der sagt: „Denken Sie mal, was mir dieser Tage passiert ist. Einer von meinen Männern sagt mir: Da kam der Pastor Deitenbeck bei uns runter in den Stollen und gab uns Zigarillos und so'n Blatt dabei. Und da habe ich mir gedacht: Das Blatt mußt du aus Anstand lesen.“ Dies Zigarillo war für ihn gleichsam die Verpflichtung, nun auch das Blatt zu lesen.

Da ist mir deutlich geworden – und ich könnte noch viele Beispiele sagen –, wie die Liebe sich verleiht auf dieser Erde. Ich nehme zum Beispiel zu jedem Kranken-

und Geburtstagsbesuch eine Tafel Schokolade mit. So kommt es, daß die Müllmänner, die jede Woche anrücken, mich freundlich grüßen. Das Postamt oder die Sparkasse kriegen in der Adventszeit einen Stollen geschenkt. Da wird das Reich Gottes mit Stollen gebaut oder auch mal mit Spargel in der Pfingstzeit. Einem Mutterhaus schenke ich zu Weihnachten immer so eine Rehkeule. Ich könnte ihnen ja auch 36 000 Traktate schenken. Aber die sind doch sowieso Kinder Gottes.

Jetzt werden Sie fragen: Woher haben Sie das Geld? Ich muß es einmal sagen: Wir haben einen herrlich reichen Vater. Meine Frau und ich haben uns schon im Anfang unserer Ehe darüber Klarheit verschafft, daß wir einen bestimmten Betrag immer für Gottes Werk geben. In einer alten Zigarrenkiste ist das drin. Und da kommt immer was rein. Ein ganz bestimmter Betrag, jeden Monat, auch von allem, was ich irgendwie sonst mal bekomme. Wenn ich einen Aufsatz geschrieben habe, kommt ein ganz bestimmter Prozentsatz des Honorars immer in die „Königskasse“. Und je mehr ich verschenke, um so mehr kommt. Es ist ein geheimnisvolles Gesetz. Geben ist seliger als Nehmen. Man wird nicht arm durch Schenken, sondern reicher durch Schenken. Das ist Tatsache.

*Wer in seinem persönlichen finanziellen Opfer für Gott so treu ist, kann auch vor anderen über die Notwendigkeit eines solchen Opfers sprechen. Und Kollektenreden sind so etwas wie eine Spezialität im Repertoire des Paul Deitenbeck. Er hängt sich da gern an Luther, der gesagt hat: „Wenn ich einen reichen Hansen um Gottes willen ärmer mache, das reut mich nicht.“ Unter Druck setzen will Paul Deitenbeck damit freilich niemand. Aber eben doch zu einem fröhlichen Opfer ermutigen. Er selbst vergißt nicht, wie während der Euro 70, jener großen Bildschirmevangelisation mit Billy Graham, einmal Eltern das Sparschwein ihres Kindes brachten. In der Abendveranstal-*

*tung hatte er diese Geschichte erzählt und das Sparschwein hochgehalten. Originalton der gekürzten Sparschweinrede von Paul Deitenbeck aus der Westfalenhalle in Dortmund:*

„Meine lieben Damen und Herren, ich habe gestern abend nach der Großkundgebung etwas Besonderes geschenkt bekommen, das muß ich Ihnen zeigen. Sie können es zwar nicht alle sehen, aber einige. Was ist das? Ein Sparschwein.“ (Applaus.)

„Wissen Sie, was da drauf steht? ‚Für Paul Deitenbeck von einem sechsjährigen Mädchen.‘“ (Applaus.)

„Daß mich keiner mißverstehet: Das ist nicht für mich, sondern ein sechsjähriges Mädchen hat sein Ersparnes für den Herrn Jesus gegeben. Das hat mich tief beschämt, meine Lieben. Das ist vielleicht mehr, als wenn mancher einen Hundertmarkschein zückt. Vielleicht lassen wir uns selbst mit anstecken durch solch ein beschämendes Opfer eines Kindes. Ich bin ja jetzt kein Bettler, sondern ich möchte zum Danken Mut machen.

Ein Geschäftsmann aus Amerika, der viel für das Reich Gottes getan hat, hat einmal gesagt: Man darf nicht fragen: Wieviel von meinem Geld gebe ich Gott? Die Frage muß heißen: Wieviel von Gottes Geld behalte ich für mich? Ich danke Ihnen.“

*Daß Paul Deitenbeck so geworden ist, wie er ist, verdankt er auch den vielen Begegnungen mit Männern Gottes, die ihn prägten. In dem eingangs erwähnten Buch ist von vielen von ihnen die Rede, und das allein macht es schon lesenswert. Etwa wenn er von den Professoren berichtet, die er während seiner Studienzeit erlebt hat, zum Beispiel von Karl Heim.*

Durch Karl Heim bekam ich den letzten Anstoß zum Glauben. Vor seinem Sprechzimmer wartete ich in einer Reihe von Studenten. Als ich endlich dran war, platzte

ich herein: „Ich möchte klare Sache mit Jesus machen.“ Er war überrascht, hatte gedacht, ich wolle ihn nach Duns Scotus fragen oder nach irgendwelchen Problemen des christologischen Verständnisses von Soundso. Und dann war das Geheimnisvolle, daß er mir ein paar Sätze sagte, die mir wirklich weiterhalfen.

Er war ganz bescheiden, dieser hochbegabte Mann, von dem Einstein gesagt hat, der einzige, der ihn ganz verstanden hätte, wäre Karl Heim gewesen. Heim hat noch nicht einmal mit mir gebetet am Schluß, hat auch nicht gesagt: „Gott befohlen.“ Er sagte nur: „Auf Wiedersehen.“ Aber ich weiß, daß er für mich gebetet hat. Das ist für mich so ein wunderbares Beispiel, daß man nichts nach dem Hobel machen muß, nach der Schablone. Er hat mir ein paar seelsorgerliche Sätze gesagt, aber ich bin dann nachher auf meine Studentenbude gegangen und habe wirklich betend mein Leben dem Herrn anvertraut. Und das war der Beginn meines Glaubenslebens.

*Den Anstoß für sein erfolgreiches Gemeindeleben erhielt er während seiner Vikariatszeit. Das erste Vikariat erlebte er in Lüdenscheid bei Pastor Walter Baudert, dem späteren Bischof der Brüdergemeinde, das zweite bei Pfarrer Erich Schnepel in Berlin. Paul Deitenbeck hielt sich, als er nach Berlin ging, wie immer an eine seiner Lebensdevisen, die Tür nicht selbst zu öffnen, sondern zu warten, bis Gott sie gleichsam von außen für ihn öffnete.*

Da bekam ich 1937 ein Buch in die Hände von einem Erich Schnepel, den ich nicht kannte: „Briefe aus dem Berliner Osten“. Einfache Briefe von seiner Stadtmissionsgemeinde. Das hat mich so fasziniert, daß ich zu Pastor Baudert, meinem Vikariatsvater, sagte: „Davon müssen wir eine ganze Reihe Bücher kaufen und unseren Mitarbeitern schenken.“ Ich konnte doch nicht ahnen,

daß ich ein paar Monate später Erich Schnepel kennenlernen würde. Und dann wurde ich von der Bekennenden Kirche, zu der ich gehörte, geschickt zu einem katechetischen Kursus in den Westen Berlins. Da hatte ich manchmal sonntags Zeit, um in den Osten Berlins zu gehen in die Stadtmissionskirche von Schnepel. Wir lernten uns näher kennen. Ich machte auch einzelne Gemeindebibelabende mit, Arbeitsgemeinschaften. Eines Tages stellte er mir die Frage: „Würden Sie nicht bei mir Vikar werden?“ Da war die Tür wieder auf.

So wurde ich Vikar bei Schnepel. Ich werde dieses halbe Jahr mein Leben nicht vergessen. Da habe ich gesehen im Berliner Osten, was lebendige Gemeinde ist, die getragen wurde von den Gebeten vieler treuer Glieder. Ich war öfter zu Gast in den Häusern von Freunden in der Stadtmissionsgemeinde und erlebte dann, wie die einfach ins Tischgebet den Dienst von Pastor Schnepel mit hineinnahmen. Ins Tischgebet, ins Dankgebet, in ein paar Sätzen. So ganz natürlich, wie ein Gespräch über den Tisch mit dem Herrn.

Noch kostbarer war, daß diese Mitarbeiterschaft sich alle paar Wochen traf zu einer Arbeitsgemeinschaft. Schnepel sagte immer wieder: „Es geht darum, daß unsere Gemeinde eine Mannschaft von tragfähigen Brüdern und Schwestern hat. Ich würde heulen, wenn ich eines Tages aus dieser Gemeinde ausscheide und sie würde einfach auseinanderlaufen. Dann hätte ich falsch gearbeitet.“ Seine Gebete sind erhört worden: Die Stadtmissionsgemeinde Berlin/Ost lebt weiter.

*Seine beiden Vikariate waren aber nicht nur prägend für das Leben in der Gemeinde, dem er sich bis heute trotz aller übergemeindlichen Aufgaben mit Enthusiasmus widmet. Sie hatten auch Folgen für sein Familienleben, denn während seines Vikariats in Lüdenscheid lernte er seine zukünftige Frau Hildegard*



*kennen. Auch diese Begegnung war von der Art, wie wir Paul Deitenbeck jetzt kennengelernt haben, geprägt.*

Sie war beschäftigt im Betrieb ihres Vaters. Sie war gläubige Christin, und ihre ganze Freizeit gehörte der Jungmädchenarbeit. Ich war damals Vikar. Also ich war unsterblich verliebt. Das ist so schön, das Herz schwelgt in Seligkeit, wie es bei Schiller heißt. Und: „errötend folgt er ihren Spuren“. Ich faßte mir ein Herz und bat per Telefon: „Fräulein Müller, kann ich ein Gespräch mit Ihnen haben? Ich seh’ mich so geführt.“ Und dann kam das so.

Es war etwas Wunderbares. Wir sind jetzt 39 Jahre verheiratet, und es ist immer schöner geworden. Und wir sind einander immer unentbehrlicher geworden im Sinne einer Lebenskameradschaft und Glaubensgemeinschaft, die schöner nicht sein kann. Ich kann’s nur sagen mit dem Vers von Matthias Claudius, den er seiner Frau zum Silberhochzeitstag ins Tagebuch geschrieben hat:

„Ich danke dir, mein Wohl,  
mein Glück in diesem Leben.  
Ich war wohl klug,  
daß ich dich fand.  
Doch ich fand nicht,  
Gott hat dich mir gegeben.  
So segnet keine andre Hand.“

*Paul Deitenbeck war zeit seines Lebens ein Mann der Deutschen Evangelischen Allianz. Der Kontakt zu ihr geht so lange zurück, wie er sich erinnern kann.*

Ja, ich bin schon im Kinderwagen in Allianzveranstaltungen geschoben worden. Ich hatte meinen Schnuller dabei, habe wirklich noch nichts verstanden. Später haben meine Eltern mir so kleine Bilderbücher, Malbücher gegeben. Aber ich habe das schon alles so unterschwellig

mitgehört: „Auf dem Lamm ruht meine Seele“, oder: „Brüder stimmt ein Loblied an“ und alles weitere.

Meine Eltern und meine Verwandten waren Glieder der Allianz, und Schnepel und Baudert waren das genauso. Auch Johannes und Wilhelm Busch, meine Freunde. Später, als Walter Zill starb, sagten die Brüder: Es wäre schön, wenn zwei Brüder, ein freikirchlicher und ein kirchlicher, zusammen Vorsitzende würden, gleichwertig. Dann wurden Paul Schmidt und ich das. Und später Wilhelm Gilbert und ich in einer wunderbaren geistlichen Harmonie und Gemeinschaft, die mit zu den schönsten Erinnerungen gehört. Ich kann nur sagen, ich bin ein Liebhaber der Allianz, nicht nur aufgrund von Johannes 17, sondern ich freue mich für alle, ob sie bei der Heilsarmee sind oder Methodisten oder auch Hochkirchler, wenn ich spüre, daß sie ein persönliches Glaubensleben mit Jesus haben.

*„Bekennnisbewegung“ ist ein anderes Stichwort im Leben von Paul Deitenbeck. Er hat wesentlichen Anteil an ihrer Entstehung. Aber war sie überhaupt nötig? Mußte die Bekennnisbewegung „Kein anderes Evangelium“ gegründet werden?*

Heute vor acht Tagen hatte ich Besuch vom Präses Reiß, mit dem ich befreundet bin. Ich sagte ihm: „Du, Heinrich, auch wenn wir mal was Kritisches sagen müssen gegenüber der Kirchenleitung, dann tun wir das allein in der Wahrnehmung eines stillen Wächteramtes.“ Da sagte er: „Wenn es die Bekennnisbewegung nicht gäbe, müßte sie erfunden werden.“ Das sagte mir der Präses der Westfälischen Kirche. – Wir müssen in die Öffentlichkeit hinein, um die Gemeinde Jesu zu stärken, die angefochten ist, und ein Zeichen aufrichten: „Kein anderes Evangelium als das biblische Tatsachenevangelium.“ Dabei gibt es viele unglückliche Aussagen, das weiß ich.

Auch von mir selber, die ich heute in dieser Form nicht so machen würde. Bei aller Schärfe des geistlichen Kampfes, den es ja geben muß, muß ich doch dem theologischen Gegner so begegnen, daß ich morgen an sein Sterbebett gerufen werden kann.

(Nach einer Sendung des ERF, Wetzlar.)

## Theodor Christlieb – Aus dem Tagebuch eines Theologieprofessors



*Bonn, 15. November 1868*

Ich predigte heute unter spürbarem Segen in überfüllter Kirche über den Zinsgroschen. Ich spürte, daß mich der Herr gesegnet hatte, und kam voll Lob und Dank gegen Gott heim. Als meine Frau heimkam, sagte sie mir, vor

ihr seien zwei Studenten gegangen, von denen der eine über meine Predigt schimpfte, der andere sie verteidigte. Es tat mir leid, solch übermütiges Urteil von einem Schüler zu hören, und ich bat Gott um eine Ermunterung. Nach Tisch hatte ich den Trieb, für jenes übermütige Bürschchen zu bitten, daß Gott ihm die Augen auf-tun möchte. Kaum war's geschehen (und das mußte vor-  
ausgehen!), so kommt Herr Geheimrat Sell, um mir „zu dem Predigterfolg dieses Morgens“ herzlich Glück zu wünschen. Seit Jahren hätten die Leute keinen so tiefen Eindruck bekommen usw.

*18. Dezember 1869*

Geheimer Kirchenrat Hoffmann aus Leipzig war hier, um mich für Leipzig zu gewinnen. – Was wirbt doch die Welt sei zwölf Jahren von allen Enden um mich! Ich spüre, daß sie mich überschätzen.

*23. Juni 1872*

Ich mußte bei dem heutigen Missionsfest wegen Erkrankung des berufenen Festredners die Hauptpredigt für ihn übernehmen. Durch mannigfache Krankheit in meinem Hause und den Tod meiner Schwester Mathilde sehr gedrückt, fiel mir die Predigt schwer, ich war auch nicht recht damit zufrieden, hatte aber unter Tränen Gott um einen rechten Festsegen gebeten. Gleich nach der Predigt, in der ich auch die Fortschritte des Evangeliums auf Madagaskar und den Mangel an Predigern dort erwähnte, kam ein reicher Herr unserer Gemeinde zu mir, bekannte, daß er bisher der Heidenmission wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe, aber nun auch mehr für sie tun wolle. Und dies bezeugte er sofort damit, daß er mir für die Londoner Missions-Gesellschaft und ihr Werk auf Madagaskar die Summe von 12 000 Talern zur Verfügung stellte. Ebenso versprach er auch, eine große Gabe

für die Kolsmission in Indien nach Berlin und eine weitere für die Batakmission auf Sumatra nach Barmen zu senden! – Der Herr sei gepriesen! Worin kann er unseren Kleinglauben beschämen!

*18. Dezember 1873*

Auf seinen Wunschzettel für Weihnachten schreibt Alfred, er wünsche 1. einige neue Bücher für die Schule; 2. Gutsle; 3. ein neues Herz! Darüber zur Rede gestellt, sagt er: Ich weiß wohl, daß du mir das nicht geben kannst, aber der Heiland, und der ist ja das Christkind, und dem wollte ich's sagen!

*5. Dezember 1876*

Heute morgen nach 7.30 Uhr hat der barmherzige Gott durch seine Schutzengel meine liebe zweite achtjährige Tochter Marie Luise aus großer Todesgefahr wunderbar errettet. Sie rutschte (gegen ein früheres Gebot) auf dem Treppengeländer ein Stückchen herab, bekam das Übergewicht und stürzte kopfüber in den freien Raum nach innen auf den harten Boden des Hausflurs aus einer Höhe von etwa 20 Fuß, ohne Zweifel an einen untenstehenden Schrank zuerst aufschlagend. Sie lag nur einige Sekunden bewußtlos unten, kam dann gleich zu sich und hatte außer einer ganz unbedeutenden Abschürfung an der Backe keine Verletzung zu unserem und des Arztes Erstaunen, der sie nachher untersuchte. Wie leicht hätte sie mit zerschmettertem Hirn oder für ihr Leben verkrüppelt oder durch die sonst auf jenem Schrank stehenden Lampen (die an diesem Tage gerade entfernt waren bis auf eine ganz kleine) gräßlich verwundet unten ankommen können! – Dem Herrn sei ewig Lob und Dank für seine treue Bemühung! – Während sie sonst mit mir unten betete, hatte sie an diesem Tag schon oben mit ihrer Mama gebetet, ehe sie zur Treppe ging!

*26. Oktober 1881*

Am heutigen Tage durfte ich das 25jährige Jubiläum meiner Ordination zum Predigtamt feiern. Jeremia 17,7-8 war die erhebende Losung. Den ganzen Tag war mir's, als müßte ich weinen und jauchzen zugleich, beim Rückblick auf gar viele und fortgehende Defekte in meiner Amtsführung und auf so viele reiche Gnaden und mannigfache Segnungen Gottes. Den ganzen Tag goß der Herr seine Liebe in Strömen auf mich durch die Teilnahme vieler Freunde aus nah und fern, durch reiche Geschenke, viele, viele Briefe und Telegramme, Glückwünsche der Kinder, Gedichte, Ständchen des christlichen Gesangsvereins früh morgens bis zum Quartett der Studenten spät abends. Schön waren die lebenden Bilder abends, darin meine Kinder mir den eigenen Lebenslauf vom kleinen Knaben (den der vierjährige Willy köstlich darstellte) bis zum Professor vor Augen stellten. Was aber ein besonders liebliches und gnädiges, vorher gar nicht geahntes Zusammentreffen war: An diesem Tage hörte mein ältester Sohn Theodor seine erste akademische Vorlesung als Student, und zwar im Exegetikum über die Perikopen! – Wie kann ich dem Herrn vergelten alle seine Wohltat?

*10. November 1882*

Ein Philologiestudent H., der mir vor einiger Zeit seine Zweifel am Glauben, sein Aufgeben des Betens usw. gestanden hatte und den ich auf passende Bücher, darunter auch meine „Modernen Zweifel“ hinwies, schreibt mir heute an seinem 20. Geburtstag: „Durch Ihr Werk über die Zweifel am christlichen Glauben bin ich wieder voll und ganz dem wahren Christentum gewonnen, und wenn ich vor einem halben Jahr mich nicht scheute, offen meinen Unglauben zu bekennen, so will ich jetzt vor denselben Personen freudig mich als Christen bekennen.“

– Als ich zum erstenmal wieder in die Kirche gehe, noch von Zweifeln bestürmt, da höre ich, da mußte ich hören ‚vom verlorenen Sohn‘, und das von Ihnen, Herr Professor, gepredigt. Lange hat mir das in den Ohren gehallt, besonders Ihre Hinweisung auf den selbstgerechten Sinn! – Ich danke es freudig Gott und Ihnen, daß Unruhe, Ungewißheit und Zweifel aus meinem Herzen verbannt sind.“ – Der Herr erhalte diese Seele im Glauben! Gelobt sei Er!

*Erkennet doch, wie wunderbar  
Der Herr die Seinen leitet,  
Und daß sie eine Engelschar  
Auf Schritt und Tritt begleitet.*

*Ein irdisch Auge sieht sie nicht,  
Es sieht nur Nacht und Grauen,  
Der Glaube aber sieht ihr Licht  
Und kann durch Wolken schauen.*

*Ach Herr, ich bin so bang und blind,  
Laß mich im Glauben sehen,  
Daß gute Engel um mich sind,  
Die mir zur Seite stehen.*

*Vertreib die Furcht, vergib die Angst,  
Ein Schutzwehr um mich baue,  
Und gib, daß ich, wie du verlangst,  
Von Herzen dir vertraue.*

*Hans Dannenbaum (1895-1956)*

## Zwei Nachbarinnen unterhalten sich

**G**ute und getreue Nachbarn sind auch ein Geschenk Gottes. Die alten Christen wußten es: Alles, was Gott uns gibt, ist Gabe und Aufgabe zugleich.

Meine Mutter pflegte gute Nachbarschaft nach allen Seiten. Sie hatte das Vertrauen der jungen und alten Frauen. Dabei redete sie niemand nach dem Mund; aber jede Frau konnte ihr Herz bei ihr ausschütten. Für Schwätzchen dagegen war sie nicht zu haben.

Bei folgendem Gespräch zwischen meiner Mutter und einer Nachbarin ergab es sich, daß ich als elf- oder zwölfjähriger Junge Zuhörer war.

Die Nachbarin führte das Wort und kam bald auf ihre Kinder zu sprechen. Da horchte ich auf, ohne mein Holzspalten länger zu unterbrechen. Ihre Töchter sollten einmal eine gute und reiche Aussteuer haben, wenn sie in einen Bauernhof heirateten. Sie hätte dafür gesorgt, daß für die größeren schon die Truhen voll Wäsche und Kleider lägen. Das sei keine richtige Bauersfrau, die nicht daran denke. Die Jungen müßten sich auch rechtzeitig nach einem tüchtigen Mädchen in einem Bauernhof umsehen ... – Ich sehe sie noch vor mir, wie stolz sie war, in dieser Weise für ihre Kinder zu sorgen.

Meine Mutter hörte still zu. Das reizte die Nachbarin etwas.

„Oder, was meinst du dazu?“

Jetzt war ich gespannt, was kommen würde. Da sagte meine Mutter ruhig: „Weißt du, Annels (Anna-Elisabeth), was du da alles erzählt hast, und die Pläne, die du heute schon für deine Kinder hast, die bewegen meinen Mann und mich noch gar nicht. Was wissen wir denn,



was Gott mit ihnen vorhat, wohin er sie haben will? Unser Anliegen ist zunächst etwas ganz anderes. Es geht uns darum, daß die sieben, die er uns anvertraut hat, Kinder Gottes werden. Dafür beten mein Mann und ich und beugen jeden Abend unsere Knie vor dem Herrn, daß er aus ihnen Gotteskinder macht. Denn wir sollen doch ‚zuerst nach dem Reiche Gottes und Seiner Gerechtigkeit trachten‘! Wie er sie dann führt, und was für Männer oder Frauen sie bekommen, das legen wir auch dem Herrn hin und glauben es, daß er sie recht führt.“

Die Nachbarin hörte zu, ohne ein Wort zu sagen. Dann ging sie zu ihrem Hof zurück.

Unsere Eltern nahmen das Wort ernst: „Glaube an den Herrn Jesus, so wirst du und dein Haus selig (errettet).“ So lebten sie, so beteten sie, und so erzogen sie uns. Der Herr hat sie nicht zuschanden werden lassen. Wir wurden alle sieben im Alter von dreizehn bis fünfzehn Jahren Kinder Gottes, „die nicht aus dem Geblüt, noch aus dem Willen des Fleisches, noch aus dem Willen eines Mannes, sondern aus Gott geboren sind“ (Joh. 1,12-13).

LOTTE BORMUTH

## Alles ist wieder in Ordnung

**I**n eine schwere Herausforderung können wir geführt werden, wenn unser nachbarschaftliches Verhältnis gestört ist, wir im Streit mit unserer nächsten Umgebung leben.

Ich kenne das aus eigener Erfahrung, und es gab Zeiten, da meinte ich, diesen Zwiespalt in den Beziehungen nicht länger ertragen zu können. Immer öfter kam es zu Plänkeleien. Mal ärgerte er sich, daß unser Sohn Trompete übte, obwohl wir das Fenster geschlossen und den Rolladen heruntergelassen hatten. Mal schimpfte er, weil ein Student das Auto auf seiner Straßenseite geparkt hatte. So könnte ich fortfahren. Ich litt unter dem gespannten Verhältnis.

Eines Tages spitzte sich die Lage zu, und dabei muß ich von Daniel erzählen. Neun Jahre ist unser Jüngster. Wenn man ihm begegnet, hat er meist einen Ball in Händen, denn Fußballspielen ist seine große Leidenschaft. Wenn der Platz hinterm Haus noch mit Schnee bedeckt ist, wird sehr zum Leidwesen der Nachbarn das runde Leder auf der Straße hin- und hergeschossen. Zwei Steine markieren das Tor, und es findet sich immer ein fröhlicher Haufen, der bei diesem Sport mitmacht. Ich schaue den Buben gerne bei ihrem Treiben zu. Es ist erstaunlich, wie sie dribbeln, hohe Flanken schießen und rennen, fast so wie Horst Hrubesch oder Paul Breitner.

Aber plötzlich passiert ein Mißgeschick. Mit zuviel Wucht hat einer das Leder getroffen, der Ball fliegt weit über das Tor hinaus und landet ausgerechnet auf Nachbarns Erdbeerbeet. Mit einem Sprung ist Daniel über die Mauer gehüpft und will den Ball von der gefrorenen Erde wieder holen. Frau Meier hat das Spiel der Jungen schon seit einer geraumen Weile beobachtet und ist vom lauten Toben der Trabanten nicht gerade beglückt. Sie hat nur auf diesen Augenblick gewartet, um den Ball in Gewahrsam zu nehmen, und schimpft unseren kleinen Kerl tüchtig aus: „Verswinde, Bengel, hau ab, vor unserem Haus wird kein Fußball gespielt. Ich schließe den Ball weg.“

Breitbeinig und rot vor Zorn steht unser Sprößling

vor der scheltenden Frau. „Sie haben kein Recht, uns den Ball wegzunehmen. Ich werde Sie verklagen“, kommt es frech über die Lippen. Die Nachbarin ist über das schamlose Verhalten unseres Jungen empört. Sie packt ihn am Ärmel und zerrt ihn vor unsere Türe. „Nein, daß Sie so böse, schlecht erzogene Kinder haben, Frau Bormuth, kann ich nicht begreifen“, erklärt sie mir verärgert.

Was soll ich tun in solcher Lage? Zunächst befreie ich Daniel aus dem festen Griff von Frau Meier und schicke ihn stehenden Fußes in die Küche. Dort sei noch Geschirr abzutrocknen. Ich kann mich nur für das häßliche Verhalten meines Sohnes entschuldigen und Frau Meier beruhigen. Ich erkläre mich bereit, für den entstandenen Schaden aufzukommen, und bitte sie, mir den Ball herauszugeben. Ein Schaden sei nicht entstanden, versichert mir die Nachbarin, und damit scheint für mich die Sache abgetan. Auf der Straße werden die beiden Steine, die das Tor markieren, ein Stück weiter heraufgelegt, und bald scheint aller Streit und Ärger vergessen zu sein.

Am Abend beim Gute-Nacht-Sagen und Beten ist Daniel aber doch recht kleinlaut und bedrückt. Sein Kummer ist ihm an den Augen abzulesen. Der Streit mit der Nachbarin hat ihm mehr zugesetzt, als man meint.

Einige Tage mögen verstrichen sein, da kommt Daniel noch einmal vor dem Schlafengehen auf meinen Mann zu: „Papa, das war aber heute ein schwerer Tag, so ein schwerer Tag. Aber ich bin wieder versöhnt. Jetzt ist wieder alles in Ordnung. Aber das war schwer, arg schwer.“

Geht es uns nicht auch oft so wie unserem kleinen Daniel? Leiden wir nicht auch, wenn unvergebene Schuld, Streitereien, Zank auf unserem Gewissen lasten? Aber auch über unserem Leben darf es heißen: Wir sind versöhnt. Das ist frohe Botschaft, das ist Evangelium, denn Christus starb für unsere Sünde auf Golgatha. Wo wir dem Reden des Heiligen Geistes gehorsam werden, Gott

recht geben und keine unvergebene Schuld bei uns dulden, kommt die Freude der Vergebung in uns auf, und wir dürfen wie Daniel sagen: „Papa, ich bin wieder veröhnt.“

Die Bereitschaft unseres Jungen, um Verzeihung zu bitten, hat bei unserem Nachbarn ein Wunder bewirkt. Die Streitereien haben schlagartig aufgehört. Es gibt keine häßlichen Telefonanrufe und keine Klagen mehr. Sie grüßen uns freundlich und lassen ihren Sohn wieder mit unserem Sohn spielen. Aus ihrem Urlaub schicken sie für unseren Daniel sogar herzliche Grüße auf einer Ansichtskarte.

Für mich sind das Zeichen des Sieges Christi, und ich danke meinem Jungen, daß er den Mut aufbrachte, um Entschuldigung zu bitten, auch wenn es ihm arg schwer geworden ist und sich in seinem Gewissen ein heftiger Kampf abgespielt hat.

Dieses Beispiel erzählte ich bei einem Vortrag. Einige Tage später erreichte mich folgender Brief:

„Liebe Frau Bormuth! Es ist schon sehr spät an diesem Tag, aber ich muß Ihnen noch unbedingt ein herzliches Dankeschön schreiben. Sie werden sich fragen, warum? Wie in jedem Jahr war ich auch diesmal auf dem Frauentag. Sie waren die Referentin des Tages. Mich hatten Ihre Ehrlichkeit und Offenheit an diesem Tag schon stark beeindruckt. Ich meinte, als Sie sich so beschrieben, wie aufbrausend und ungeduldig Sie sein können, ich selber würde mein Leben erzählen.

Ich bin 32 Jahre alt und habe drei lebhaft Kinder, und ich muß mich auch immer wieder in Geduld fassen. Im Gespräch erzählten Sie auch von Ihrem Daniel, der durch Gottes Führung das nachbarschaftliche Verhältnis wieder in Ordnung brachte. Da wir z.Zt. so ähnliche Probleme mit den Nachbarn hatten, fühlte ich mich stark

angesprochen. Mich beschäftigte das Problem nun seit Tagen. Ich legte heute alles vor Gott. Doch innerlich dachte ich, er wird es schon zu unseren Gunsten lösen.

Heute Nachmittag war mein Mann bei einem Rechtsanwalt, um sich beraten zu lassen, ob wir nun in der Streitsache mit den Nachbarn im Recht oder Unrecht sind. Wie enttäuscht und verletzt im Stolz war ich, als ich hörte, wir sind im Unrecht. Ich weinte, schrie und wollte nicht einsehen, daß ich mich entschuldigen muß. Ich glaube, Sie verstehen mich da am besten. Ich lese zur Zeit Ihr Buch: ‚Mütter in der Krise‘. Wie sehr hat es mir auch an diesem Nachmittag geholfen. Jesus hat gesiegt heute abend. Mein Mann und ich sprachen bis vorhin mit den Nachbarn. Alles ist in Ordnung. Ich danke Gott und Ihnen. Gottes Segen. Ihre Frau S.“

Kennen Sie auch das Gefühl des Versagens, der Schuld in Ihrem Leben? Ich bin oft recht niedergeschlagen, wenn ich sehe, wie besudelt und wie von der Sünde angekränkelt mein missionarischer Auftrag ist. Ich würde es nicht wagen, Zeugnis von Christus abzulegen, wüßte ich nicht von Gottes großem Vergeben. Mir ist dabei der Vers aus Hesekiel 16,8 so eindrücklich. Da heißt es: „Ich breitete meinen Mantel über dich und bedeckte deine Blöße. Und ich schwor dir's und schloß mit dir einen Bund, spricht Gott der Herr, daß du solltest mein sein.“

Als Illustration dieser Tatsache erzähle ich noch eine Geschichte, die das eindrücklich machen soll. Und wieder muß ich von meinen Kindern berichten. Wir haben eine Tochter und vier Söhne. Schon als sie noch sehr klein waren, versuchten wir sie zur Ordnung zu erziehen. Bei drei Kindern gelang es recht gut, aber bei zweien hapert es noch immer in punkto Ordnung. Vor allen Dingen bei unserem Gottfried. Wenn ich ihn beschreiben sollte, müßte ich folgende Attribute wählen: großzügig, lässig,

genial, aufs Äußere legt er keinen großen Wert, humorvoll, begeisterungsfähig, immer voller Ideen. So lieben ihn seine Freunde. In handwerklichen Dingen ungeschickt, mehr ein intellektueller Typ. Es ist ihm egal, ob er in seinem Schrank etwas anzuziehen hat. Die Hauptsache für ihn ist, daß seine Regale voller Bücher sind.

Mit der Ordnung, wie gesagt, hält er es nicht so genau, deshalb räume ich sein Zimmer öfters mal auf, ohne daß es die anderen Kinder merken. Mein ständiges Schimpfen und Krakeelen wegen seiner herumliegenden Sachen würden den häuslichen Frieden stark beeinträchtigen. Das Zusammenleben mit Gottfried ist lustig, aber aufregend zugleich.

Mal sitzt er im falschen Zug und fährt in die entgegengesetzte Richtung in die Ferien, mal verliert er sein Flugticket auf dem Kennedy Airport, mal übersetzt er bei seinem Hebraicum einen Text aus 1. Könige anstatt aus dem Richterbuch. Mal entdeckt er erst nach Tagen, daß er noch Blätter von seiner Mathematikarbeit fürs Abitur in seiner Mappe hat. Aber irgendwie kommt der Bursche immer wieder auf die Beine. Er weiß sich zu helfen, und in seiner gutmütigen, fröhlichen Art findet er immer Menschen, die ihn aus der Patsche ziehen.

Ich selber halte öfters den Atem an. Als er neulich mit einem weißen Strumpf mit blauen Kringeln und einem weißen Strumpf mit roten Kringeln bei mir in der Küche erschien, meinte ich, ernsthaft schimpfen zu müssen. „Gottfried, nun bist du bald Vikar und läufst in verschiedenen Socken durch die Gegend. Verschwinde, Bengel, und zieh dir das passende Paar Strümpfe an.“

Etwas verschmitzt schaute er mich von der Seite an: „Mutti, ich versteh gar nicht, daß du dich so über mich aufregst. Habe ich nicht den richtigen Beruf erwählt? Der Talar wird alles bedecken.“

Nehmen Sie diesen Ausspruch in Ihr Gedächtnis auf.

Und wenn der Feind Gottes, der Teufel, Sie in Ihrem missionarischen Zeugendienst anfechten will – und er wird es tun –, dann halten Sie ihm entgegen: Der Talar Gottes, der Mantel Gottes bedeckt unsere Blöße. Dafür ist Christus auf Golgatha gestorben, damit sein Blut all unsere Verfehlung, all unsere Schuld, all unser Versagen zudeckt und wir vor Gott rein dastehen dürfen. Das ist Evangelium. Das macht uns Mut, unseren missionarischen Auftrag froh in dieser Welt zu erfüllen. Von allen Seiten sind wir in Christus geborgen. Der Talar wird alles bedecken.

WOLFGANG KLEEMANN

## Hat Michael denn kein Gewissen?

Liebe Familie Steinberg!

Sie haben recht: Vom eigenen Kind hintergangen und betrogen zu werden, ist schon eine schmerzliche und ernste Angelegenheit. Darum verstehe ich auch ganz gut, daß Sie sich nun besorgt fragen, ob denn all Ihr ernsthaftes Bemühen um eine bibelorientierte Erziehung Ihres Michael vergebens gewesen sei. „Hat Michael denn kein Gewissen?“, fragen Sie, und wie Sie sich nun weiterhin ihm gegenüber verhalten sollen, wollen Sie wissen.

Wir sind uns, denke ich, zunächst wohl einig darin, daß Michaels Verhalten nicht kriminalisiert werden darf. Er ist kein Dieb im gängigen Sinn. Wenn ein aufgeweckter Neunjähriger von einer Spielzeugpistole fasziniert ist, entspricht dies durchaus seiner Altersentwicklung.

Und daß Sie ihm aus überzeugenden Gründen den Kauf nicht gestattet haben, hat sein Verlangen danach gesteigert.

Da war der schnelle Griff in die leicht zugängliche Haushaltskasse für ihn nur eine notwendige Zwischenstation auf dem Weg zum heißersehnten Ziel. Für ihn war das in gewissem Rahmen sogar etwas Selbstverständliches, denn, so entnehme ich Ihrem Brief, Sie hatten ihn ja häufiger zu Einkäufen geschickt und ihn beauftragt, das dazu nötige Geld aus der Haushaltskasse zu nehmen. So bleibt als Problem, daß er hinter Ihrem Rücken und gegen Ihren Willen die beiden Pistolen gekauft hat. Die Lüge, die er Ihnen aufsticht, nachdem Sie die Pistolen unter seinem Kopfkissen entdeckt hatten, ist die konsequente Fortsetzung der Mißachtung des elterlichen Verbotes.

Gut, daß Sie ebenso konsequent die Pistolen wieder in den Laden zurückgebracht und den Verkäufer auf die Unzulässigkeit seines Handelns hingewiesen haben. Gut finde ich auch Ihre maßvolle Reaktion gegenüber Michael. Daß er in den nächsten Wochen etwas häufiger als sonst zur Mithilfe im Haus herangezogen werden soll, zeigt ihm, daß falsches Handeln spürbare Folgen hat. Gleichzeitig aber bleibt er in der Gemeinschaft mit den Eltern und muß sich nicht ausgestoßen fühlen.

Von entscheidender Bedeutung jedoch ist, daß Sie mit Ihrem Sohn im Gespräch bleiben. Dabei sollten Sie vermeiden, ihm „Moralpredigten“ zu halten. Daß er falsch gehandelt hat, weiß er. Und er wird gewiß auch verstehen, daß der damit verbundene Vertrauensbruch die Eltern schmerzt. Das Gespräch muß aber über das gestörte zwischenmenschliche Verhältnis hinausführen. Ihrem Michael muß klargemacht werden, daß hinter dem Ungehorsam gegenüber den Eltern der Ungehorsam gegen Gott und sein Gebot steht.



Was Sie sagen und wie Sie es sagen, muß natürlich der Entwicklungsstufe Ihres Kindes angemessen sein. Michael befindet sich jetzt in einem Alter, das man dem Beginn des sogenannten „kritischen Realismus“ zurechnet. Damit ist er durchaus zur Gewinnung von Einsichten fähig, freilich noch stark an Erlebtes und Vorstellbares gebunden. Und darin liegt für Sie geradezu eine gute Chance. Denn was Sie ihm an notwendiger Korrektur und „Lehre“ vermitteln wollen, können Sie nun auch gut mit biblischen Beispielen tun.

So wird etwa an den Jakobsgeschichten deutlich, wie Betrugsabsicht die Lüge zur Gehilfin braucht und wie vollendeter Betrug den Menschen vom Menschen und den Menschen von Gott trennt. Michael wird schon verstehen können, daß und warum Jakob so unruhig sein muß, zumal er ja selbst, wie er Ihnen sagte, nach dem Kauf keine rechte Freude mehr an seinem „heißen Schatz“ hatte.

Er wird auch begreifen, daß Vergebung durch Gott nicht nur ebenso nötig ist wie die Vergebung unter Menschen, sondern daß diese die Vergebung untereinander erst ermöglicht. Und eben diese Vergebung hat er ja wohl auch durch Sie persönlich erfahren. Wenn Sie ihn dann noch wissen lassen, daß Sie selbst täglich von der Vergebung durch Christi Blut und im Gehorsam gegenüber Gottes Geboten leben, wird das den angestrebten Lernprozeß gewiß fördern.

Was nun Michaels Gewissen betrifft, möchte ich Sie beruhigen: Er hat eins. Nur entspricht es nicht dem sehr oft anzutreffenden Bild vom Gewissen als einem bereits fertigen und angeborenen göttlichen Organ, das als unfehlbare Instanz vor dem Bösen warnt und zum Guten anhält. Übrigens kommt das Wort „Gewissen“ in der Bibel nur ganz selten vor. An seiner Stelle ist die Rede vom Herzen als dem Entscheidungszentrum des Lebens. Dies

freilich wird bezeichnet als „böse von Jugend an“ und bedarf der Umwandlung, der Veränderung, der Bildung. Daraus erwächst Ihnen und allen Eltern eine wesentliche und ständige Aufgabe: die Erziehung und, darin eingeschlossen, die Gewissensbildung.

Das Ziel solcher Gewissensbildung liegt nun aber nicht darin, einen möglichst lückenlosen Katalog biblisch abgesicherter Verhaltensweisen zu erstellen, ihn zu lehren, einzuüben und die Einhaltung zu überwachen. Dabei käme letztlich nur eine die Persönlichkeit des Menschen einengende, unfrohe Gesetzlichkeit heraus. Gewissensbildung hat es vielmehr mit dem Evangelium zu tun. Sie zielt darum grundsätzlich darauf, Jesus großzumachen und den jungen Menschen heranzuführen an jene Lebensentscheidung, die ihn bekennen läßt: „Jesus Christus ist mein Gewissen“ (Dietrich Bonhoeffer).

Fahren Sie also, liebe Familie Steinberg, fort in Ihrem Bemühen um eine bibelorientierte Erziehung Ihres Sohnes. Machen Sie ihm Jesus lieb, indem Sie selbst in Jesu Liebe bleiben. Das schließt konsequentes Handeln, Forderung, Begrenzung und auch Strafe in der Erziehung nicht aus, sondern ein. Vor allem aber segnen Sie Ihren Michael, indem Sie ihn allezeit auf fürbittendem Herzen tragen.

ELIAS SCHRENK (1831-1913)

## Heilung durch den Glauben

### *Zwei ganz verschiedene Erfahrungen*

Es freut mich sehr, daß es Ihrer Schwester seit jener Handauflegung anhaltend gut geht und sie keiner Kur mehr bedarf. Diese Erfahrung, daß der Herr ein Lungenleiden so rasch wegnahm, nachdem schon der Koffer für die Badereise gepackt war, war auch für mich eine Glaubensstärkung. O, daß wir ihm mehr vertrauten!

Ich muß Ihnen aber bekennen, daß Ihre Mitteilung über Sie selbst mich noch mehr zu Lob und Dank gegen Gott gestimmt hat und mir noch wertvoller für meine Arbeit ist als die Erfahrung Ihrer Schwester. Also sieben Wochen lang mußten Sie nach der Handauflegung, ohne eine Spur von Besserung zu sehen, festhalten: „Der Herr ist mein Arzt“, bis Ihr Bruch endlich spurlos verschwand und nicht wieder auftrat. Dafür sei der Herr von Herzen gepriesen! Ihre Heilung freut mich jetzt viel mehr, als wenn ich sie sofort nach der Handauflegung hätte sehen dürfen.

Sie zeigt mir, wie wichtig der ausharrende, nackte Glaube ist. Ich bin ganz gewiß, daß schon viele dieselbe Erfahrung wie Sie gemacht haben würden, wenn sie sich durch scheinbaren Mißerfolg nicht hätten stören lassen im anhaltenden Glauben.

Alle meine Freunde, die seit vielen Jahren praktische Erfahrung in der Heilung durch den Glauben machten, haben übereinstimmend gefunden, daß es in vielen Fällen schlimmer wurde mit dem Kranken nach der Handauflegung. Selbstverständlich will der Feind durch solche Erscheinungen den Kranken hindern, den Glaubens-

weg zu betreten. Es ist ein großer Mangel, daß so viele glauben, der Teufel versuche uns nicht am Leibe, sondern nur an der Seele, während er doch so viel Rechte an unsern Leib hat um unserer Sünden willen.

Ich habe es an meiner eigenen Person und an anderen erfahren, daß der Feind gerade die Arbeiter im Weinberg des Herrn am Leibe zu fassen sucht, um sie lahm zu legen. Vor drei Wochen stand an einem Tage eine große Aufgabe vor mir. Da wurde an demselben Tage, morgens 5 Uhr, ein organisches Leiden so schlimm, daß ich fragen mußte: „Was soll das werden?“ Der Herr machte es mir klar, es sei ein Angriff vom Feind. Sofort erfaßte ich den Herrn als meinen Arzt nach Jesaja 53,4.5, und von der Stunde an ging es mir besser, und die Anstrengung jenes Tages schadete mir nichts.

### *Gott ist souverän*

Ich glaube entschieden, wir wären weiter in der Erkenntnis und Erfahrung der Heilung durch den Glauben, wenn nicht so viel Unreifes darüber geschrieben worden wäre. Es haben Leute darüber geschrieben, die keine Berufung hierzu hatten, weil sie überhaupt keine Erfahrung in der Sache hatten. Andere haben so überspannt über Heilung durch den Glauben geredet, daß sie jammervolle Verwirrung anrichteten. Sie meinten, es handle sich nur um den *Glauben*, und wenn dieser da sei, so könne man jedermann gesund beten. Wieder andere haben behauptet, wenn der Kranke sich von jeder erkannten Sünde lossage, so *müsse* er gesund werden, und wenn jemand richtig zum Herrn stehe, so werde er nicht krank. Das sind lauter Überspanntheiten, die viele Gewissen verwirrt und manche arme Kranke unnötig gequält haben.

Gegenüber solchen Behauptungen möchte ich sagen:

Unser Gott ist souverän. In vielen Fällen hatte ich Gebets-  
erhörungen, in anderen hatte ich sie nicht, konnte aber  
den Grund der Nichterhörung nicht angeben. Die wohl-  
feile Erklärung, es fehle in letzterem Fall den Kranken am  
Glauben, möchte ich mir nicht in allen Fällen aneignen.

Dann ist es wichtig, daß wir bekennen: Die eigentliche  
Gabe der Heilung, wie wir sie beim Herrn, seinen Apo-  
steln und in 1. Korinther 12,9 sehen, haben wir nicht. Ich  
finde es den Kranken gegenüber grausam, wenn man an  
sie die Forderung stellt, durch ihren Glauben sollten sie  
die Gabe der Heilung ersetzen. Wer nicht sagen kann:  
„Im Namen Jesu stehe auf und wandle“, der hat auch  
kein Recht, dem Kranken zu sagen: „Wenn du glaubst, so  
kannst du aufstehen und wandeln.“

### *Gott kann die Seinen durch Krankheit erziehen*

So viel sollte jedem erfahrenen Seelsorger klar sein:  
Krankheiten haben in sehr vielen Fällen erziehlichen  
Zweck. Ist dieser Satz richtig, so wird auch der andere  
richtig sein: Gott wird ein Leiden nicht wegnehmen, ehe  
er seinen Zweck bei dem Kranken erreicht hat; vorher  
können wir die Heilung gar nicht wünschen. Wir können  
keine Schablonen machen. Wir müssen bei dem einzel-  
nen Kranken sehen, ob sein Herzenszustand uns erlaubt,  
um seine Heilung zu bitten. Das ist auch in Jakobus  
5, 15. 16 eingeschlossen.

Krankheiten immer als Folge spezieller Sünde hinstel-  
len zu wollen, entspricht weder dem Wort Gottes noch  
der Erfahrung (siehe Joh. 9,3 und 11,4). Wenn es Gottes  
Wille ist, daß eines seiner Kinder ihn im Leiden verherrliche,  
wer will es ihm wehren? Gläubiges Gebet ist nicht  
eine Kanonade, durch die man Gott zur Kapitulation  
zwingt, sondern das Bitten des Tiefgebeugten, der sei-

nem Gott *alles* zutraut, aber auch *alles* hinzunehmen bereit ist, was seine Hand gibt.

*Nicht zu schnell die Hände auflegen!*

Mit dem Gesagten hoffe ich die meisten Ihrer Fragen beantwortet zu haben. Einige wichtige Punkte muß ich aber noch berühren: Wir müssen an Krankenbetten treten als Leute, die etwas zu bringen haben. Dazu bedürfen wir Mitleiden, Barmherzigkeit. Wie mancher Kranke ist mit Sorgen belastet! Wie köstlich ist es für uns, den Herrn anpreisen zu dürfen, der uns das Vorrecht schenkt, *alle* unsere Sorgen auf ihn werfen zu dürfen, weil er für uns sorgt (1. Petr. 5, 7)! Damit weiß ich, daß ich auch des Kranken Sorgen vor Gott bringen darf, und wenn ich das in herzlichem Gebet tue, so ist es Balsam für den Kranken und bewirkt Zutrauen zum Seelsorger.

Bei allem Mitleiden dürfen wir aber nicht vorschnell sein mit dem Händeauflegen. Ich habe die Hände nie aufgelegt, wenn ich vermutete, der Kranke oder seine Familie habe sich mit Besprechungen abgegeben oder es liege ein anderer Bann vor. In allen solchen Fällen habe ich zuerst auf Erkenntnis und Bekenntnis der Sünde hingewirkt. Wir müssen es in solchen Fällen sehr ernst nehmen, sonst machen wir uns fremder Sünde teilhaftig.

*Der Herr trug auch unser leibliches Elend am Kreuz*

Treffen wir bei einem Kranken keinen besonderen Bann und finden wir ihn völlig offen für den Zuspruch des Evangeliums, dann dürfen wir ihm auch die Hände auflegen, und je nachdem uns der Herr innere Freiheit schenkt, für seine Genesung bitten. In diesem Fall ist es

wichtig, daß wir uns völlig auf den Boden von Golgatha stellen. Alle Gaben, die wir von Gott erbitten, sind Gnadengaben, die uns Gott darreicht aufgrund des Opfers Jesu Christi am Kreuz. Das ist auch der Fall bei der Gabe der Heilung des Leibes.

Wie leicht entsteht im Blick gerade auf diese Gabe die Frage: Bin ich würdig – oder unwürdig? Seit dem Jahre 1858, als der Herr mich unter Handauflegen von fünfvierteljährigem Siechtum heilte, ist es mir für mich und andere ein unendlicher Trost, daß der Herr nach Jesaja 53,4. 5 und Matthäus 8, 17 nicht nur mein Sündenelend, sondern auch mein leibliches Elend am Kreuz getragen hat. Stelle ich mich auf Kreuzesboden, so stehe ich auf Gnadenboden, und die Frage „würdig oder unwürdig?“ muß verstummen. Ich darf getrost auch um Gesundheit bitten für mich und andere. Wie oft habe ich es Jahrzehnte hindurch erfahren, daß der Herr, wenn ich mich auf diesen Boden stellte, das Gebet für Kranke erhörte! Will man erfolgreich ankämpfen in unserer verwirrten Zeit gegen alle *unnüchterne* „*Gesundbeterei*“, dann soll man so kämpfen, daß man zugleich versteht und annimmt, was die Schrift für den Leib verheißt.

### *Wenn es dein Wille ist*

Zum Schluß möchte ich aber noch einem Irrtum begegnen. Nach Jesaja 53,4. 5 und Matthäus 8, 17 hat der Herr uns am Kreuz das Gnadenrecht erworben, daß wir auch um Heilung von leiblicher Krankheit bitten dürfen. Es wäre aber bedenklich zu behaupten: *Wie* er uns am Kreuz Vergebung der Sünden erworben hat, *so* hat er uns auch Heilung von *aller* leiblichen Krankheit erworben. Vergebung der Sünden ist absolute Notwendigkeit; Heilung

von leiblicher Krankheit ist keine Notwendigkeit, sonst müßte der Tod beseitigt werden.

Alle, die versucht haben aufgrund der zwei genannten Stellen Heilung von aller Krankheit zu lehren, sind zuschanden geworden. Bitte ich Gott um Vergebung der Sünden, so brauche ich nicht hinzuzufügen: wenn es dein Wille ist. Ich darf sie im Glauben annehmen. Bitte ich aber um Heilung des Leibes, so darf der Zusatz nicht fehlen: wenn es dein Wille ist. Wir müssen kindlichen Glauben und Ergebung in den Willen Gottes vereinigen.

DIAKONISSE GERTRUD BERG

## Mit Kindern auf der Flucht

**A**nfang März 1945 war es soweit, daß wir unsere pommerische Heimat – unser Diakonissen-Mutterhaus *Kinderheil* in Stettin-Finkenwalde – verlassen mußten. Die Front rückte von Osten her immer näher. Es dröhnte das Rollen des Geschützfeuers, und über uns kreisten die feindlichen Flugzeuge, die ihre Bombenlast abwarfen. Am Abend sahen wir den Feuerschein brennender Dörfer und Städte.

Die Leitung unseres Mutterhauses hatte sich mehrfach vergeblich bemüht, unsere vielen Kinder aus der Gefahrenzone herauszubringen. Schließlich wurde am 6. März ein letzter Zug in Finkenwalde bereitgestellt, in den wir mit über 300 Kindern, deren nötigstem Gepäck und den



sie betreuenden Schwestern einsteigen konnten. Wir fuhren mit unbekanntem Ziel ab. Zwei Tage später kamen wir auf dem Darß in Zingst und Prerow an. Die knochentuberkulose-kranken Kinder und die Säuglinge kamen nach Damgarten und auf die Insel Rügen. Auf dem Darß wurden wir in Sommer-Erholungsheimen untergebracht. Es war sehr kalt!

Die mitgenommenen Lebensmittel waren schnell verbraucht, so daß wir die Kinder nicht mehr richtig ernähren konnten. Am 2. Mai 1945 zog die Kampftruppe der Roten Armee auf dem Darß ein. Das waren Tage des Schreckens! Jetzt wurde es noch schwieriger mit der Verpflegung. Wir bekamen nicht ausreichend Lebensmittel für die Kinder, und bald zeigten sich die ersten Hungerödeme. Sie weinten oft vor Hunger, sahen aber, daß auch die Schwestern nicht mehr zu essen hatten (wir aßen ja mit den Kindern gemeinsam in einem großen Saal). Nun standen wir vor der Frage, wie es weitergehen soll.

Da erhielten wir am 19. Juni vom deutschen Landrat den Befehl, Zingst und Prerow zu verlassen. Mit Pferdewagen wurden wir am 21. Juni nach Barth/Ostsee gebracht (eine Bahnverbindung gab es nicht mehr, weil die Sowjets die Schienen aufgenommen hatten) und dort auf einen Lastkahn mit anderen Flüchtlingen, die auch den Darß verlassen mußten, verladen.

Wir fuhren in Richtung Stettin und kamen nach drei Tagen dort an. Es war bereits Abend geworden; wir mußten trotzdem den Kahn verlassen, ohne zu wissen, wo wir mit unseren Kindern die Nacht verbringen sollten. Stettin lag in Trümmern. In der Greifenstraße fanden wir ein ausgeplündertes Mietshaus, in dem wir auf den Fußböden für Kinder und Schwestern eine notdürftige Lagerstätte herrichteten. Vier Wochen haben wir hier gehaust. In Stettin herrschte Hungertyphus. Einmal am Tage bekamen wir eine Wassersuppe mit grünen Blättern

und wenigen Kartoffelschalen, und für jeden eine Scheibe Maisbrot. Wir hatten auch Kleinkinder dabei, für die es keinen Tropfen Milch gab. Das war für uns Schwestern hart, nirgendwoher Hilfe für die vielen Kinder bekommen zu können. In unsere Häuser nach Finkenwalde durften wir nicht. Unsere Häuser in Stettin – Fliedner-Kinderkrankenhaus und Magdalenenstift – waren von Russen und Polen beschlagnahmt.

Bei den Russen versuchten wir Verständnis zu finden, daß wir doch über Berlin Anschluß an unsere Mutterhausleitung bekommen möchten. Alle Schwestern hatten die Weisung bekommen: „Treffpunkt ist Bad Harzburg“. Hier hatten wir unser Schwestern-Erholungsheim *Krodohaus Siemens*. Und – o Wunder – wir bekamen wieder einen Oderkahn und fuhren am 24. Juli mit unseren 225 Kindern und 30 Schwestern an Finkenwalde vorbei in den Hohenzollernkanal ein – in Richtung Berlin-Osthafen. Den Schiffsführer baten wir, uns doch in den Westhafen zu fahren, was er auch tat. Gott hat seine Hand über uns gehalten, daß uns auch unterwegs kein Schaden zugefügt werden durfte.

Zunächst aber lagen wir auf unserem Kahn im Westhafen von Berlin, und niemand wollte uns aufnehmen. Natürlich wollten wir mit unseren vielen Kindern zusammenbleiben. Zwanzig der Kinder mußten wir gleich in ein Kinderkrankenhaus geben. Durch diese sehr geschwächten Kinder wurde die Krankenhausleitung auf uns aufmerksam und versprach über die britische Militärregierung Hilfe.

Noch am selben Tag kam der Kommandant vom Bezirk Wedding auf den Kahn, um nach den Kindern zu sehen. Er war so erschüttert, als er von unserem Fluchtweg und Elend hörte, daß er unter Tränen versprach, uns zu helfen. Eine Stunde später kamen mehrere Militärärzte der Besatzungsmacht und sahen sich die Kinder an. Wir

Schwestern konnten aufatmen und dankten unserem Herrn, der auf ungeahnte Weise Hilfe schickte. Wir haben buchstäblich erfahren, was Paul Gerhardt dichtete: „Er weiß viel tausend Weisen, zu retten aus dem Tod, ernährt und gibet Speisen zur Zeit der Hungersnot.“

Von jetzt an bekamen wir regelmäßig Verpflegung, und nach einigen Tagen wurden wir in einem öffentlichen Gebäude in Charlottenburg untergebracht. Dort konnten wir zum ersten Mal wieder unsere Kinder baden und die Wäsche waschen. Auch wurde uns erlaubt, in einer Gemeinschaftsküche für uns zu kochen.

In diesem Haus konnten sich unsere Kinder und auch wir ein Vierteljahr lang erholen. Von hier aus suchten wir Verbindung zu unserer Mutterhausleitung. Es ging ja noch keine Post; Briefe, die wir Heimkehrern mitgaben, haben wohl ihr Ziel nicht erreicht. Inzwischen kamen auch die Kinder aus dem Krankenhaus zurück. Einige allerdings sind an den Folgen des Hungertyphus gestorben.

Unser Bestreben ging dahin, in den Westen zu gelangen. Und es wurde wirklich durch die britische Besatzungsmacht eine Wagenkolonne zusammengestellt, die aus 8 Lkw für Kinder und Schwestern bestand und 4 Lkw für das Gepäck. Am 10. Oktober 1945 fuhren wir bei strahlendem (!) Wetter über die Avus nach Westdeutschland. Zweimal mußten wir übernachten: in Hildesheim im St. Bernwards-Krankenhaus und im Kloster in Rulle bei Osnabrück. Alles war für uns vorbereitet, und wir waren glücklich, ohne Sorgen schlafen zu können in der Hoffnung, die Hauseltern und unsere anderen Schwestern alle wiederzusehen. In Dieringhausen wurden wir in einem Durchgangslager verpflegt, und noch am selben Abend mußten wir uns aufteilen. Wir kamen in 5 verschiedene Häuser, die für uns beschlagnahmt waren – zumeist Jugendherbergen.

Die Bevölkerung des Oberbergischen Kreises nahm uns liebevoll auf und hat uns viel Gutes getan. So endete unser Fluchtweg mit 210 Kindern und 37 Schwestern nach vielen schweren und schrecklichen Erlebnissen, von denen ich hier nicht berichtet habe.

Zu dem menschlichen britischen Kommandanten, der sich als Christ ausgewiesen hatte, haben wir weiter Verbindung gehalten. Auf diese verschlungenen Wege trifft wohl zu: „... in wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet.“

ELIAS SCHRENK (1831-1913)

## Gedanken über das Alter

### *Gefahren des Alters*

Sie werden begreifen, daß mich die in Ihrem Brief ausgesprochenen Gedanken in besonderer Weise berührten: stehen wir doch im gleichen Alter. Wenn auch unsere Verhältnisse und unsere Stellung verschieden sind, so machen wir doch gewiß in mancher Beziehung verwandte Erfahrungen. Auch ich wurde mir besonders in den letzten Jahren der Gefahren des Alters bewußt, die natürlich verschieden sind, je nachdem man innerlich steht.

Als ich einst am Sterbebett einer lieben Freundin stand, sagte sie zu mir: „O, wie froh bin ich, daß ich mich jetzt nicht bekehren muß! Ich hätte die Kraft nicht mehr dazu.“ So möchte ich auch sprechen: „Wie dankbar bin

ich, daß ich mich in meinem Alter nicht bekehren muß! Ich fürchte, es käme zu keiner gründlichen Bekehrung mehr.“ Ich bedauere die alten Leute, die keinen Heiland haben. Wie öde muß das Alter sein, wenn der Friede Gottes im Herzen fehlt, wenn man nicht beten kann, keine Hoffnung des ewigen Lebens hat und erfahren muß, wie die Kräfte zusehends abnehmen!

Ich glaube, gerade im Abnehmen der Kräfte liegt für uns Alte eine Gefahr. Die Geistesfrische läßt nach, die Energie und die Spannkraft werden schwächer, und die Körperkraft versagt in manchen Stücken. Da kann auch der innere Mensch matt und flügellahm werden, und es ist keine Frage, manche alten Leute sind dieser Versuchung erlegen. Aber, Gott sei Dank, es muß nicht so sein; der Herr kann bewahren. Viel gefährlicher ist es, wenn im Zusammenhang mit der Altersschwäche frühere Schwachheiten und Sünden wieder zum Vorschein kommen, mit denen man vielleicht vor Jahren nicht gründlich aufgeräumt hat. Ich glaube, da liegt im Alter weitaus die größte Gefahr. Ist der Grund nach 1. Korinther 3, 11 gelegt, so kann auch diese Gefahr überwunden werden; aber nur unter gewissen Bedingungen.

### *Stille vor Gott*

Wie überhaupt zum Seligwerden Zeit gehört, so gehört auch zum Überwinden Zeit. Wollen alte Leute Überwinder werden und bleiben, so müssen sie alles Nebensächliche und Unnötige lassen und sich auf das Notwendige konzentrieren und beschränken, damit sie Zeit zur Stille, zum Umgang mit Gott und seinem Wort haben. Gemütliche Unterhaltung darf ihnen nicht die Hauptsache sein. Alte Leute haben keine Zeit mehr für alles mögliche. Stehen sie wirklich in Gemeinschaft mit Gott, so muß ihr

tiefstes Bedürfnis sein, innerlich von allem gereinigt zu werden, was diese Gemeinschaft irgendwie hemmt. Dazu bedürfen sie der Stille vor Gott.

Es jammert mich der alten Leute, die sich in ihren Gedanken und in ihrer Unterhaltung immer um äußere Dinge bewegen und nicht „los werden vom Geschäft“. Ich bemitleide sie tief; denn sie stehen nicht in der rechten Vorbereitung für die Ewigkeit und sind in großer Gefahr. Darum freute es mich, in Ihrem Brief die Worte zu lesen: „Ich muß jeden Tag eine bestimmte Zeit frei haben zum Alleinsein mit meinem Gott.“ Halten Sie fest daran! Je näher wir unserem Abschied kommen, desto tiefer muß dieses Bedürfnis werden.

### *Anteilnahme an Christi Reichssache*

Der Umgang mit Gott und seinem Wort erhält uns innerlich frisch; wir sind gepflanzt an den Wasserbächen und verwelken nicht. Zu unserer geistlichen Frische hilft auch wesentlich unsere Anteilnahme an der Reichssache unseres Herrn. Dadurch bleiben wir in der Gemeinschaft der Heiligen und bekommen fortlaufende Anregung und Handreichung. Ich bin von Herzen dankbar für diese Handreichung. Kann man auch im Alter nicht mehr überall mittun, so wird deswegen „der seelsorgerliche Sprengel“ nicht kleiner. Im Gegenteil, er umfaßt die ganze Völkerwelt, in der die Boten unseres Königs stehen und die Botschaft des Himmelreichs verkünden. Auch wir Alten dürfen mitbeten in dem jetzigen großen Kampf zwischen Licht und Finsternis. Der Herr wird siegen.

Ich möchte alle alten Leute bitten: Lasset euer Interesse für die Reichssache des Herrn nicht erkalten; es ist nötig als Nahrung für das „königliche Priestertum“. Alle Be-

wegungen im Reiche Gottes gehen aus vom Thron unseres Gottes, und vor diesem Thron dürfen auch wir Alten täglich erscheinen mit Gebet, Fürbitte und Danksagung.

### *Das Gezänke fliehen!*

Ich finde, daß das Ruhe- und Friedensbedürfnis des Alters auch ein großer Segen ist. Es nötigt uns auch zur Konzentration. Um die nötige Ruhe zu haben, müssen wir vieles beiseite lassen. Was ich je länger desto lieber fliehe, ist das viele Gezänke der Gläubigen untereinander. O, wieviel Zeit und Kraft geht dadurch verloren! Wie oft wird die Liebe verletzt und die Gemeinschaft des Leibes Christi verhindert! Es graut mir vor diesem Nachtgebiet, auf dem man sich oft die Köpfe blutig schlägt für nichts und wieder nichts. Dafür haben wir Alten keine Zeit. Je näher wir dem Berge Zion kommen, desto mehr verlangt uns nach Ruhe und Frieden, und dazu wollen wir beide auch heute uns die Hand reichen. Salem ist eine Friedensstadt, und sie ist unser Ziel.

### *Die stillen Stunden der Nacht*

Zum weiteren Segen des Alters gehören die stillen Stunden der Nacht; denn ich schlafe nie mehr eine Nacht durch. Wenn ich in letzter Zeit in stillen Nachtstunden mich versenkte in zwei köstliche Wahrheiten: „Ich bin eine Rebe am Weinstock“ und: „Ich bin ein Glied am Leibe Jesu Christi“, so hatte ich unaussprechlich viel Segen. Gerade für alte, schwache Leute ist es eine wunderbare Erquickung und Stärkung, zu wissen: Wie eine Rebe mit dem Weinstock verbunden ist, so bin ich mit meinem gekreuzigten, auferstandenen und erhöhten Herrn ver-

bunden. Und wie veranlaßt diese köstliche Tatsache zu der herzdurchforschenden Frage: „Ist gar nichts mehr zwischen mir und dem Heiland? Ist meine Verbindung mit ihm eine völlige?“ So kommt man in das Licht seines Angesichts und öffnet das ganze Herz zur Reinigung durch sein Blut, damit das Leben des Weinstocks sich noch völliger der Rebe mitteilen könne. „Bleibet in mir!“, soll unsere Losung sein.

Und wenn in stiller Nachtstunde ich mich weiter versenkte in die Tiefen der Wahrheit: „Ich bin ein Glied am Leibe Jesu Christi“, so strömte das Licht der Ewigkeit in meine Seele. Ich erkannte, daß ich bald der oberen Gemeinde angehören werde, und fragte mich: „Wen wirst du begrüßen, wenn du drüben ankommst?“ Die Antwort war: „Nur Glieder am Leibe Jesu Christi.“

Dann schaute ich zurück in unser heutiges Getriebe hinein und fand, daß wir uns vielfach zu wenig im Lichte des Leibes Christi anschauen. Gar zu oft entscheidet die Frage: „Gehörst du meiner Verbindung an?“, statt daß man fragt: „Gehörst du Christo an, wohnt er in dir?“ Und weil letztere Frage nicht die oberste ist, so beargwöhnt, verdächtigt und bekämpft man einander. Man dient, ohne es zu wissen, in falschem Eifer dem Feind. So wurde ich in stillen nächtlichen Stunden innerlich zu der Bitte getrieben: „Herr, stelle mich auf den Ewigkeitsboden des Leibes Christi und mache mich frei von aller Lieblosigkeit gegen Glieder an dir! Bringe mich in so innige Verbindung mit dir, dem Haupt, und deinen Gliedern, daß mich nichts mehr scheiden kann von deiner Liebe!“

### *Wir kommen nach Haus!*

Das Schönste am Alter ist, man wird jeden Tag gewisser: „Es wird nicht lang mehr währen, so kommen wir nach



Haus.“ Wenn unser junges Geschlecht sich zerarbeitet an allerlei Problemen, wenn Tausende unserm Herrn Christo den Abschied geben und ihr armes Herz im Diesseits stillen wollen, wenn in den letzten vierzig Friedensjahren die Weltseligkeit immer mehr zugenommen hat, so weiß das Alter, daß gewaltige Gerichtsstürme kommen müssen, die die Luft wieder reinigen werden. Man hat Mitleiden mit denen, die noch lange durch die Wüste wandern müssen, und freut sich um so mehr, das Ufer des verheißenen Landes in lebendiger Hoffnung zu erblicken und bald ihn schauen zu dürfen, der uns so treu durch das Pilgertal geführt hat. In dieser Hoffnung reiche ich Ihnen die Hand.

## Auch der Pietismus muß auf der Wacht sein

Ich stamme aus einem Pfarrhaus, das von dem Geist eines Wilhelm Löhe und Hermann Bezzel geprägt war. Dieses lutherische Vätererbe gab mir beides zugleich, eine klar bestimmte Zucht und eine schöne Freiheit.

Es war für uns als Kinder selbstverständlich, daß wir unsere Spiele im Garten oder auf der Straße abubrechen hatten, wenn die Glocke vom Kirchturm zum Abendgebet rief. Der Vater kam dann aus seinem Studierzimmer in die Wohnstube herüber, und wir beteten gemeinsam den Vers: „Lieber Mensch, was mag's bedeuten, daß man tut die Glocke läuten? Es bedeutet abermals deines Lebens Ziel und Zahl. Dieser Tag hat abgenommen, so wird bald der Tod herkommen. Lieber Mensch, so schicke dich, daß du sterbest seliglich. Ach, bleib bei uns, Herr Jesu Christ, weil es nun Abend worden ist.“ Ohne daß diese tägliche Meditation meine Jugend überschattet hätte, lernte ich doch frühzeitig dadurch verstehen, in der Sprache von Martin Heidegger geredet, daß unser Leben ein „Sein zum Tode“ ist.

Unvergeßlich wurden mir seit der Konfirmation die gemeinsamen Abendmahlsfeiern mit den Eltern und Geschwistern. Die Beichte wurde schon am Samstag nachmittag in einem besonderen Gottesdienst gehalten. So blieb genügend Zeit, sich für die eigentliche Sakramentsfeier mit Ernst und Freude zu rüsten.

Am stärksten aber wirkte auf meine Kindheit und Jugend die immer wiederkehrende Wanderung durch das

Kirchenjahr. Die Adventslieder und der Adventskranz, die Fastenzeit mit ihren Passionsgottesdiensten, die Karwoche und der Pfingstkreis, das alles verstanden Vater und Mutter mit einem so lebendigen Verkündigungsgelbst zu erfüllen, daß wir Kinder davon bewußt und unbewußt nachhaltig genährt und gesegnet wurden.

Gleichzeitig mit dieser geistlichen Einübung im Christentum aber beschenkte uns das Elternhaus mit einem kaum zu beschreibenden Reichtum an Bildung und Kunst. Wenn mir mit 16 Jahren die schönsten Werke von Jeremias Gotthelf, von Gottfried Keller und K.F. Meyer vertraut waren, wenn wir im Geschwisterkreis mit Vorliebe „Richard Löwenherz“ spielten, angeregt durch die Romane von Walter Scott – es war die Frucht der Leseabende, für die sich die Eltern uns zuliebe die Zeit nahmen. Die Mutter vermittelte am Klavier Beethoven und Schubert, der Vater zeigte uns seine reichhaltigen Kunstmappen.

Durch diese Harmonie im Elternhaus bestand für mich in der Jugend kaum ein Konflikt zwischen Christsein und „In der Welt sein“. Von der Frömmigkeit und von der Sendung des Pietismus wußte ich damals nichts. Mein Vater war zwar ein begeisterter Mitarbeiter im Werk der Äußeren Mission. Aber auch der Dienst für die Weltmission kam für ihn nur in einer klar kirchlich geprägten Beauftragung in Frage.

Meine erste Begegnung mit der Welt der Erweckungsfrömmigkeit hatte ich als Student in Erlangen und Tübingen, unmittelbar nach dem Ausgang des Ersten Weltkriegs. Von der Jugendbewegung her ganz auf Abstinenz und anspruchslose Lebensführung eingestellt, fand ich keinen Zugang zu den studentischen Verbindungen und Burschenschaften, für die die Kneipe doch wesentlicher Ausdruck des geselligen Lebens blieb. So kam ich zu der DCSV, zu der Deutsch-Christlichen Studentenvereini-

gung, die mir die Wesensart des Pietismus zum erstenmal nahebrachte.

Ich erlebte, wie Studenten in einem Kleinkreis für die Professoren und Kameraden in freier Weise miteinander beteten. Wenn ein Kommilitone gefährdet erschien, weil er mit seinem ungebärdigen Triebleben nicht recht fertig wurde, wurde ein Ring um ihn her gebildet, um dem schwächsten Glied in der Kette Schutz oder Haltekraft zu verleihen. Oder man bekam die Aufgabe gestellt, ein Kapitel aus dem Propheten Jesaja zu lesen wie einen Brief, der von Gott direkt an das eigene Herz gerichtet war, und man hatte bei der nächsten Freundeszusammenkunft darüber zu berichten, wie es einem bei diesem Versuch ergangen war. Für die christlichen Studentenkongressen zu Beginn der Semesterferien galt es unter den Altersgenossen aller Fakultäten Besucher zu werben, die zunächst vielleicht keinerlei Neigung dazu hatten und die doch unter die Kraftwirkung des Evangeliums gebracht werden sollten.

Das waren lauter Dinge, die mir sehr neu waren und die mir doch einen ungeheuren Eindruck machten durch den Ernst der Hingabe und durch die persönliche Wärme im Verantwortungsbewußtsein. Ich sah auch sonst nicht eben viel von solcher Bereitschaft und fand, daß hier etwas am Werke sei, was der Kirche wider das Gesetz der Erstarrung zu einem neuen Leben verhelfen könnte.

Von Tübingen aus pilgerten wir in studentischen Wandergruppen wiederholt nach Bad Boll, wo die Nachkommen von Blumhardt Vater und Sohn die Reichserwartung lebendig hüteten. Oder wir besuchten sonntags die Stundenkreise auf der Schwäbischen Alb, wo wir „Väter in Christo“ kennenlernten, die uns angehenden Theologen an Bibelkenntnis und Bibelverständnis weit überlegen waren.

Selbst im Hörsaal trat mir damals pietistisches Erbe

entgegen, freilich in so großem Format, daß man Bedenken tragen könnte, diese Wortabstempelung dafür zu verwenden. Unser damaliger Lehrer in der systematischen Theologie, Professor D. Karl Heim, verstand es in einzigartiger Weise, unseren Geist zu sättigen und gleichzeitig unser Herz zu erwecken für den Gehorsam in der Nachfolge Christi. Diese Vorlesungen waren so aufgebaut, daß man nicht gut Zuschauer dabei bleiben konnte. Der Gelehrte auf dem Katheder war zugleich unser Seelsorger, zu dem wir auch persönlich mit all unseren inneren Nöten und Anliegen jederzeit kommen konnten.

All diese Erfahrungen und Beschenkungen haben mich dazu gebracht, den Pietismus ernst zu nehmen, ihn in Schutz zu nehmen gegenüber all den lieblosen und häufig auch ahnungslosen Verurteilungen, die ihm in der Theologie der Gegenwart zuteil geworden sind. Nach meiner Überzeugung kann die Kirche nichts Törichtereres tun, als gegen den Pietismus zu wettern. Wo in einem Haus oder in einer Gemeinde gesunde pietistische Frömmigkeit vorhanden ist, da lebt der Geist des Gebets und des Opfers, da steht das Wort Gottes Alten und Neuen Testaments hoch in Ehren, da wird um die Verwirklichung des göttlichen Willens in seinen Geboten, in der Kraft des Heiligen Geistes, ernsthaft gerungen, da strömen Herzkkräfte der Liebe und der Andacht in das Bekenntnis der Wahrheit ein, da lebt vor allem auch immer ein echtes, unmittelbares Verständnis für die Notwendigkeit der Jugendevangelisation, der Volksmission und der Weltmission.

Ursprünglich war das alles im Ansatzpunkt der Reformation gegeben: Leben aus dem Glauben und Dienst für Gott. Aber wir dürfen die Augen nicht davor verschließen, daß unserer Kirche viel von diesem Erbe verloren gegangen ist. Intellektualismus und Nationalismus haben seit dem 18. Jahrhundert die evangelische Kirche viel

schwerer verwüstet, als es zum Beispiel in der katholischen Kirche der Fall war. Von diesen Entartungen und Mangelkrankheiten sind wir heute noch nicht wieder frei. Ja, es scheint, als dürften sie erneut in unserer Kirche triumphieren. Darum sollte jeder verständige Theologe und Christ einsehen, daß es heilsam ist, wenn wir alle wenigstens mit einem Tropfen pietistischen Öls gesalbt werden.

Ich selbst habe mir zur Aufgabe gemacht, meine Vorlesungen und Seminarübungen so zu halten, daß immer wieder da und dort ein erwecklicher Ton hindurchklingt. Die Tübinger Tradition erlaubt und ermöglicht ein solches Vorgehen zum Glück ohne Not, seitdem ein Johannes Tobias Beck vor hundert Jahren in seinen berühmt gewordenen Expauken damit den Anfang gemacht hat. Deswegen schenke ich meinen Studenten gleichwohl nichts von der schweren geistigen Auseinandersetzung im Kampf um die Wahrheit. Aber sie sollen merken, daß eine gute Theologie immer auch seelsorgerlich ist. Viele meiner jungen Freunde sind dafür dankbar.

Auch auf der Kanzel halte ich es für notwendig, daß wir über eine trockene, korrekte Lehrhaftigkeit hinausgelangen, daß wir einen Ton finden, der die Hörergemeinde beschwört und ermutigt: „Heute, so ihr Seine Stimme höret, so verstocket euer Herz nicht“, und: „So bitten wir nun an Christi Statt, lasset euch versöhnen mit Gott!“

Manchmal hat man den Eindruck – wenn wir die Schweizer Situation zu der deutschen mit hinzunehmen: Man darf alles in der Kirche sein, man kann freisinnig sein, man kann anthroposophisch lehren, den religiösen Sozialismus vertreten oder katholisierenden Tendenzen Vorschub leisten, man kann mit den Kollegen in einer Stadt, an einer Gemeinde, in Streit und Unfrieden stehen, alles wird getragen und geduldet, nur Pietist darf

man nicht sein. Dagegen wendet sich von allen Seiten die Ablehnung und die Abneigung, als wäre das die schlimmste Verirrung, in die einer geraten kann. Dabei wäre doch zu fragen: Auf wen will sich denn ein Pfarrer verlassen, wenn er für seine Predigt die Rückendeckung einer lebendigen Gebetsgemeinschaft sucht, wo kann er am ehesten auf Opferbereitschaft und praktische Mithilfe bei dem Gemeindeaufbau rechnen, wenn nicht bei denen, die von dem Erbe des viel geschmähten Pietismus geprägt sind? Darum sollten wir es uns sehr überlegen, ob wir es uns in der gegenwärtigen bösen Zeit leisten können, Reformation und Pietismus, Kirche und Gemeinschaftsbewegung zu zertrennen und gegeneinander auszuspielen.

Aber nun muß ich zuletzt noch eines bekennen, was manchem Leser vielleicht nicht gefallen will. Weil ich von der Erweckungsbewegung viel empfangen habe und daraus auch nie ein Hehl gemacht habe, darum hat es sich ergeben und begeben, daß ich häufiger und gründlicher in pietistische Kreise, in Häuser und auf Konferenzen gekommen bin als vielleicht mancher andere Theologe. Dabei habe ich nicht nur all das Wertvolle und Gesegnete bestätigt gefunden, wovon eben die Rede war, ich habe infolge dieser Nähe der Begegnung und der Beobachtung auch vieles wahrgenommen, was mich mit ehrlicher Sorge erfüllt. So groß der Sendungsauftrag des Pietismus auch heute noch ist, so groß sind die mit ihm verbundenen Gefahren.

Es herrscht in den pietistischen Kreisen oftmals eine bedenkliche Selbstgerechtigkeit und Selbstgefälligkeit, die sich in lieblosem Richtgeist jedermann gegenüber äußert, der dort nicht völlig mitmacht. Man vermag nicht zu sehen, daß der lebendige Gott auch noch viele andere Wege und Möglichkeiten hat, Menschen für sein Reich zu gewinnen und sie als fruchtbare Reben in den Wein-

stock Jesu Christi einzupflanzen. Man erklärt den eigenen Lebensstil, der noch dazu mit mancherlei gesetzlichen Verengungen belastet ist, allzu unbedenklich für die allein wahre und allein mögliche Form der christlichen Existenz und stößt dadurch wertvolle Menschen an der verkehrten Stelle in ganz unnötiger Weise ab.

Der Pietismus hat sich von jeher schwer getan, ein schönes, gesundes Verhältnis zu den natürlichen Gaben und Kräften des Lebens zu finden, die doch aus dem Schöpferreichtum Gottes stammen und uns zur Freude gegeben sind. Wohl hat sich in der Beziehung, vor allem in den erweckten Jugendverbänden, in den letzten Jahrzehnten vieles in wohltuender Weise gebessert. Aber es fällt doch auf, wieviel leibliche und seelische Not, wieviel gedrücktes, gehemmttes Wesen, wieviel Schwermut man gerade in den Kreisen findet, die von der Art der pietistischen Frömmigkeit geprägt sind.

Merkwürdig berührt einen häufig auch die enge Verbindung von pietistischer Weltabkehr und erstaunlicher Geschäftstüchtigkeit. Man könnte diese Zusammenordnung ja erklären aus der Tatsache, daß der zuchtvolle, an Gott mit großem Ernst hingeebene Mensch dafür in besonderer Weise von Gott gesegnet wird, daß die zersetzenden Tendenzen der Degeneration in einem solchen Haus und Leben ihr Werk nicht treiben können. Aber es ist doch eigenartig, mit welcher Strenge in pietistischen Kreisen alles künstlerische, musische, bildungsmäßige Leben als „Welt“ verurteilt zu werden pflegt, während man in Fragen von Besitz, Geld und Güteranhäufung keineswegs auf die Welt zu verzichten geneigt ist.

Man sollte diese Nöte nicht bagatellisieren durch den Hinweis, daß zu jeder Bewegung stets auch einige Leute gehören, die als Belastung wirken und die in Geduld mitgetragen werden müssen. Es handelt sich hier vielmehr um Fragen, die von Freunden und Gegnern des Pietis-



mus gleichermaßen empfunden werden und die darum doch recht ernst genommen werden sollten. Es hat mich schon ein wenig erschüttert: als ich einmal vor einer ausgesprochen pietistischen Zuhörerschaft diese Dinge anzurühren wagte, da stieß ich dabei auf eisige Ablehnung und schmerzhaftes Befremdung. Und doch wäre zu fragen: wohin soll es kommen, wenn der Pietismus nur zum Fenster hinaus den andern Buße predigt und nicht sich selbst.

Der Pietismus verwaltet ein reiches Segenserbe, das noch keineswegs verbraucht ist. Nur ein Tor kann die Größe und die Kraft dieses Erbes bestreiten. Aber auch der Pietismus muß auf der Wacht sein, daß er nicht in einer Art konfessioneller Selbstzufriedenheit erstarrt. Es gibt heute nicht nur viel Leerlauf in der Kirche, es gibt auch viel ermattetes, formelhaftes und durchschnittliches Wesen in den Kreisen der Gemeinschaftsbewegung. Darum tun wir gut daran, uns die Hände zu reichen, uns gemeinsam zu beugen und zu sprechen: Kommt, wir wollen wieder zum Herrn, er hat uns geschlagen, er wird uns auch heilen.

## Danken und Denken

Das gehört doch wohl zusammen. Dietrich Bonhoeffer schrieb in einem Brief aus der Gefangenschaft im September 1943: „Aber jedenfalls lernt man in solchen Zeiten, dankbar werden, und wird das hoffentlich nicht wieder vergessen. Im normalen Leben wird es einem oft gar nicht bewußt, daß der Mensch überhaupt unendlich mehr empfängt, als er gibt, und daß Dankbarkeit das Leben erst reich macht.“

Das ist unsere Not, daß wir oft gedankenlos leben. Dadurch wird unser Leben oberflächlich. Es verliert seinen Tiefgang.

Ist das denn so selbstverständlich,  
daß wir gesund sind,  
daß wir Arbeit haben,  
daß uns eine glückliche Ehe und Familie geschenkt ist,  
daß wir gut leben können?

Muß uns denn erst alles aus der Hand geschlagen werden, was wir als selbstverständlich nehmen, bis wir begreifen, daß nichts, aber auch gar nichts selbstverständlich ist?

Wer denkt, nachdenkt über sein Leben, müßte doch zu fragen anfangen:

Warum geht es mir so gut?

Womit habe ich das eigentlich verdient?

Wem habe ich das alles zu verdanken?

Bin ich denn wirklich meines eigenen Glückes Schmied? Das kann doch wohl nicht sein, sonst wären doch alle Menschen glücklich. Wer wollte denn schon unglücklich sein? Aber es gibt doch so entsetzlich viel Unglück in der Welt. Könnte es nicht morgen auch mich

treffen – ungefragt und ungewollt? Und was könnte ich dagegen tun, wenn es mit elementarer Gewalt über mich käme? Haben wir schon einmal darüber nachgedacht, wie wenig wir über unser Leben verfügen? Am nachdrücklichsten wird uns das deutlich, wenn wir an unseren Tod denken. Wie viele möchten noch gern leben – und müssen sterben! Wie viele möchten gern sterben – und müssen leben! Nein – wir sind nur zu einem sehr bescheidenen Teil unseres Glückes eigener Schmied.

Vielleicht brauchen wir dunkle Zeiten, um wieder über uns nachzudenken und erlöst zu werden von unserer Gedankenlosigkeit. In „normalen“ Zeiten wird vieles gar nicht registriert. Da wird vieles einfach so mitgenommen. Da wird vergessen, „daß Dankbarkeit das Leben erst reich macht“.

Es ist schon so: Wer denkt, dankt.

*Wo sind die Hände, die mich halten,  
die Felsen, da ich stehen kann,  
wenn dieser Zeiten Sturmgewalten  
mich schlagen ganz in ihren Bann?*

*Du bist es, Herr der Ewigkeiten,  
du gibst die Kraft, wenn alles wankt.  
Du willst mit deiner Kraft uns leiten,  
wenn unser Herz in Ängsten bangt.*

*Wenn unser Tag in Not verblindet,  
du bückst dich liebend zu uns her,  
daß unsre Hand in deine findet,  
und Nacht und Furcht schreckt uns nicht mehr.*

*Du willst, daß wir das Kreuz umfassen  
auf aller Irrfahrt durch die Welt  
und uns allein auf dich verlassen,  
denn du bist's, der uns trägt und hält!*

*Fritz Schmidt-König (nach Jes. 26,4)*

# Quellennachweis

Abdrucke mit freundlicher Genehmigung folgender Verlage:

*Aussaat- und Schriftenmissionsverlag, Neukirchen-Vluyn*

S. 48: Gerhard Bergmann, Tagebuch eines Evangelisten, 1966.

S. 64: Johannes Busch, Stille Gespräche, 1966.

S. 215: Hans Dannenbaum, Von seinen Freunden, 1957.

S. 242: Hans Dannenbaum, Missionarische Kirche, 1951.

S. 200: Paul Deitenbeck, Alles ist Gnade, 1982.

S. 17: Ulrich Parzany, Im Einsatz für Jesus, 1973.

*Brendow-Verlag, Moers*

S. 42: Heinrich Kemner, Erlebtes und Erfahrenes, 1973.

S. 78: Hans Steinacker (Hrsg.), Wendepunkte – Zeugnisse von Zeitgenossen, 1984.

*Brunnen-Verlag, Gießen*

S. 250: Kurt Heimbucher, Dafür will ich Dir danken, 1983.

S. 116: Erich Schick, Vom Segnen, 1984.

S. 100, 107: Jung-Stilling, Wenn die Seele geadelt ist, 1967.

*R. Brockhaus-Verlag, Wuppertal*

S. 185: Paul Deitenbeck/Gerd Rumler, Eigentlich nichts Besonderes, 1979.

S. 76, 89, 151, 216: Jakob Schmitt, In Jesu Dienst gestellt, 1973.

*Calwer-Verlag, Stuttgart*

S. 26, 63, 75: Helmut Lamparter, Anrufe, 1978.

*Evangelischer Presseverband in Österreich, Wien*

S. 124: Georg Traar, Eine Wolke von Zeugen, 1967.

*Francke-Verlag, Marburg*

S. 110: Alfred Christlieb, Vollmacht von oben, 1968.

*Verlag Ernst Franz, Metzingen*

S. 127: Rolf Scheffbuch, 200 Jahre Kullenstunde in Hülben, 1979.

*Gnadauer Verlag, Dillenburg*

S. 84, 223, 232, 252: Gnadauer Gemeinschaftsblatt.

S. 217: Lotte Bormuth, Frohes und Ernstes aus dem Erziehungsalltag, 1983.

S. 156: Arno Pagel (Hrsg.), Sie wiesen auf Jesus, 1975.

S. 227, 236: Elias Schrenk (Hg. Arno Pagel), Seelsorgerliche Briefe, 1981.

*Hänssler-Verlag, Neuhausen*

S. 70: Hermann Flake, Die Bibel und ich, 1983.

S. 102: Luise Hubmer, Des Lebens Kraft, 1973.

*Quell-Verlag, Stuttgart*

S. 27, 39, 45, 51, 59: Wilhelm Busch, Pastor Wilhelm Busch erzählt, 1972.

*Verlag der Schriftenmission der Evangelischen Gesellschaft, Wuppertal*

S. 97, 211: Arno Pagel, Theodor Christlieb, 1983.

*Sonnenweg-Verlag, Konstanz*

S. 104: Daniel Schäfer, Fröhliches Christentum, 1955.

# *100 Jahre Gnadauer Gemeinschaftsbewegung*

**Kurt Heimbucher(Hrsg.)**

## **Dem Auftrag verpflichtet**

Die Gnadauer Gemeinschaftsbewegung –  
Prägungen, Positionen, Perspektiven

440 Seiten. Fester Einband

Beiträge zur Geschichte und zum Auftrag der Gemeinschaftsbewegung.  
Es wird deutlich, was die Gemeinschaftsbewegung ausmacht, welches  
Anliegen sie hat, welche theologische Positionen für sie typisch sind und  
wie die heutige Standortbestimmung sein könnte.

Aus dem Inhalt:

Dieter Lange: Die Anfänge der Gnadauer Gemeinschaftsbewegung

Gerhard Ruhbach: Gnadau 1933-1945

Werner Paschko: Gnadau von 1945 bis heute

Johannes Berewinkel: Wort Gottes und Theologie

Hermann Plötner: Jesus Christus, der gekreuzigte und auferstandene  
Sohn Gottes und sein Erlösungswerk

Kurt Heimbucher: Die Jesus-Frömmigkeit in der Gemeinschaftsbewegung

Helmuth Egelkraut: Gott, der Schöpfer und Erhalter der Welt,  
und sein Gebot

Fritz Grünzweig: Heilsgeschichte und Vollendung des Reiches Gottes

Erich Markert/Klaus Haag: Der Heilige Geist und seine Gaben

Siegfried Kettling: Rechtfertigung und Heiligung

Helmut Burkhardt: Wiedergeburt und Bekehrung

Karl-Heinz Bormuth: Das Lebenszeugnis des Christen in  
Gemeinde und Welt

Joachim Drechsel: Gemeinschaftspflege

Theo Schneider: Bruderschaft und Dienstgemeinschaft

Kurt Heimbucher: Evangelisation

Theo Wendel: Diakonie

Lienhard Pflaum: Gnadau und die Äußere Mission

Walter Nieke/Walter Schaal: Zum Verhältnis von Kirche und  
Gemeinschaftsbewegung in Gegenwart und Geschichte

Kurt Heimbucher: Kirche und Gemeinschaft – Eine grundsätzliche  
Betrachtung

**BRUNNEN VERLAG GIESSEN UND  
GNADAUER VERLAG DILLENBURG**

**Kurt Heimbucher/Theo Schneider (Hrsg.)**

## **Sammlung und Zeugnis**

Gnadauer Dokumente I

Die Gnadauer Pfingstkonferenzen von 1888 bis 1988  
Gnadauer Worte und Erklärungen von 1930 bis 1987

ca. 200 Seiten. Paperback

## **Besinnung und Wegweisung**

Gnadauer Dokumente II

192 Seiten. Paperback

Walter Michaelis: Das Evangelium muß das Verhältnis zur  
Volkskirche bestimmen

Julius Schniewind: Heiligung

Otto Schmitz: Widerchristliche Mächte der Gegenwart im Lichte  
der Vollendung des Reiches Gottes

Ludwig Henrichs: Die Aufgabe der Evangelisation

Erich Schnepel: Der biblische Weg zu vermehrter Geistesausrüstung

Ernst Buddeberg: Wo fängt die Schwärmerei an?  
und andere Beiträge

Offizielle Dokumente, Veröffentlichungen, Briefe, Aufsätze,  
Aufrufe aus der Geschichte der Gemeinschaftsbewegung – zum  
Teil als Faksimiledruck.

**BRUNNEN VERLAG GIESSEN UND  
GNADAUER VERLAG DILLENBURG**



„Aus Hoffnung leben“ umreißt mit einer Fülle von Beiträgen – Wilhelm Busch, Paul Deitenbeck, Gerhard Bergmann, Kurt Heimbucher u. a. –, was dem Pietismus seit jeher am Herzen lag: Glaube und Lebensführung, Stille und Zeugnis, Bewältigung von Krankheit und Leid, Leben aus Hoffnung und Dankbarkeit.

In bunter Vielfalt reiht sich Heiteres und Besinnliches, Lyrisches und Theologisches aneinander – mal kürzer, mal länger, aus älterer und neuerer Zeit.

Da gibt es Kurzporträts von Männern und Frauen, mit denen Gott Geschichte machte. Hausfrauen, Evangelisten und Theologieprofessoren erzählen, wie sich ihr Glaube im Alltag bewährt. Es gibt Beiträge, die in die Stille führen, und solche, die zur geistigen Auseinandersetzung rufen. Ein evangelisches Lesebuch zum Mitfreuen, zur Ermutigung und zum Nachdenken.

**BRUNNEN VERLAG GIESSEN UND  
GNADAUER VERLAG DILLENBURG**